This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

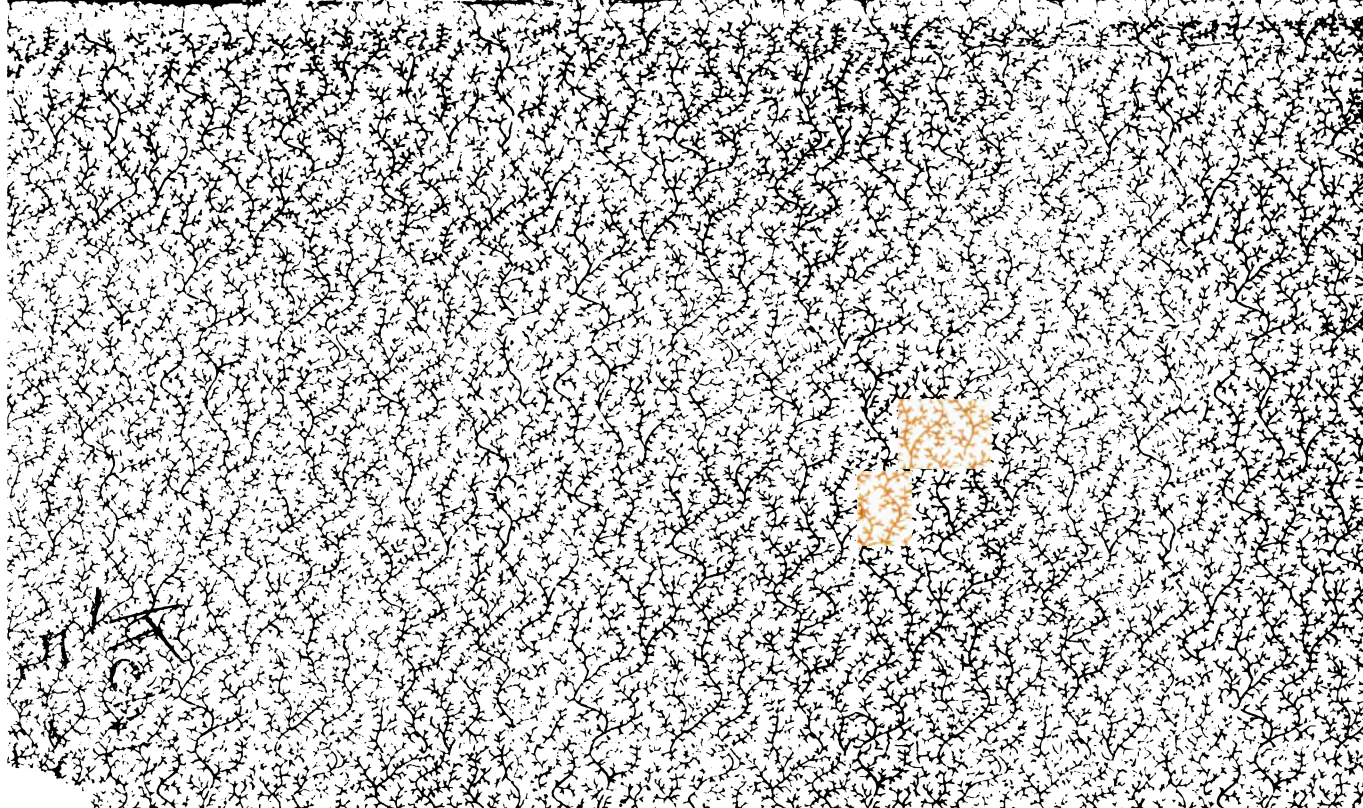
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



(Kohl)

EKD

Die

Marſchen und Inſeln

der Herzogthümer

Schleswig und Holſtein.

Nebſt vergleichenden Bemerkungen über die Küſtenländer, die zwiſchen Belgien und Jütland liegen.

Von

J. G. Kohl.

In tenui labor.

Erſter Band.

Mit eingedruckten Holzſchnitten.

Dresden und Leipzig,
Arnoldiſche Buchhandlung.
1846.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Vorwort.

Non dubito, fore plerosque, qui hoc genus scripturae leve judicent.

Aus vielen Vorgängen läßt sich schließen, daß das große Publicum des mittleren Europas, d. h. unseres deutschen Vaterlandes, seine Aufmerksamkeit jetzt mehr als sonst der Meeresküste zuwendet.

Es giebt bereits zwei Puncte am Meere, mit denen unsere Binnenländer durch Eisenbahnen verknüpft sind, nämlich Stettin und Ostende, und die Bahnen zu drei anderen solchen Puncten, Hamburg, Bremen und Triest, werden ebenfalls bald vollendet sein.

Wir Deutschen besitzen vier Seehandelsplätze vom ersten und zweiten Range, die sich größtentheils erst in neuerer Zeit zu dieser Höhe emporgeschwungen haben, und deren Schifffahrt und Verkehr in Folge

der sich jährlich günstiger gestaltenden Verhältnisse in blühendem Wachsthum und steter Ausdehnung begriffen ist. Es sind die genannten Orte Triest, Stettin, Bremen und Hamburg.

Während der letzten 30 Friedensjahre hat sich die Anzahl unserer Handelsschiffe mehr als verdoppelt, und schon reden wir viel von einer deutschen Kriegsflotte, für die wir, was allerdings jedem Dänen, Engländer oder Russen sehr räthselhaft sein muß, bisher beinahe nichts gethan haben.

Meerluft weht nach Deutschland von vier Seiten herein; nämlich vom adriatischen Meere her, wo wir durch die Genossin unseres Bundes, Triest, die Erben Venedigs geworden sind, — vom schwarzen Meere, wohin unser größter Strom sich wendet, dessen Mündungen wir gern in anderen Händen sähen, — von der Ostsee, auf der wir einst zur Zeit der Hansa herrschten, und wo Preußen, den Nachfolger der Hansa, unser Interesse vertritt, — und endlich von der Nordsee, die uns unmittelbar mit dem großen Ocean und den großen Weltinteressen in Verbindung setzt.

Da die Donaumündung uns ziemlich fern liegt, da wir das adriatische Meer, so zu sagen, nur mit einem Zipfel berühren, da die Ostsee ein Binnenmeer ist, in die Nordsee dagegen unsere drei gro-

sen Ströme, der Rhein, die Weser und die Elbe, gehen, so ist es keine Frage, daß die Leute, welche in unseren Bergen und an den Quellen dieser Ströme wohnen, auf jenen Theil unserer Gewässer ihre Blicke vorzugsweise gerichtet haben, weßhalb sie auch jenes Meer das deutsche nennen.

Zur Zeit Napoleon's und seiner Continentalsperre waren wir binnenländischer als je. Sowie die ganze Welt, so sind auch wir seitdem, so zu sagen, immer oceanischer geworden, und jene unsere Nordseeküsten sind eben diejenigen, von denen aus unsere Blicke in die oceanische Welt hinausschweifen. Jenseits jenes Meeres wohnen die Beherrscher der Meere, die Briten, und weiterhin die nordamerikanischen Republikaner. Viele Tausende unserer Landsleute wenden sich jährlich diesem Meere zu, um von da aus in der oceanischen Welt sich ein neues Vaterland zu suchen. Unsere Historiker, z. B. Lappenberg, der die alte, durch die Angelsachsen vermittelte Verbindung unseres Vaterlandes mit England behandelte, — Sartorius, der die Geschichte des Hansabundes schrieb, — unsere Naturforscher und Geographen, z. B. v. Humboldt, der über die zu jenen Meeren herabsteigenden nordgermanischen Ebenen viel Neues offenbarte, — Berghaus, welcher

Karten von der alten Küstengestaltung jener Gegenden entworfen hat, sind vielleicht auch jenem oceanischen Impulse gefolgt und haben die öffentliche Aufmerksamkeit noch mehr auf die bezeichnete Ecke gelenkt. Auch unsere Dichter sind nicht zurückgeblieben, und seitdem Heine seine „Lieder an der Nordsee" sang, sind nicht wenige „Schiffersagen" und „Seenovellen" aus jenem Meereswinkel hervorgetaucht und haben das deutsche Publicum mit Sirenengesang erfreut. Unsere Zeitungen (z. B. die Augsburger) sind jetzt mehr als je mit Nachrichten und Correspondenzen von den Mündungen der Elbe und Weser wohl versehen, und es sind in jenen Gegenden selber neue Zeitungen, z. B. die Weser- und Bremer Zeitung begründet worden, welche an der innigeren Verschmelzung des nordseeischen Deutschlands mit dem binnenländischen arbeiten. Ja selbst unsere Aerzte zeigen sich den kalten Meereswellen freundlicher und weisen ihre Patienten mehr als sonst an die frische Meeresküste zur Genesung. Nie sah man so viele Bewohner des Thüringer und Schwarzwaldes, des Erzgebirges u. s. w., in den Meeresbrandungen bei Ostende, Scheveningen, Norderney, Helgoland und den anderen zahlreichen Badeplätzen der Nordsee untertauchen, wie jetzt.

Wenn die öffentliche Aufmerksamkeit einmal erst im Großen im Gange ist und sich nach einer Gegend gerichtet hat, so pflegt dann selbst die unbedeutendste Kunde von daher willig aufgenommen zu werden, und so mag denn auch die folgende ethnographische Skizze von der Nordsee einige Hoffnung haben, nicht als völlig überflüssig zu erscheinen.

Der Verfasser schildert darin freilich nur einen kleinen Theil der von Deutschen bewohnten Länder an der Nordsee; indeß ist es gerade der Theil, der bisher am meisten vernachlässigt wurde, und dann hängt auch das einzelne Kleine selbst so innig mit dem großen Ganzen zusammen, daß man, diesen Zusammenhang immer im Auge behaltend, im Einzelnen das Ganze schildert.

Zwar enthalten diese Skizzen nichts weniger als eine umfassende Darstellung der auf dem Titel angezeigten Landstriche, es sind vielmehr nur einzelne Bemerkungen, wie sie sich gelegentlich auf der Reise und auf kleinen Meerfahrten darboten. Aber selbst solche Fahrten bieten des Charakteristischen so viel, daß man, wäre dieß nur Alles aufzufassen und in's rechte Licht zu stellen, schon etwas Nützliches gethan hätte.

Da das Wesen der Länder, oder eine Reise,

ja nur ein Schritt in ihnen, nicht verstanden werden kann ohne mancherlei Vorkenntnisse, und da auch ein Schriftsteller sie nicht zu schildern vermag, ohne eine gewisse Vorliebe für sie zu empfinden, so gehört selbst eine so unbedeutende Sache, wie es die Schilderung von Durchflügen solcher Länder zu sein scheint, zu den schwierigen Aufgaben.

Man muß die Sprache des Landes verstehen, man sollte die damit zusammenhängenden Nachbarländer wenigstens einigermaßen kennen. Man darf sich nicht damit begnügen, bloß zu erzählen, was man selbst im Lande gesehen oder gehört hat, vielmehr um dieses richtig deuten und an seinen rechten Platz stellen zu können, kann man eines weitgehenden Studiums und einer umsichtigen Lectüre der Resultate der Forschungen Anderer nicht entbehren. Man muß eine Art Beruf zu seiner Arbeit haben, sowohl einen allgemeinen Beruf zu dem Genre von Arbeiten, dem man sich widmet, als auch einen speciellen zu der eben vorliegenden Arbeit.

Obwohl nun die allgemeine und specielle Befähigung des Verfassers zur Schilderung eines Landes erst aus dem Buche selbst hervorgehen kann, so mag es doch gut sein, wenn er selbst gleich im Voraus seinem Leser etwas darüber sagt.

Ich will mir in dieser Beziehung so viel zu sagen erlauben, daß ich erstlich mitten in jenem großen Länderstriche, von dem die hier beschriebenen Marschen und Inseln einen Theil ausmachen, nämlich an der Mündung der Weser, meine Jugend verlebte, daher schon frühzeitig mehre Striche jener Erdgegend zu sehen bekam und ein großes Interesse für sie gewann, daß ich später zwei Mal die belgischen und ein Mal die holländischen Niederlande bereist, sowie auch die Mündungen der Elbe mehrfach besucht habe, daß ich einige der in jenen Gegenden gesprochenen Sprachen einigermaßen verstehe, und daß ich außerdem durch Studien und Lectüre stets bemüht war, meine Kunde von den hier berührten Ländern so viel als möglich zu erweitern, um das auf den kleinen Reisen, die ich machen und die ich beschreiben wollte, sich mir Darbietende besser zu verstehen.

Dieß Alles ist freilich nur wenig im Verhältniß zu dem, was ein Schilderer der schleswigschen und holsteinischen Marschen und Inseln wissen sollte. Allein jedenfalls kann ich mich dessen getrösten, daß ich von jenen Ländern mehr erfahren habe als mancher andere meiner Landsleute, der stets in seinen Bergen blieb. Alle Schriftsteller entwerfen ja ihre Werke nur für Die,

welche von den darin beschriebenen Ländern noch weniger wissen als sie selbst.

Diejenigen nun, welche wenig oder gar nichts von fremden Ländern wissen, thun gut, still zu schweigen und nichts über sie zu publiciren; Diejenigen aber, welche durch Studien und Forschungen tief in die Kenntniß der Länder und Völker einzudringen vermochten, sind die beneidenswerthen Lehrer der Menschheit. Zwischen Beiden stehen in der Mitte Diejenigen, welche etwas mehr verkünden können als Andere, und auch diese dürfen sich einige Hoffnung machen, ein Publicum zu gewinnen und ihren Platz in der Reihe Derer, welche sich nützlich gemacht haben, angewiesen zu erhalten.

Wagen, bei Dresden,
am 1. April 1846.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Auf der Geest . . . . . 1—17

Der Name Marsch. — Das Geschenk der See. — Entstehung der Marschen. — Delta-Länder. — Nordseemarschen. — Marsch und Geest. — Marsch- und Geestbewohner. — Oppositionen. — Geestfürsten und Marschvölker. — Holländer und Italiener. — Nordfriesen. — Friesisch und Plattdeutsch. — Holländisch und Hochdeutsch. — Friesenthümler und Friesenfeste. — Der Grützekessel. — Der Wappenspruch.

II. In der Marsch . . . . . 18—43

Der erste Friese. — Gränze zwischen Marsch und Geest. — Marschwege. — Anblick der Marschen. — Wurten. — Die Häuser der Marsch. — Hausklammern. — Fliesen. — Deiche. — Gräben und Canäle. — Besticken der Deiche. — Der Deichpanzer. — Lahnungen und Höfter. — Marschbildung. — Gräserfolge. — Eindeichung. — Schwierigkeit derselben. — Köge, Polder, Groden. — Einkoogungen. — Koog-Interessentschaften. — Octroyirte Köge. — Deichkosten. — Gestalt der Deiche. — Die Kappe.

Seite

— Vor- und hinterliegende Köge. — Deichlasten. — Deichverband. — Die Dagebüller Deiche. — Zusammenhängendes Netz.

III. Uebergang zu den Inseln . . . . . 44—60

Alluvionen. — Verlorene Landschaften. — Die Schrecken des Meeres. — Wasserfluthen. — Mandränkelse. — Große Fluth. — Wasser- und Feuerruthe. — Winterfluthen. — Friesische Heimathsliebe. — Inselkranz. — Die Halligen. — Friesische Inseln. — Ueberfahrt. — Reisegesellschaft. — Der faste Wall. — Inselfriesen. — „Sie haben 2700 erschlagen." — Abnehmen der friesischen Schifffahrt.

IV. Die Insel Föhr . . . . . 61—70

Wyk. — Das Seebad. — Keine Thürschlösser. — Sittenparadies. — Reinlichkeit und Ordnung. — Ofenlack. — Die Brücke. — Gedämpfter Enthusiasmus. — Eigene Erfahrungen. — Ungarische Sicherheit.

V. Ein Schiffervolk . . . . . 71—82

Die Inselfriesen, ausgezeichnete Schiffer. — Schleswig'sche oder friesische Matrosen. — Schifffahrtschulen. — „Kleine" und „große Fahrt." — Anzahl der Grönlandsfahrer. — Abnahme derselben. — Schifffahrt und Ackerbau. — Abnahme der Schifffahrt. — Die Windrose auf dem Festlande. — Seemännische Ausdrücke.

VI. Die Dörfer im Inneren . . . . . 83—111

Die Marsch- und die Geesthöfte der Inseln. — Inselverkettung. — Vorliegende Inseln. — Vorposten im Meere. — Inseln „treiben" lassen. — Geest-

Seite

dörfer. — Entstehung der Inseln. — Der Westen der Insel Föhr. — Oster- und Westerland. — Das friesische „um." — Individuelle Anschauungen der Reisenden. — Die Dörfer des Westens. — Bäume im Sturme. — Nord- und Weststürme. — Baumstumpfe. — Schutz im Winde. — Künstlicher Schutz. — Inselgarten. — Holzarmuth und Holzsurrogate. — Norwegische Holzzufuhr. — Rollsteine. — Wallfischknochen-Palissaden. — Salziger Torf. — Mist als Feuerungsmaterial. — „O'enbras." — Matrosenkleidung. — Schiffer als Hirten. — Hochdeutsche Phrasen. — Stufenfolge der Kenntniß des Hochdeutschen. — Hochdeutsche Bibeln und Gesangbücher. — Das Hochdeutsche, die heilige Sprache der Friesen.

VII. Die Schiffscapitaine . . . . . 112—122

Lebensgeschichten. — Der alte Capitain und seine Wohnung. — Die beiden Hauptzimmer. — Rococomöbeln. — Urtheil eines alten Capitains über die Neuzeit. — Neptun's Söhne als Priester der Ceres. — Seeabenteuer. — Fahrt um das Nordcap. — Eineisen. — Belebendes Thauwetter.

VIII. Die Wallfischfänger . . . . . 123—147

Das Schilderhaus des Schiffsjungen. — Die Verräther des Wallfisches. — Das Festsitzen der Harpune. — Der harpunirte Wallfisch und seine Manöver. — Die Flucht in die Tiefe. — Erfordernisse einer guten Harpune. — Ingeniöse eskimo-englische Harpune. — Schwimmkraft und Stärke des Wallfisches. — Flucht unter das Eis. — Zufluchtsstätten des Wallfisches im Eise. — Wallfischläuse. — Ver-

Seite

lorene Beute. — Der Tod und Todeskampf des Wallfisches. — Ausschneiden des Speckes. — Die Zähne des Fisches. — Das Wallfischjunge. — Wallfischmutterliebe. — Jagd eines Mutterwallfisches. — Das Junge als Köder für die Mutter. — Wallfischmilch. — Schwimmordnung der Wallfische. — Reicher Fang. — Der tätowirte Wallfisch. — Das Messen des Fisches.

IX. **Die decimirte Bevölkerung und ihre Kirchhöfe** . . . . . 148—170

Unglückliche Wallfischjagden. — Zerrissene Familienkreise. — Die Mutter des Schiffers. — Schifferwittwen. — Schwarze Tracht der Frauen. — Trauernde Weiber. — Abschiedsscene. — Ein Thema für einen Maler. — Matrosenbräute. — Der Petritag. — Gute und schlechte Schiffsnachrichten. — Eine Matrosenmutter. — Drei verlorene Söhne. — Neptun's Dreizack. — Grabmonumente. — Der Himmelshafen. — Das Schiff auf den Grabsteinen. — Gräber für friesische Ehepaare. — Die vom Wasser Abgeforderten. — Das bestellte Haus. — Das Heirathen der Wittwen. — Wehklagen bei den Leichen. — Die „Sörgewüffe."

X. **Ein Gerhard Dow** . . . . . 171—179

Portrait der Frau X. — Die Alte und ihr Vetter. — Reinlichkeit des Hauswesens. — Die Friedenspfeife. — Ein Koffer als Andenken. — Eine Hommel. — Sonntagnachmittagspsalm. — Blumenpflege.

XI. **Die Jüten und der Ackerbau** . . . . . 180—196

Nationalbewußtsein. — Ein Dalmatier. — Einwanderude Jüten. — Deutsche und jütische Bewegung.

Seite

— Jütische Ansiedler. — Urtheile über die Jüten. — Vernachlässigung des Ackerbaues. — Schafracen. Schafweide. — „Getüderte" Schafe. — Die Schafmelker. — Die Schafe im Winter. — Die Westseeinseln und die Färöer. — Marschenten. — Die Entenzucht. — Weite Verbreitung der friesischen Entenzucht.

XII. Der Entenfang . . . . . 197—207

Die Stationsplätze der Zugenten. — Vogelkojen. — Die Pfeifen. — Lockvögel. — Die Enten auf dem qui vive. — Die Coulissen. — Die überlisteten Enten. — Das Tödten der Enten. — Dauer der Fangzeit. — Verbreitung der Kojen. — Herbst- und Frühlingsenten. — Entenwächter. — Indianische Entenjäger.

XIII. Tauf- und Familiennamen . . . . 208—224

Uralte deutsche Namen. — Alte friesische Namen. — Zurücktreten der alten Namen. — Namensystem. — Patronymica. — Jürgen Folquerts und Folquert Jürgens. — Leitende Principien. — Folquert Arvs senior, Jung Folquert Arvs, Folquert Arvs junior. — Friesische Stammbäume. — Umänderung der Namen. — Die drei Namen der Friesen. — Gesetz und Sitte. — Meike Tetensen, geb. Jensen. — Familiennamen des Adels. — Gesetzliche Vorschriften. — Ostfriesische Namen. — Italienische Abbreviationen.

XIV. Das Westerland . . . . . 225—257

Sonst und Jetzt. — Westerland-Föhr. — Schleswigsch und Dänisch. — Inselpolizei. — Dänische Verordnungen. — Statistische Unterlassungssünde. —

Seite

Alte Kirche. — Der Glockenthurm. — Das „Karrinhuis." — Das „Korsfästeshuis." — Ein Zweiglein am Baume der Sittengeschichte. — Dorfkirchen im Norden und Süden. — Kirchenschmuck. — Die friesische Normalelle. — Altenglische Kirchen. — „Du" und „Sie". — Aristokratie des Alters. — Der Prediger und die Gemeinde. — Riesengrab. — Waldemar Atterdag's Lagerspur. — Parteiung der Alterthumsforscher. — Burg oder Viehtränke? — Claus Limbeck's Burg. — Die einzelnen Theile des Baues. — Die Sage von Claus Limbeck. — Pro und Contra. — Kreisrunde Wälle. — Mangel an Steintrümmern. — Widerlegung der militärischen Hypothese. — Friedliche Natur des Werkes. — Widerspruch der Localität. — Die Burg eine Thingstette. — Erdarbeiten als älteste Monumente.

XV. Das Fenstern. . . . . 258—275

Nachtbesuche. — Fensterbarricade. — Die Polizei und Amor. — Interessante Situation. — Die halbgeöffnete Thür. — Vermummte Halbdunkelgänger. — Begegnung. — Strichweises Vorkommen des Fensterns. — Friesische Männer und Frauen. — Der Gang der Friesinnen. — Conservirung des Teints. — Der Schleier der Friesinnen. — Nationale Frauentracht. — Veraltete Tracht. — Der königliche Besuch. — Einfahrt in den Hafen. — Dänisches Nationallied.

XVI. Friesen und Engländer. . . . . 276—299

Der friesische Ernst. — Alte Privilegien und Sitten. — Gentlemanly. — Eine Feuersbrunst. — Angelsächsische Forschungen. — Das Mutterland

Seite

der Engländer. — Friesische Elemente in Englands Blut. — Die Völkerwanderung und die Friesen. — Unterdrückung der Friesen. — Colonisten und ihre Mutterländer. — Stillschweigen der Sage. — Der Hengist- und Horsahafen. — Schulexamen über Hengist und Horsa. — Der Riesenbaum Englands und seine Wurzeln.

XVII. Schulbesuch. . . . . 291—300

Stellung der holsteinischen Schullehrer. — Mathematische und historische Kenntnisse. — Das Völkermagazin. — Schulaufgaben. — Unterricht im Hochdeutschen. — Das Plattdeutsche als Vorläufer des Hochdeutschen. — Geschichte der hochdeutschen Schriftsprache. — Sprachprocesse. — Dorfbibliotheken. — Das „Schatzkästlein."

XVIII. Die Halligen . . . . . 301—367

Die Phantasie und der Wallfisch. — Poetische Blüthen von den Halligen. — Windstille. — Seehunde. — Blick auf die Seekarte. — Untergegangene Orte. — Glockengeläute unter dem Meere. — Das Brennen der See. — Luftspiegelungen. — Das auftauchende Helgoland. — Flucht ins Boot. — Wolkenphänomene. — Bild der Halligen. — Die Schloten. — Brückenbau auf den Halligen. — Bildung der Schloten. — Die Halligmänner. — Verödung der Halligen. — Heimathliebe. — Heuernte. — Pferdeeinführung. — Sommerfluthen. — Ebbe und Fluth. — Unterbrochener Gottesdienst. — Irrige Vorstellungen. — Wurthügel. — Ein Wurtdorf. — Doppelte Wassernoth. — Regenwassermagazine. — Heuschober als letztes Rettungsmittel. — Trägheit der

Seite

Halligfriesen. — Halligschafe. — Olander Mäßigkeit. — Thee- und Kaffeepunsch. — Eine Sittenreform. — Mangel an Industrie. — Branntweinverbrauch. — Der Mäßigkeitsverein. — Tod dem Branntwein! — Die friesischen Knechte und der Branntwein. — Traurige Zukunft der Insel Hoge. — Klösterliches Inselleben. — Ein Halligprediger. — Zahlungsweise der Kirchensteuer. — Avancement der Prediger. — Empfang des Predigers. — Freundlichkeit der Insulaner. — Liebesdienste der Genstuben. — Ein Halliggärtchen. — Die Inselkirche. — Die Schule. — Predigerchroniken. — Schwierige Inselcommunication. — Wiesenwirthschaft. — Verloosung des Düngers. — Eierernte. — Der Wurtkirchhof. — Der Genius der Zerstörung. — Der Knochenberg. — Abschied von Oland. — Frisches und mattes Leben. — Rückfahrt nach Wyk.

Auf der Geest.

Gegen Mittag hatte ich endlich den inneren heidereichen Kern des nordalbingischen Landes, welches man das Herzogthum Schleswig nennt, durchbrochen und erreichte bei dem Flecken Bredstedt das schmale, niedrige, fruchtbare Küstenland auf der Westseite — die nordfriesischen Marschen*).

---

*) Der Name Marsch hängt wohl mit dem Wort „Meer" zusammen und bedeutet „meerisches Land." Auch das französische Wort „marais", das deutsche „Moraſt" und das italienische „maremma" mögen gleiche Verwandtschaft und gleiche Etymologie haben.

So wie die Marschen im Allgemeinen, so hat auch der Name fast jedes einzelnen der Marschländer und Marschvölker irgend eine Beziehung zu der Eigenthümlichkeit der Marschen, als niedriger, aus dem Wasser hervorgegangener Länder, obwohl auf den ersten Anblick diese Namen ganz verschieden und fremdartig klingen. Holland z. B. ist ohne Zweifel abzuleiten von „hohles Land." Das Wort „hohl" wird hier sehr oft blos für „niedrig" genommen; so sagt man z. B. auch bei sehr tiefer Ebbe, die See sei „sehr hohl."

Diese Marschen sind ein Geschenk der See, das sie aus dem feinen Material, welches die Eider, die Elbe und andere Flüsse aus dem Inneren des Landes heranführten, gebildet hat, indem sie dasselbe an die Küste warf und dort zu Inseln und fetten Schlammbänken aufhäufte, die nachher der Mensch durch Bedeichung sicherte und durch Bebauung benützte.

Etwas Aehnliches wie diese Marschbildung findet sich an den Mündungen fast aller großen Ströme. So haben die Mündungen der preußischen Flüsse ihre fetten Niederungen, die Danziger, die Memeler, die Tilsiter Niederung; so haben der Po, der Nil, der Ganges, der Rhein ihre Delta-Länder. Die großartigsten Marschen und Flußniederungen der Welt giebt es wohl an den Mündungen und längs den Ufern der großen süd-

---

Friesland, von „Frese" oder „Fries," d. i. schmale Kante, worin die Beziehung der Marsch zu der Geest als einem schmalen Vorlande angedeutet ist.

Land Wursten, d. i. das Land der Wurtsaten, d. h. der Leute, die auf hohen Warten (Marschhügeln) in flachem Lande wohnen.

Land Kedingen oder Kajedingen, von „Kaje," was gleichbedeutend mit „Koog," der Geest, ist. Kajedingen, d. h. eingedeichtes Land, also so viel als das Koogland.

Dithmarschen, d. i. die deutschen Marschen. Stormarschen, d. i. die Marschen der Stör.

Das Ohland (fälschlich das Ohle oder Alte Land genannt) von Oe s. v. als Insel. Ohland also Inselland, was alle Marschländer ursprünglich waren.

Elderstedt, d. h. die Stätte an der Elder. Es ist damit nicht angedeutet, daß das Land aus der Elder hervorgegangen sei.

amerikanischen Ströme, des Maranon, Orinoko. Diese Marschen beschreibt Humboldt. In ihren fetten Schlammverkleichen sich einstweilen noch die Krokodile und andere Luthiere. Der Himmel weiß, ob hier dereinst ebenso solche blühende Marschlandschaften erstehen werden.

In Nordamerika sind hie und da, z. B. am Mississippi, Marschstriche in Angriff und Anbau genommen worden, z. B. ein sehr großer im Staate Illinois, der den fettesten Schlammboden haben soll. — Die Amerikaner nennen diese fetten Gründe „Bottomgrounds“ (Bodengründe oder Niederungen). Wie interessant wäre eine Vergleichung der bebauten Marschen der großen chinesischen Ströme mit unseren Nordsee-Marschen.

Doch giebt es Flüsse, die kaum eine Spur von Marsch- oder Delta-Bildung an ihrer Mündung zeigen. Dieß kann von zwei Ursachen herrühren, entweder davon, daß der Fluß wenig oder gar kein feines Material mit sich führte, oder davon, daß die Küstenbildung zum Ansetzen dieses Materials nicht günstig war.

Die Newa z. B. ist ein sehr klarer, schlammloser Fluß, der einem großen See entquillt, — die schwedischen Flüsse fließen meistens durch sehr feste Granitbetten, und diese Ströme zeigen daher kaum einen Ansatz zur Bildung von Marschen. Es giebt andere Flüsse, die das Meer an einer sehr hohen gebirgigen Küste erreichen, wo das Wasser gleich von vorn herein sehr tief ist, und wo daher eine Anhäufung von Material, so viel dessen auch herbeigeführt werden mag, nicht leicht über die Oberfläche des Meeres heraufwächst. Bei den Flüssen Grie-

chenlands und Spaniens mag dieser Fall eingetreten sein.

Wenn der Fluß viel feines fruchtbares Material mit sich führt und zu gleicher Zeit in seinem unteren Gebiete ein flaches Land erreicht, das sich allmälig unter dem Meere verläuft, so wird die Marschbildung am leichtesten sein. Dieß ist bei der Eider, der Elbe, der Weser, der Ems und dem Rhein der Fall. Daher überall an ihren Mündungen der Ansatz so reicher und schöner Marschländereien.

Da, wo der Fluß in ein verhältnißmäßig ruhiges Meer gelangt, wird er sein Material größtentheils in der Nähe seiner Mündung, wo er zu strömen aufhört, niedersetzen, und es werden sich daher große zusammenhängende Marschländer, sogenannte Fluß-Deltas bilden.

Der Nil fällt in die südöstliche Ecke des mittelländischen Meeres, das weder so stürmisch ist, wie die Nordsee, noch auch Ebbe und Fluth und die dadurch veranlaßten mächtigen Strömungen kennt. Seine Marschen bilden daher ein breites, mehr oder weniger zusammenhängendes Delta-Land.

Die genannten norddeutschen Ströme dagegen fallen in eins der bewegtesten Meere der Welt, dessen Gewässer sowohl durch ursprüngliche Strömungen, als auch durch eine starke Ebbe und Fluth beständig in Aufregung erhalten werden. Auch sind die herrschenden Winde dieses Meeres gerade der Richtung der Ströme entgegen. Die Elbe und die Weser kommen aus Südosten, die herrschenden

Stürme aus Westen und Nordwesten. Sie verschlagen das herangebrachte Material beständig zur Rechten und Linken. — Daher kommt es, daß wir kein compactes Elb- und Weser-Delta besitzen, und daß wir den fetten Flußschlamm weit und breit zerstreut und gleichsam an das Land gestrickt finden.

Ein fetter, vielfach zerrissener Marschstrich zieht sich wie ein grüner Saum überall an den Küsten der Mündungsgebiete dieser Ströme hin, und setzt sich weit nach Norden hinauf hier und dort an Inseln, Halbinseln und Sandbänken an.

Die westlichen und nördlichen Küsten der Länder Schleswig, Holstein, Hannover, Oldenburg, Ostfriesland und Holland sind sämmtlich von diesem grünen Marschsaume umzogen. In den Ländern, die unter dänischem Scepter stehen, erstreckt er sich von Hamburg an gerechnet, fast 20 Meilen weit. Da kommen zuerst die Marschen zwischen Hamburg und Glückstadt, dann die berühmten Marschen von Krempe und Wilster, weiter nordwärts die Dithmarschen, das Land Eiderstedt und endlich die nordfriesischen Marschen, die bis in die Nähe von Ripen in Jütland hinaufgehen. Nordwärts von Ripen wird kein Schlamm mehr angespült, und die jütische Westküste zeigt daher nichts als einen kurzen Saum von Sandbänken und Dünen.

Diese Marschen bilden eine besondere Welt für sich. Schon dem äußern Auge stellen sie sich als eine solche dar. Da die Marsch ein Niederschlag aus dem Wasser ist, und keine von den wirklichen vulcanischen Küste

ihr Niveau zerrissen und gehoben, so ist sie vollkommen flach und scheidet sich daher schaarf von dem ursprünglichen, von Vulcan und Neptun im Verein gebildeten hügeligen Festlande, das ihr, wie dem Fleisch die Rippe, als Anhaltspunct diente.

Die Marschbewohner, sowohl die in Schleswig und Holstein, als die in Hannover, Oldenburg und Ostfriesland, nennen dieses Hügelland „die Geest" oder „Gast."

Die hohe, hügelige unfruchtbare Geest tritt natürlich in buntgestalteten Vorgebirgen und Landzungen in die flache Marsch hinein, und da das Gestaltungsmaterial sich zuweilen auch an schon früher durch vulcanische Kräfte aus dem Meere gehobene Inseln ansetzte, so giebt es auch Inseln, die halb Geest und halb Marsch sind.

Der Gegensatz zwischen Geest und Marsch wird daher hier zu Lande immer besprochen und beschäftigt alle Leute. Einem rechten Marschbewohner zerfällt fast die ganze Welt in Geest und Marsch. Mir erzählte Jemand, ein Marschbewohner hätte ihn gefragt, „ob Sachsen ein Geest- oder ein Marschland sei."

Die Marsch ist niedrig, flach und eben, die Geest hoch, uneben und minder fruchtbar. Die Marsch ist kahl und völlig baumlos, die Geest stellenweise bewaldet; die Marsch zeigt nirgends Sand und Heide, sondern ist ein ununterbrochener fetter, höchst fruchtbarer Grasteich; Acker an Acker, Wiese an Wiese; die Geest ist heidig, sandig und nur stellenweise bebaut. Die Marsch ist von Deichen und schnurgeraden Canälen durchzogen, ohne Quellen und Flüsse, die Geest hat Quellen, Bäche und Ströme.

Ich sage, also schon dem äußeren Auge stellt sich die Marsch in ihrem schneidenden Contraste mit der Geest als eine eigenthümliche Welt für sich dar. Mehr noch tritt dies hervor, wenn man die moralischen Verhältnisse der Bewohner untersucht.

Die eigenthümliche Beschaffenheit des Landes macht einen eigenthümlichen Ackerbau nöthig, und dieser bedingt, sowie die Art zu wohnen, so überhaupt die Sitten vielfach. Ganz eigenthümliche Kunst und Kenntniß erfordert die Eindämmung und Vertheidigung des Landes gegen die Angriffe des Meeres, die Errichtung und Erhaltung der Deiche. Diese Deichbauten, die dabei vorkommenden Arbeiten, die Schleusenanlagen und die Canalanlagen zur Ableitung der süßen Gewässer erfordern so mancherlei Uebung, daß nur ein Volk, das seit langer Zeit in einer solchen Gegend wohnt, alles dabei Nöthige leisten kann. Der Reichthum, den die Leute in den Marschen erlangten, machte sie stolz und freiheitliebend.

Die Möglichkeit, ihr Land und ihre Freiheit durch künstlich veranlaßte Ueberschwemmungen vor feindlichen Einbrüchen zu sichern, that dieser Freiheitsliebe noch mehr Vorschub, und so bildete sich denn von Holland und den Mündungen der Maas an bis in die Mitte der cimbrischen Halbinsel (Jütland) hinauf eine ganze Reihe kleiner, mehr oder weniger unabhängiger Marsch-Demokratieen, die selbst noch heutiges Tages, obgleich sie allmälig ihre Souveränität verloren haben, als mit besonderen Privilegien und Communalrechten begabte Ländchen exi-

stiren. Solche Ländchen sind in Hannover und Oldenburg: das Land Hadeln, das Alte Land, das Land Kehdingen, das Land Stedingen, die Landschaft Jever und viele andere, und auf den cimbrischen Halbinseln sind es die oben genannten und einige andere.

In der ganzen Welt pflegen die Bewohner zweier von Natur sehr verschiedener Landstriche mit einander in Opposition zu treten und in einer langen Reihe von Kriegen sich zu bekämpfen.

So stehen in Syrien und Arabien die Bewohner der Sandwüste und die der reichen phönizischen Küste und der fruchtbaren Nil- und Euphrat-Niederungen im Laufe der ganzen Geschichte einander gegenüber. So stritten die griechischen Inselbewohner lange mit denen vom Festlande. So kämpften die armen Schweizer-Alpenhirten mit den großen Herren, die aus dem reichen ebenen Burgund heranzogen. Kurz, wo man hinblickt, ist Wüste und Fruchtland, Insel und Continent, Berg und Ebene mit einander in Opposition, und so sind es an der Nordsee Marsch und Geest stets gewesen. Doch kamen hier, in umgekehrtem Verhältniß mit der Schweiz, die großen Herren immer von den Höhen, und die Freiheit wurzelte in den Ebenen.

Die Grafen von Holland, die Grafen von Oldenburg, die Fürsten in Lüneburg und Hannover, die Erzbischöfe von Bremen, die Grafen von Holstein, die Herzöge von Schleswig, die Könige von Dänemark und noch Andere haben unzählige Feldzüge in die Marschen gemacht und mit den freien Bewohnern derselben blutige

Kriege geführt, die erst nach langen Jahrhunderten mit Unterdrückung, wo nicht der Freiheit, doch der souveränen Unabhängigkeit derselben eben so endigten, wie die Kriege der Fürsten mit den kleinen unabhängigen Reichsrittern und mit den freien Reichsstädten.

Gewöhnlich pflegt ein besonders gestaltetes Land nicht nur besondere Sitten hervorzubringen, sondern auch schon von Haus aus einem ganz besonderen Volke zum Anhaltepuncte zu dienen. So haben in Böhmen und Mähren deutsche Stämme die Gebirge besetzt, während die Ebenen von Slaven eingenommen werden. So findet man in Corsika im wilden Inneren einen anderen Volksstamm als auf den bebauten Küsten. So giebt es in der ägyptischen Wüste den freien Araber, während in dem ägyptischen Delta der Kopte wohnt.

Dasselbe zeigt sich in der Marsch und der Geest.

Keine Nation hat sich in allen den bezeichneten Marschdistricten wichtiger und größer gezeigt als die der Friesen, und der ihnen verbündeten Holländer. Sie haben einst, wie es scheint, den ganzen großen, weit über 100 Meilen langen, fast ununterbrochenen Marschsaum bewohnt, der sich von der Mitte der cimbrischen Halbinsel bis an die Gränzen von Belgien erstreckt. Ihre Nachbarn im Süden und Westen sind fast auf dieser ganzen Strecke die Deutschen niedersächsischen Stammes gewesen.

So wie die obersächsischen Deutschen ein wahres Bergmannsvolk sind, so wie sie überall, im Harzgebirge, im Wendenlande, im Erzgebirge, in Ungarn und

auch in anderen Ländern, wo es Arbeit für den Bergmann gab, sich colonisirend ausgebreitet haben, so sind die Holländer und die Friesen ein wahres Marschvolk, das man überall zu Hilfe rief, wo es Marschen einzudeichen, wo es Wasserbauten auszuführen gab, und das sich daher in dem ganzen bezeichneten Gebiete verbreitete.

Nach den Holländern und Friesen sind wohl die Italiener als die vornehmsten Marschbewohner und Wasserbaumeister Europas zu nennen. Sie haben ihr Venedig wie die Holländer ihr Amsterdam. Sie haben ihre Maremmen, wie jene ihre Marschen. Sie haben ihr canalisirtes und bedeichtes Po-Delta, wie jene ihr canalisirtes und bedeichtes Rhein-Delta.

Auch haben die Italiener nach den Holländer-Friesen am meisten über Deich- und Wasserbau geschrieben. Doch in einem Puncte sind sie schwächer als die Holländer. Sie wissen nämlich nichts von Ebbe und Fluth und von allen den complicirten Werken, die dieses Phänomen nöthig macht.

Es scheint mir, als ob die Italiener und Holländer-Friesen sich in den Wasserbau Europas so theilten, daß die Holländer bei allen Wasserbauten des Nordens, die Italiener bei den mehrsten des Südens am meisten thätig sind. Die Hafenbauten in Petersburg, in Kopenhagen und anderen nordischen Städten sind nicht ohne die ersteren zu Stande gebracht, selbst die Bremer Hafenbauten sind noch neuerdings durch sie bewerkstelligt worden. Auch deichten, canalisirten, gruben und schanzten die Holländer fast in allen Zonen der außereuropäischen Welt. —

Italiener findet man dagegen z. B. fast bei allen Wasserbauten in den österreichischen Staaten beschäftigt.

Die Tendenz zur Zerstückelung, welche durch die Beschaffenheit ihres in kleine Parcellen vertheilten und überall angesetzten Vaterlandes gegeben war, war indeß der Existenz der friesischen Nationalität schädlich, und als sich große Staaten innerhalb des Gebietes des niedersächsischen Stammes bildeten, unterlag dieselbe der andrängenden Uebermacht der Fremden. Fast überall wurde die friesische Nationalität vernichtet, die Friesen lernten Plattdeutsch und verschmolzen mehr oder weniger völlig mit den Niedersachsen.

Dieß geschah in den Marschen der Elbe, Weser und Ems, im Bremischen, Stadischen und Oldenburgischen, ebenso in Ost- und Westfriesland, wo es nur noch wenige Striche giebt, in denen Friesisch gesprochen wird. Doch mag sich wohl auch hier noch in dem kräftigen freiheitsliebenden Sinn, so wie in manchen anderen Eigenthümlichkeiten der Marschbewohner, friesische Abstammung verrathen.

Am meisten hat sich bisher die friesische Nationalität in denjenigen Marschen bewahrt, denen ich jetzt zureiste, in den schleswig'schen Marschen, und auf den vielen kleinen Inseln, die an ihrer Küste liegen; doch weicht sie auch hier mehr und mehr dem niedersächsischen Uebergewichte.

Im Gegensatz zu West- und Ostfriesland nennt man den bezeichneten, von Friesen bewohnten Landstrich Nordfriesland. Es ist ein kleines Ländchen von etwa 10 Meilen Länge und beginnt im Süden vor den Thoren

der Stadt Husum und endet im Norden vor den Thoren der Stadt Tondern.

Der Flecken Bredstedt liegt ungefähr in der Mitte des bezeichneten Strichs und zwar, wie die meisten Flecken und Städte dieser Gegenden, auf der Gränze der Geest und der Marsch, auf einem Vorsprunge oder einer Landzunge, welche von der Geest in die Marsch hinaussetzt. — Er ist eine Art Centralpunct für die Nordfriesen, die daher auch vor einiger Zeit hier ihr Nationalfest gefeiert haben. Nichtsdestoweniger sprechen die Bewohner des Fleckens nicht Friesisch, sondern Plattdeutsch, wie dieß in allen den wenigen Flecken, die es in Friesland giebt, der Fall ist.

Die plattdeutsche Sprache ist mehr ausgebreitet und mächtiger und daher vornehmer als die friesische, die nie Schriftsprache wurde und nur von wenigen Menschen verstanden wird. Die plattdeutsche Sprache ist hier überall die Sprache der Schiffer und des Marktverkehrs, und sie setzt sich daher in den Städten und Marktflecken zuerst fest, um von da aus das platte Land zu erobern. Nur in den entlegenen Dörfern, Bauerhöfen und Inseln wird noch rein Friesisch gesprochen.

Die Sprachverhältnisse in Nordfriesland sind so bunt und interessant, wie nur immer möglich, und ich will gleich im Voraus hierüber so viel bemerken, als nöthig ist, um das Folgende zu verstehen.

Die Grund- und Muttersprache des Volks ist die friesische. Sie weicht so sehr von dem Plattdeutschen, Hochdeutschen und Holländischen ab, daß man sie durchaus

keiner dieser Sprachen als Dialekt zuzählen kann, sondern das Recht eines eigenen deutschen Hauptdialekts für sie vindiciren muß. Sie weicht von jedem anderen deutschen Dialekt mehr ab als das Holländische und ist einem Ober- oder Niederdeutschen fast eben so unverständlich, wie das Dänische.

Uebrigens fiel es mir gleich bei meinem Eintritt in Friesland auf, daß, bei aller Eigenthümlichkeit ihrer Sprache, die Friesen doch wenigstens ein Wort mit uns gemein haben, welches ich höchst wunderbarer Weise bei allen deutschen Volksstämmen, die ich kennen lernte, ohne Ausnahme gefunden habe. Und zwar ist dieß allen Deutschen gemeinsame Wort nicht ein deutsches, sondern ein französisches. Ich meine das Abschiedswort „Adieu". Auch die Friesen sprechen beim Abschiede „Atjo" oder „Atje" oder „Atjes."

Wie wunderbar ist es, einen ganzen Haufen sonst so vielstimmig und verschieden denkender Völkerstämme ganz einstimmig auf ein einheimisches vaterländisches „Lebewohl" verzichten und für eine so alltägliche und gewöhnliche Sache ein Wort aus der Fremde herüber holen zu sehen. Wunderbar und unerklärlich!

Das Christenthum wurde den Friesen von den Deutschen aufgedrungen, die ihnen anfänglich plattdeutsch predigten und lehrten, und danach, als das Plattdeutsche vom Hochdeutschen unterdrückt wurde, hochdeutsch. Gepredigt, gelehrt und geschrieben wird jetzt überall in Friesland in der hochdeutschen Sprache. Und alle Friesen haben daher, aus der Schule wenigstens,

so viel Kenntniß des Hochdeutschen, daß sie den Prediger, die Bibel und das Gesangbuch verstehen.

Das Plattdeutsche verstehen alle die, welche als Schiffer zur See fahren, so wie auch nach dem, was ich sagte, die meisten Bewohner der Marktflecken.

Von Norden her dringt endlich auch die dänische Sprache in Friesland ein. Es kommen von dort in die friesischen Marschen und Inseln viele Einwanderer, die sich dann hier niederlassen und ihrer Sprache etwas Eingang verschaffen.

In dieser Zeit der Eisenbahnen, der Dampfschiffe und der immer weiter um sich greifenden und Alles egalisirenden Cultur, in dieser merkwürdigen Zeit, in welcher man ein Zusammenstürzen aller nationalen Vorurtheile und Verschiedenheiten als nahe bevorstehend ankündigt, und in welcher daher zur Gegenwirkung gegen diese Tendenz alle kleinen und großen Nationen sich erheben und mehr als je hinter den Eigenheiten ihrer Nationalität sich zu verschanzen suchen, haben denn auch die Nordfriesen ihr Haupt erhoben und thun ihr Möglichstes, um das ersterbende Nationalgefühl in ihren Stammgenossen anzuregen und zu erwärmen.

Es sind in den letzten Jahren viele kleine und große Broschüren erschienen, um diese Tendenz zu fördern, z. B. „Fünf Worte an die Nordfriesen" von diesem, „die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen" von einem anderen Friesen und andere solche Büchelchen, bei deren Lectüre man mehr Rührung und Mitleiden empfindet, als Befriedigung und Belehrung gewinnt.

Man sammelt die Volkssagen der Friesen, man arbeitet an einem friesischen Lexikon, man hat sogar angefangen, hie und da einige Bücher in friesischer Sprache herauszugeben. — Kurz man verfährt in den friesischen Marschen ganz so, wie in den kroatischen, illyrischen und slavonischen Gränzgebirgen, wie in Wales, wie in den schottischen Hochlanden, wie in dem irischen Westen und anderen Ländern.

Endlich hat man auch seit einigen Jahren angefangen, friesische Nationalfeste zu feiern. — Das erste fand, glaube ich, vor drei Jahren statt, und das zweite einige Wochen vor meiner Ankunft in Bredstedt.

Es waren dazu viele Friesen aus allen Kirchspielen des Landes und von allen friesischen Inseln (es sind deren etwa zwanzig) zusammengekommen, Männer, Frauen, ganze Familien. Sogar aus dem entfernten Helgoland waren Deputirte erschienen. Der Ort war mit Blumen und Laub geschmückt, man hielt lange Reden unter freiem Himmel, man sang Lieder, tanzte am Abend und erfreute sich an der Idee, ein Friese und ein Deutscher zu sein.

Die Reden mußten indeß in hochdeutscher Sprache gehalten werden, so wie dieß auch die allgemeine Conversationssprache war, — weil die friesische Sprache wahrscheinlich in Folge dessen, daß sie nie Schriftsprache geworden ist*),

*) Nur die alten Gesetze der Friesen sind in friesischer Sprache geschrieben, z. B. die berühmten sogenannten „Willküren der Brockmänner."

keinen Dialekt zum allein herrschenden und allgemein verständlichen erhoben hat.

Ich kenne keine Sprache, die Sprachen der kaukasischen Gebirgsvölker vielleicht ausgenommen, welche so viele ganz verschiedene Dialekte hätte, wie das Friesische. Fast auf jeder Insel und fast in jedem Kirchspiele herrscht ein anderer Dialekt, der nicht nur einen verschiedenen Accent, sondern zum Theil auch ganz andere Ausdrücke und Worte hat. — Der Unterschied ist so groß, daß die Leute zuweilen Mühe haben, sich unter einander zu verstehen, und daß sie sich oft mit Nachfragen über die Bedeutung einzelner Wörter unterbrechen müssen. — Hätte daher bei jenem Feste Jeder seinen Dialekt sprechen wollen, so wäre die Verwirrung in Bredstedt fast so groß geworden, wie einst in Babylon.

Das Wappen der Friesen ist ein Grützekessel über dem Feuer. Dieß scheint mir, besonders für eine kleine Nation, ein viel vernünftigeres Wappen als Löwen, Adler oder dergleichen. Denn in der That, um den Herd und um das, was darauf gekocht wird, dreht sich doch am Ende der größte Theil aller Nationalbestrebungen und Kämpfe. Um unserem Herd herumsitzend, wollen wir unsers Grützes ungestört für uns essen, dachten die Friesen, indem sie hinter dem, auf der Fahne flatternden Grützekessel herzogen.

Es ist darin auch, scheint mir, angedeutet, daß sie nur Vertheidigungskriege führen wollen, die einzigen rechtmäßigen Kriege, die es giebt.

Uebrigens könnte man geneigt sein, aus jenem be-

sagten Kessel einen Grund für die Ansicht der Gelehrten herzunehmen, welche behaupten, daß der Name der Friesen oder Fresen von „Fressen" abzuleiten sei, was sonst schwer zu glauben ist.

Das Motto aber, welches die Friesen unter ihr Wappen schrieben, ist noch bedeutungsvoller als der Kessel selbst. Es ist energisch, lakonisch und drückt mit zwei Worten den Hauptgedanken, der allen kräftigen Nationen in der Seele steckt, aus. Es lautet: „Liewer dued üs Slaav" (lieber todt als Sklave).

Noch jetzt ist dieser Spruch nicht ohne Bedeutung, obwohl die Friesen ihre Souveränität verloren haben. Die Souveränität ist nur ein Theil der Unabhängigkeitsrechte eines Volkes, und man kann dieselbe einem Anderen abgetreten und sich doch den Rechts- und Freiheitssinn in Bezug auf viele andere Gerechtsame erhalten haben.

Die Friesen genießen noch jetzt bei allen ihren Nachbarn den Ruf, daß sie mit großer Eifersucht auf ihre alten Communalrechte und Privilegien halten, und daß sie sich nicht so leicht eins derselben entziehen lassen.

Auch rühmen sich die Friesen selbst gern ihres freiheitsliebenden demokratischen Sinnes. „Wir Friesen sind alle unter einander gleich, und wir haben keine Aristokratie unter uns geduldet," war das Erste, was sie mir sagten, als ich zum ersten Mal mit ihnen zusammentraf. Es ist doch ein Satz, der noch mancher näheren Beleuchtung fähig wäre.

In der Marsch.

Tacitus, Plinius und Ptolemäus hatten mich von Jugend auf so neugierig auf die Friesen gemacht, die Tacitus geradezu für die kräftigste und mächtigste Nation im Norden von Deutschland erklärt, daß ich recht gespannt war, den ersten ächten Friesen aus der Marsch zu erblicken. Ich nahm den Postillon, der sich von Bredstedt aus auf den Bock meines Wagens setzte, für einen solchen, denn er entsprach ganz der Idee, die ich mir von einem Friesen gebildet hatte. Er war sehr breitschultrig und großknochig, hatte blaue Augen, blonde Haare, dicke Backen, frischen Teint und grobe Knochen. Ich redete ihn erst plattdeutsch, dann hochdeutsch an. Aber er verstand mich nicht. Endlich redete ich auf das Dänische. Da verklärte sich sein Gesicht, und es fand sich, daß ich einen ächten Cimbrer, einen Nordfriesen vor mir hatte. Diese Leute kommen hier als Knechte, Handlanger, Postillone viel ins Land.

Kaum hatten wir das Gebirgchen Bredstedt verlassen, so rollten wir von dem hohen Rande des Geestlandes in die tiefe Marsch hinab. Das Marschland theilt sich von der Geest so scharf ab, daß man die Gränze meistens mit einem Stocke angeben kann. Ich sagte meinem Kutscher, er solle da anhalten, wo wir an die Marsch kämen.

Er that es, und es fand sich, daß die Pferde mit den Füßen schon in dem klebrigen Moorschboden steckten, während die Hinterräder unseres Wagens noch auf dem sandigen trocknen Geestwege standen.

Nach anhaltendem Regenwetter sind die Marschwege fast unpassirbar. Sie gleichen dann ganz denen Wegen im ungarischen Banate und in Südrußland. Ihre Oberfläche wird zu einem so tiefen, klebrigen, dickmasigen Schlamme, daß im Herbst zuweilen geradezu aller Verkehr in den Marschen aufhört. Muß man reisen, so ist man zufrieden, wenn man zwei Stationen an einem Tage zurücklegt. Auch bei trockenem Wetter fährt sich's auf den wenig befahrenen Wegen nicht sehr bequem; denn der tiefe Boden erstarrt zu einer sehr unebenen compacten Masse, und man fährt darauf wie auf gefrorenem Schmutz. Auf den vielbefahrenen Wegen aber, wo sich diese Unebenheiten bald wegschleifen, geht es herrlich.

Ganz so steht es mit den Wegen in allen Nordseemarschen, ganz so mit den Wegen in Südrußland, im Banat und auch in der Hanna, dem fetten Flußmarschlande in der Mitte von Mähren.

Obwohl ich die Marschen schon oft gesehen hatte, so überraschte mich doch auch hier wieder der Anblick dieser eigenthümlichen Bodengestaltung.

Vor mir, zur Rechten und zur Linken, lagen unabsehbare Wiesenflächen, in der Nähe und Ferne mit Heerden weidender Rinder bedeckt, selbst von den entlegensten Weiden schimmerten noch wie Wiesenblümchen die bunten Rücken der Ochsen und Kühe.

Wie die Kinder, so sind auch die Wohnungen der Leute weit und breit verstreut. Sie liegen auf künstlich aufgeschütteten Hügeln von 10 bis 16 Fuß Höhe, die „Wurten“*) genannt werden, und die den Leuten mit allen ihren Habseligkeiten als Zufluchtsorte bei großen Ueberschwemmungen dienen.

Auf solchen Wurten wohnen nicht nur die Friesen, sondern überhaupt alle Leute an der ganzen Küste von Schleswig und Holstein bis nach Hamburg hin, an allen Ufern der untern Elbe und Weser, der Jade, der Ems und in einem großen Theile der Niederlande. Natürlich haben aber diese Wurten in den verschiedenen Gegenden verschiedene Höhe. Und in manchen Gegenden, welche durch gute Eindeichung jetzt gegen Ueberschwemmung geschützt sind, sind sie zwar überflüssig, aber doch noch in Gebrauch, weil sie einmal da sind, und vielleicht auch, weil es Sitte wurde, so zu wohnen.

Die ganze Landschaft sieht aus, als wenn hier das wahre Geburtsland des englischen Sprüchworts: „my house is my castle“ sein müßte, und gewiß steckt viel von dem Geiste, der in diesem Sprüchwort angedeutet ist, in den Friesen. Wie Burgen ragen die Hügelwohnungen aus dem Grasmeere hervor, und man sieht bis weit an die Gränze des Horizonts noch viele solche Burgen auftauchen.

Auf die genannten Wurten wird nach Bedarf mit

*) In anderen Marschgegenden heißen sie „Warfen“ oder „Werfen“ oder „Warten.“

hinaufgezogen, was die Feuchtigkeit der Wiesengründe nicht vertrüge, nämlich das Gemüsegarten. Kohl und Rüben werden überall an den Abhängen dieser Hügel gebaut. — Eben jetzt waren die Warten alle von dem in der Blüthe stehenden Senfsamen gelb gefärbt. Auch steht hier und da ein Baum auf dem Gipfel neben dem Hause.

Sonst ist in der Marsch selbst nirgends ein Busch oder Baum zu erblicken. Auch diese Baumlosigkeit hat sie mit der Hanna in Mähren, mit dem Banat in Ungarn und mit einigen anderen von mir bezeichneten Landstrichen gemein.

Die Häuser sind hier in einem ganz anderen Stile gebaut als auf der Geest. Sie sind nur einstöckig, klug, von Ziegeln, ohne vielen Holzaufwand wie in Holland. Und über den niedrigen Thüren ist immer ein kleiner schmaler Bogen, der schneeweis angekalkt ist, der einzige übertünchte Streifen am ganzen Hause. Ich muß diesen weißen Bogen für nationat friesisch halten, da ich ihn sonst nirgends, hier aber überall gesehen habe. Neben den Thüren findet man immer zwei eiserne Ringe eingeschlagen, um, wie man mir sagte, Reitpferde daran anzubinden; denn bei der argen Wegelosigkeit der Marsch im Herbst und Winter reiten die Bewohner lieber zu einander, selbst die Weiber, die von ihren Männern hinten auf das Kreuz des Pferdes genommen werden, wie man dieß auch in Holland und in allen Weser- und Emsländern, nie aber im Inneren und Süden von Deutschland sieht.

Um den Ziegelwänden der Häuser mehr Festigkeit zu geben, mauern ihre Architekten häufig große Eisen-

fähle ein, die auswärts zwei lange Arme, Anker oder Klammern haben. Auch an den alten Häusern in Hamburg, Bremen und in den benachbarten Städten sieht man eine Menge solcher Anker- oder Klammern verschwendet. Wenn in die Mauern der Kirchthürme ein Riß kommt oder sonst etwas baufällig wird, so bohren sie gleich ein paar immense, oft zentnerschwere Klammern ein, welche die schadhafte Stelle zusammenhalten. Alle Kirchthürme, die oft solchen Reparaturen unterworfen werden müssen, erscheinen dann oft ganz mit solchen eisernen Klammern gepanzert. Häufig giebt man diesen Klammern statt der Armform auch die Gestalt von Buchstaben oder Zahlen, die das Jahr der Erbauung des Hauses oder den Namen des Besitzers andeuten. So fand ich z. B. ein Haus, an dem sich die großen eisernen Buchstaben „I. B." ein paar Dutzend Male wiederholten und in einem langen Buchstabenkranze um die Mauern herumliefen.

Auch in alten holsteinischen und schleswigschen Städten findet man diese eisernen Jahreszahlen und Namenszüge an den Häusern.

Ich besah gleich unterwegs das Innere einiger dieser Häuser und fand es ungemein reinlich und nett. Wie in Holland waren die Wände der Stuben mit Fliesen ausgesetzt. Diese Fliesen sind im Inneren von Deutschland gar nicht bekannt. Es sind kleine dünne platte viereckige Fayencestücke von 5 Zoll im Quadrat. Auf der Oberfläche ist jede Fliese weiß glasirt und mit irgend einer kleinen flüchtigen Zeichnung, z. B. von einem Schiffe,

einem Häuschen, einem Wanderstamm, einem Reiter oder dergleichen gesetzt.

Die Zimmerwände werden damit von oben bis unten ausgesetzt und nehmen sich daher wie große Schachbretter aus. Es giebt natürlich nichts Reinlicheres als diese Fliesenzimmer, denn es haftet keinerlei Schmutz daran; man braucht sie nur zuweilen mit einem feuchten Tuche abzureiben. So weit die Marschländer gehen, so weit gehen auch diese Fliesen. Die Friesen sagten mir, sie bekämen sie aus Holland.

Einen sehr charakteristischen Zug bilden in der Landschaft die Deiche, die sich in langen Linien durch die Wiesen strecken. Man unterscheidet sie in Binnen- und Haf- oder Seedeiche. Mit dem letzteren Namen wird der äußere Deich, der gegen die See schützt und unmittelbar an der Küste hinläuft, bezeichnet.

Wenn das Land nach dem Meere zu anwächst und dann durch seine Eindeichung ein neuer Hafdeich entsteht, so wird der alte Hafdeich dadurch ein Binnendeich. Man läßt diese Binnendeiche bestehen, weil ihre Wegschaffung sehr kostspielig sein würde, und weil sie auch beim Durchbruch des Hafdeichs noch schützen können.

Weil die Deiche meistens erhaben und daher trockener sind als die tiefliegenden Marschen, so fährt man gern auf ihren Rücken hin, und es bilden sich daher namentlich auf den Binnendeichen Wege aus. Auf den Hafdeichen zu fahren, erlaubt man aber nicht in allen Marschländern, weil die Wagen dem Deiche schaden. Man sperrt sie daher mit Wegebäumen. Doch kann

man hie und da im Nothfall Schlüssel zu diesen Räumen erhalten und dann auch die Hafdeiche benutzen.

Die auf den hohen Deichen sich bewegenden Wagen, Fußgänger und Reiter gewähren in der Ferne, wenn sich ihre dunkelen Gestalten gegen den hellen Horizont groß und hoch projiciren, einen eigenthümlichen Anblick. Sie sehen gespenstisch aus, und man begreift, warum die Marschbewohner so oft Gespenster auf den Deichen wandern sehen.

Als letzten Charakterzug muß man noch der tiefen Gräben erwähnen, die um alle Marschwiesen und Marschäcker gezogen sind, um sie trocken zu legen, und dann der Canäle und Schleusen, um die süßen Landgewässer in's Meer abzuführen. Die Gräben waren jetzt zum Theil trocken und voll Vieh, das darin graste.

Die Kühe schienen mir alle außerordentlich zahm, sanft und klug. Denn eine jede, bei der wir vorüberfuhren, hob ihren Kopf aus dem Grase empor, blickte uns neugierig an und brüllte, als wollte sie uns begrüßen. Einem Ochsen, der eben das ganze Maul voll Gras hatte, wollte dieser Gruß aber nicht völlig gelingen. Er mochte seinen fetten Bissen nicht fahren, doch aber uns auch nicht unbegrüßt lassen; er brüllte also, verlor aber dabei etwas Gras aus dem Maule, fing schnell wieder an zu kauen, brüllte wieder und verschluckte sich dabei dermaßen, daß er bemitleidenswürdig zu husten anfing und fast unsere Hilfe nöthig hatte. Ich halte diese Bemerkungen nicht für müßig, weil ich finde, daß sie mit Beobachtungen anderer Marschreisender überein-

stimmen, der ebenfalls oft die Bemerkung machen, daß sie die Marschleute zähmer und klüger fanden als die Geestleute, und weil der Zustand der Sphäre überall ihre Herren, die Marschen, charakterisirt.

Wir fuhren 6 Stunden weit durch die Marsch. Als wir am Hasdeiche und am Meere ankamen, fanden wir dort mehre Hundert Leute mit der Ausbesserung des Deiches beschäftigt. Sie waren bemüht, ihn mit Stroh auszustopfen, und nannten diese Arbeit das „Besticken des Deichs.“ Einige machten aus Stroh (ich glaube, es war Schilfstroh) eine Art kurzer dünner Bündel oder Seile. Andere hatten sich mit eisernen Spitzen um hölzernen Griffen bewaffnet, bohrten damit Löcher in die Böschung des Deiches und stopften das kurze Strohseil mit dem einen Ende fest hinein. Eben so stopften sie dann auch das andere Ende in die Erde, so daß das Stroh nun mit einem fest angespannten Bogen etwas darüber herausguckte. Auf diese Weise setzten sie ein Strohbündel dicht neben das andere, so daß der ganze Deich wie mit einem Stroh-Canevas bedeckt erschien.

Dieses Strohbesticken findet nur bei den vom salzigen Seewasser bespülten Deichen, nicht bei den Flußdeichen statt. Denn das Meer läßt, so weit es bei den gewöhnlichen alltäglichen Fluthen hinaufsteigt, kein Gras am Deiche aufkommen, und gerade diese Grasnarbe ist zur Schützung des Deichs ein mächtiger Panzer. Die lockre, leicht aufzuweichende Erde wird von den Wellen und den noch gefährlicheren Eisschollen bald an-

genagt und zerstört. Um dieß Annagen nun zu verhindern, tritt an die Stelle des Grases der Strohbestick, und ist so weit nöthig, als das Meer die Grasnarbe am Deiche zerstört hat.

Die Leute sagten mir, die Bestickung geschehe zuweilen zwei Mal im Jahre, einmal im Frühling, wo die Eisschollen in der Regel schon alle Strohmaschen mürbe gemacht und oft ganz abgesägt und wegrasirt hätten, und dann im Herbste, um den Deich für den Winter mit einem neuen frischen Panzer zu versehen. Es ist eine sehr mühselige und, weil viele Hände dazu erforderlich sind, auch kostspielige Arbeit.

An der Elbe, Weser, Ems und anderen Flüssen unterstützt man die Deiche wohl mit Anpflanzungen von Weidenbüschen. Diese gedeihen aber hier, wo sie vom Seewasser bespült werden, nicht. In Holland hat man die Deiche auf langen Strichen mit einem Panzer von großen Steinen versehen, der zwar schwerer herzustellen, aber auch dauernder und daher weit zweckmäßiger und im Ganzen billiger ist. In Schleswig-Holstein findet man solche Steindämme nur erst stellenweise, wahrscheinlich weil den Leuten die Kosten der ersten Anlage zu bedeutend erschienen sind. Doch soll man die Absicht haben, die Steindämme mehr und mehr einzuführen, um das Strohbesticken, das nur ein schlechter Nothbehelf ist, überflüssig zu machen.

Der Ueberfahrtsort nach Föhr heißt Dagebüll. Das Fährhaus liegt auf der Spitze einer kleinen Halbinsel, die früher eine Insel war, allmälig aber durch An-

schwemmungen, wie der Kunstausdruck lautet, „landfest“ geworden ist. Als hervorragendste Spitze ist dieser Punkt natürlich den Winden, Strömungen und Fluthen besonders ausgesetzt, und die Deicharbeiten sind daher hier auf der Spitze besonders wichtig und interessant, aber auch sehr kostspielig. — Die Deiche sind hier bedeutend hoch, breit und stark, und mit vielfachen Vorbauten wie eine Festung mit Vorwerken genommen.

Diese Vorbauten bestehen in langen Erdschanzen oder Dämmen, die in die See hinauslaufen und theils das Vorland befestigen, theils zum Beförderung des Ansetzens neuen Erdreichs dienen. Man nennt diese Schanzen „Lahnungen“ oder „Höfter“. Sie sind zum Theil näher und sicher mit Flechtwerk, das von einer Masse dicht neben einander eingeschlagener Pfähle unterstützt wird, gedeckt und gesichert. Hier im Norden sind diese Lahnungen verhältnißmäßig nur kleine Werke, aber es giebt in Holland welche, bei denen Baumstämme manchmal bis 80 ja 100 Fuß lange in den Sandboden eingerammt wurden.

Die Errichtung einer einzigen solchen Lahnung, deren man hier alle 200 Schritt eine findet, kostet mehre tausend Thaler. Wie die Lahnungen am zweckmäßigsten zu gestalten und in welcher Linie sie anzulegen sind, ist natürlich ein Gegenstand vielfacher kunstgemäßer Berechnung, und es bestimmt sich dies nach der Richtung, in welcher die vorherrschenden Meeresströmungen die zu schützende Deichstelle treffen.

Hinter diesen Lahnungen, in den innersten Winkeln

entsteht ein stilles Wasser, in welchem sich der Schlamm ruhig absetzen kann. Man nennt hier diesen vom Meere abgesetzten feinen Schlamm „Gilt“ oder „Gehlick“ und das Absetzen desselben „anschlicken.“

Zuerst fallen aus dem Meere gröbere Theile, Sand und Steinchen nieder, und so lange das Wasser noch tief und sehr unruhig ist, werden die feineren Schlammtheile immer wieder mit fortgeführt. Erst wenn die unfruchtbare Sandunterlage sehr hoch und in Folge dessen das Wasser darüber seichter wird, kann so viel Ruhe sein, daß die feinen feinen Theilchen sich niedergeschlagen werden können; diese legen sich dann in einer, zwei bis drei Fuß dicken Lager auf jenes Basis an und wachsen höher, je öfter das Meer über die etwas hervorragenden Bänke hinspült.

Schon auf dem Sande, welcher, sobald er so hoch geworden ist, daß er wenigstens nicht immer von der salzigen Woge bedeckt wird, beginnen einige Pflanzen zu wachsen, und es zeigt sich dabei eine regelmäßige, höchst merkwürdige Folge von Gewächsen. Zuerst erscheinen einige salzige Pflanzen, die man hier „Quellen“ nennt. Diese im Sande wurzelnden Pflanzen sind von der Natur wunderbar dazu vorgerichtet, sowohl die Überschlämmungen der Salzwogen zu ertragen, als auch den neuen Schlickzuwachs zu befördern. Sie haben auch unten eine Menge feiner Wurzeln, mit denen sie im Sande klammern, und auch oben zerspalten sie sich in eben so viele feine Aestchen, an und hinter denen sich der feine Schlamm leicht ansetzt, so daß die abfließenden

Wogen ihn nicht so leicht wieder zurücknehmen können.

Wenn der Boden an Fruchtbarkeit gewinnt, so erscheint eine neue Pflanze, die von den hiesigen Marschbewohnern „Quickhal“ (Quickhalm) genannt wird. Diese Pflanze, eine Art groben Grases, wuchert nun in Menge hervor und tritt mit dem früheren Besitzer des Bodens, dem Quäller, in Kampf. Um sich greifend, verdrängt sie ihn endlich gänzlich und bedeckt, stellenweise das angeschwemmte Vorland weit und breit. Daher auch sein bezeichnender Name „Drückdal“.

Verbessert und erhöht sich im Laufe der Jahre der Boden noch mehr, so erscheinen allmälig an der Stelle des Quickdals feinere Grasarten, und das Vorland gestaltet sich theilweise zu einer guten Weide um.

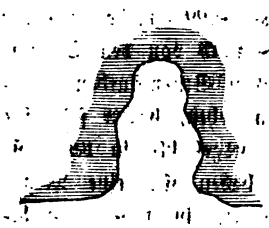
Wenn nun das Land auch so hoch ist, daß die täglichen gewöhnlichen Fluthen nicht mehr darüber hinweggehen, so wird es doch noch von den Springfluthen und von außerordentlichen Sturmfluthen überschwemmt, und diese, wenn sie abziehen, haben sich eine Menge Rinnen und Flußbetten ausgehöhlt, in denen sie zur See zurückfließen. Auch haben sich eine Menge kleiner Pfützen und Seen gebildet, in denen sich beständig Wasser erhält, sei es Regen-, sei es Seewasser. Ein solches aus dem Meere emporgetauchtes Vorland sieht daher hohl, wüst, wild und zerrissen aus.

Sobald gute feine Gräser auf dem Vorlande erscheinen, so fängt die Benutzung desselben an, und

die benachbarten Festlandbewohner treiben ihre Heerden über die Deiche auf die neugewonnenen Meerweiden hinaus.

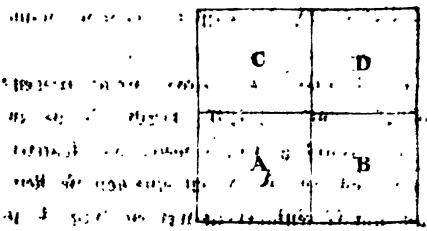
Natürlich geht das Vieh häufig auf diesen, den großen Fluthen ausgesetzten Ländereien zu Grunde, wenn die Fluth plötzlich kommt und man nicht Zeit hat, die Heerden rasch genug hinter die Deiche zurückzuziehen. Solche Vorlandsweiden indeß gleich durch Deiche zu schützen, würde nicht thunlich sein, weil die letzteren sehr viel kosten, und das neue Land erst eine gewisse Reife erlangt haben muß, um so rentabel zu werden, daß es die Kosten eines Deichs tragen kann.

Zuweilen ist auch der äußere Umriß oder die Gestaltung des Vorlandes Schuld daran, daß eine Eindeichung noch nicht ausführbar ist. Wenn z. B. ein Vorland in Form einer langlichen Bank oder Halbinsel ins Meer hinaus gestaltet wäre, wie dieß die nebenstehende Figur darstellt, so würden die Deiche, die herumgehen sollten, sehr lang gebaut, das eingedeichte Land aber sehr schmal werden. In einem solchen Falle müßte man denn warten, bis die Halbinsel mehr in die Breite gewachsen wäre, damit man so mit einem möglichst kurzen Deiche eine möglichst große Quantität Landes einzäunen könnte.



Auch jedes neu aufgeschwemmte kleine Eilandchen

Land sofort einzudeichen, würde nicht thunlich sein, weil ebenfalls der Aufwand an Deichkosten zu groß sein würde, wie man leicht aus folgendem Beispiele sehen kann.

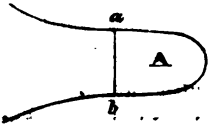


Gesetzt, es wäre ein kleines, fettes Stück Land von 1000 Fuß im Quadrat (A) angeschwemmt worden, und man wollte sofort dasselbe eindeichen, so wäre dazu ein Deich von 4000 Fuß Länge erforderlich. Würde dann das kleine Stück B angeschwemmt, und wollte man es sofort wieder eindeichen, so wären dazu 2000 Fuß neuer Deiche erforderlich. Zu den neuen Stücken C und D, wenn man sie gleich bei ihrem Anwachsen eindeichen wollte, würden 6000 Fuß Deiche nöthig, und zu den einzelnen Stücken A, B, C und D hätte man daher 10,000 Fuß Deiche nöthig gehabt. Ließe man dagegen die kleinen Theile unberücksichtigt und wartete, bis das ganze Stück ABCD fertig wäre, so hätte man dieß mit einem einzigen neuen Deiche von 6000 Fuß Länge einfangen und also viel Deichkosten sparen können.

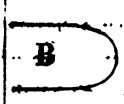
Jedoch wäre es auch Schade, mit dem Eindeichen gradezu zu warten. Das Anschlicken macht sich nur langsam im Laufe von Jahrhunderten; wäre man gehalt

knickerig und habsüchtig und wollte man immer so lange warten, bis man noch mehr fangen könnte, so würde die ganze vollständige Benutzung des bereits reifen Landes unterdeß verloren gehen. Es giebt also eine gewisse mittlere Größe des Vorlandes, die dasselbe zur Eindeichung befähigt.

Natürlich können indeß Umstände diese mittlere Größe bald kleiner, bald größer erscheinen lassen.



Wäre z. B. die Spitze eines Meerbusens A vollgeschlickt, so wäre hier nur der kurze Deich a b zu ziehen, um das neue Land sicher zu stellen, und bei einem so kurzen Deiche lohnte es sich schon, selbst ein kleines Gebiet einzudeichen.



Setzen wir aber zweitens den Fall, es wäre das neue Land als Landzunge B aufgeworfen. Dieses hätte man allerdings durch einen sehr langen Deich von den Seiten zu schützen, und man würde mit einer solchen Arbeit erst dann einschreiten, wenn das Land sehr groß geworden wäre.

In der Regel sind es Länderstrecken von 500 bis 1000, ja von mehren Tausend Morgen Landes, welche man eindeicht. — Man nennt hier im Marschen der Elbe eine solche neu eingedeichte Landstrecke einen „Koog“ (Pluralis: Köge), so wie man sie in Holland und Westfriesland „Polder“ oder „Groden“ nennt.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß ein solcher Koog nicht alle Jahre entsteht. Es dauert oft Jahre

hunderte, ehe ein Vorland zum Einkoogen reif wird; Jahr aus, Jahr ein schlagen sich die wilden Wogen auf den Watten und Außendelchen herum, setzen bald viel, bald wenig Schlamm an, reißen auch bei besonders hohen Fluthen in einem Tage wieder ein, was sie in langen Jahren zum Frommen der Menschen bauten, bilden neue Ströme und Rinnen, bis endlich einmal alle Umstände so sind und alle Würfel so liegen, daß eine Einkoogung möglich und vortheilhaft ist.

Wie die Wogen draußen, so zanken sich drinnen, hinter den Deichen, auch die Menschen noch lange über das neu zu bildende Land herum. Es dauert oft sehr lange, ehe sie darüber einig werden, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen sie die Einkoogung vornehmen wollen. Die Verhandlungen über diesen Punkt werden oft aufgenommen, bleiben wieder liegen, werden wieder aufgenommen und ziehen sich zuweilen durch 20 bis 30 Jahre hin.

Commissionen werden ernannt, um die Lage der einzudeichenden Meerländereien zu untersuchen. Eine Commission entscheidet sich für, eine andere gegen die Eindeichung. Es entsteht die Frage, ob die Regierung, wo dasselbe Land gehört, die Eindeichung auf ihre Kosten vornehmen, oder ob sie dieselbe, gegen Zugestehung gewisser Privilegien und Vortheile, Privatleuten überlassen soll. Es treten Gesellschaften zusammen, um das Regierung das Land abzukaufen, die eine überbietet die andere, und ihre Vorschläge sind alle zu

prüfen. Ja vielleicht entsteht zuvor noch ein weitläufiger Proceß über das zu gewinnende Land, denn es kann sein, daß ein Theil der Anwohner behauptet, die Regierung habe, wie sie dieß zuweilen gethan hat, den neuen Zuwachs ihnen im Voraus zugesichert, während dieselbe dieß vielleicht läugnet.

Unter solchen physischen und moralischen Stürmen, sage ich, sind alle diese kleinen fetten Ländchen, welche man Kööge oder Polder nennt, dem Meere entrungen und dem Festlande der Friesen zugeführt worden, welches aus lauter Kögen besteht, wie ein Schachbret aus lauter Rauten.

Gewöhnlich hat die Regierung das Gleichen einer zu diesem Zwecke zusammentretenden Gesellschaft oder, wie man hier sagt, „Interessentschaft", überlassen, die auf ihre Kosten den Deich baute, und denen Theilnehmer sich nachher entweder selbst in dem Kooge ansiedelten oder ihn an andere Bewohner hazardirten. Es ist natürlich immer etwas Risico dabei, denn es kann sein, daß das neue Land bei wirklicher Anbauung sich nicht so gut erweist, als man berechnet hatte. Auch ist es möglich, daß beim Deichbau noch viele unerwartete Hindernisse und Kosten sich ergeben.

Jeder neue Deich ist natürlich den Wogen und Strömungen ein neues Hinderniß und verändert daher die Richtung dieser Strömungen, die doch immer irgendwohin sich Luft zu machen streben. Vielleicht werden sie durch den neuen Deich auf einen alten, schon bestehenden Deich geworfen, der nunmehr gefährdet ist.

und einer Verstärkung bedarf. Hatte man diese zuvor nicht gehörig berechnet, so können daraus, wie gesagt, unerwartete Kosten entspringen.

Natürlich erfordert auch die ganze Organisirung eines so rohen Landes zu einer völlig nutzbaren Landschaft eine große Capitalauslage für die Errichtung von Häusern, die Anlegung von Wegen, Canälen, den Bau von Brücken, Schleusen, Kirchen ꝛc.

Um die Leute nun zur Uebernahme aller dieser Risicos und Auslagen zu vermögen, versprach die Regierung ihnen im Voraus allerlei Privilegien und Vortheile, als da sind: zwanzig- oder dreißigjährige Abgabenfreiheit, das Recht zur beständigen oder provisorischen Benutzung und Beweidung der Außendeiche, eine unabhängige und selbstständige Gemeindeverwaltung, den Bierschank und die Branntweinbrennerei, und andere solche Gerechtsame, wie sie adelige Rittergüter zu besitzen pflegen.

Man pflegte einen solchen Vertrag zwischen der Regierung und den Mitgliedern einer solchen Gesellschaft eine „Octroy" zu nennen, und die Köge selbst wurden daher „octroyirte," d. h. privilegirte „Köge" genannt. Diese Octroyen oder Privilegien der Köge waren aber so verschiedenartig als möglich, jenachdem die Koogs-Interessenten mehr oder minder geschickt mit der Regierung zu unterhandeln verstanden, je nach den Schwierigkeiten, welche das Unternehmen darbot, und je nach der Lebhaftigkeit des Interesses, welches die Regierung an der Einkoogung hatte. Zuweilen gestand die Regierung gar keine Vortheile zu oder übernahm die Ein-

koogung selbst, und daher giebt es auch einige wenige nicht octroyirte Köge. — Die Regierung hatte bei der Eindoogung natürlich weiter keine Aussicht als die auf neuen Gebietszuwachs und auf neue, später einmal Abgaben zahlende Unterthanen.

In dem einsamen Küstenwirthshause von Dagebüll fand ich einen Zollofficianten und einen Landbesitzer aus dem Inneren, die sich dort, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, die Nacht aufhalten wollten. Sie führten mich auf dem Rücken des Deichs hinaus, um mir die Künstlichkeit seiner Bauart zu zeigen. Sie sagten mir, die Dagebüller Deiche verschlängen jährlich viele Tausend Thaler, noch vor Kurzem seien für 40,000 Thaler Reparaturen daran vorgenommen worden; und Einer, der nicht das Auge dafür hätte, würde kaum eine Spur von den Erfolgen eines solchen Kostenaufwandes bemerken. Vor einigen Jahren wären einmal ein paar mit dem Deichwesen unbekannte Herren von Kopenhagen hergesandt worden, die sich nach der Lage der Dinge hätten umsehen sollen, um sich zu überzeugen, ob es möglich sei, daß die Deiche so viel Geld kosteten (wahrscheinlich hatte man die Regierung mit Klagen um Unterstützung angegangen). Nachdem man diese Herren hinausgeführt, und sie sich weit und breit umgesehn, hätten sie gefragt, wo denn die Deiche wären, diese „formidablen Schutzwehren gegen die Angriffe des Oceans," und sie hätten ihre Verwunderung nicht bergen können, als man ihnen zur Antwort gegeben, sie ständen schon oben darauf. Man wäre kaum im Stande gewesen, ihnen begreiflich zu machen, auf welche Weise hier die

großen Summen Geldes darauf zugen und verwendet werden.

Die mächtige Böschung, mit der die Deiche aus dem Meere aufsteigen, macht es, daß man sie von der See seite kaum bemerkt. Auf der Binnenseite gegen das Land hin fallen sie schroff ab.

In älterer unkundigen Zeiten machte man dieselben auch gegen die See hin viel steiler, sowie man sonst auch die Befestigungswerke steiler machte. Bis auf die neueste Zeit herab ist aber der Böschungswinkel immer kleiner geworden, und stellenweise halten die Deiche so weit im Meere aus, daß man das Ansteigen kaum bemerkt. Dadurch wird natürlich sehr zweckmäßig die Gewalt der heranrollenden Wellen auf der ganzen Fläche vertheilt. Die Wogen werden so zu sagen immer mehr zugespitzt und kommen am Fuße des Deiches in ganz dünnen, abgeflachten, sich verlaufenden Wassermassen an.

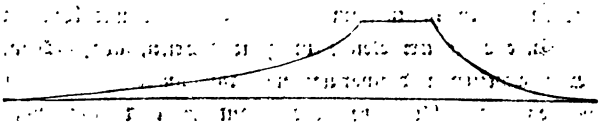
Auch der Stoß der Eisschollen wird dadurch vermindert, indem sie oft gar nicht zum wirklichen Anstoßen gegen das Gemäuer kommen, sondern nur auf den Abhang leise hinaufgeschoben werden. Je heftiger an einer Stelle die Strömungen und der Wellenschlag sind, desto sanfter muß die Böschung aufsteigen. Wo aber, wie z. B. im hinter geschützten Meerbusen, die Gewässer ruhiger sind, und es mehr darauf ankommt, ihr Ueberspülen zu vermeiden, als ihre Bewegung auszuhalten, da können die Deiche auch steiler sein.

Aus demselben Grunde muß auch jeder Deich zunächst am Meere, wo die Wirkung des Wassers am heftigsten

ist, am gewachsenen Bergen steigen. Je mehr er nach oben und innen geht, je mehr die Gewalt der rollenden Wellen der Hauptsache nach bereits gebrochen ist, desto steiler kann der Deich aufsteigen. Er schwingt sich daher eigentlich in einem gekrümmten Bogen empor.

Die letzten 3 oder 4 Fuß seiner Höhe sind fast ganz steil, weil hier die Einwirkung der Bewegung des Wassers als bereits völlig neutralisirt angenommen wird, und weil diese letzte Erdschicht nur noch aufgesetzt wird, um das Ueberspülen oder Ueberspritzen des Wassers zu verhindern. Man nennt diesen letzten Aufwurf auf dem Deiche: „die Krone.“

Der vertikale Durchschnitt eines solchen Deiches sieht demnach ungefähr so aus:



Doch, wie gesagt, ändert sich das Profil je nach den Umständen, ja sogar auch die Höhe. Denn an einigen sehr exponirten Stellen drängen die Fluthen und Wellen viel höher hinauf als an anderen Stellen. Im Durchschnitt kann man die Höhe der Deiche hier am Meere 15 bis 20 Fuß über der gewöhnlichen Fluth annehmen. Doch sind die Seedeiche, obgleich die breitesten, großartigsten und kostspieligsten Werke, nicht zugleich die höchsten und am meisten in die Augen fallenden. Vielmehr giebt es an der Elbe bei Hamburg Flußdeiche, die noch viel höher sind, weil dort der eingeengte Fluß durch die Zu-

senkungen, wo oben oft höher über dem gewöhnlichen Niveau hinaufgetrieben wird als am Meere durch Ebbe und Fluth.

Die ganze hinter dem Seedeich liegende Marsch bis an die hohen Ufer der Geest wird durch ihn mehr oder weniger geschützt, zunächst und insbesondere aber ist dieß mit denjenigen Kögen der Fall, welche unmittelbar am Meere liegen, und die man daher wohl die „vorliegenden Köge" nennt. Die hinterliegenden Köge haben zwar auch ihre alten Deiche behalten und könnten daher zu den vorliegenden sprechen: „Baut und unterhaltet ihr den Hauptdeich auf eurere Kosten, wir wollen uns schon mit unserem alten Deiche, der jetzt Binnendeich geworden ist, begnügen und uns hinter ihm verschanzen. Jeder habe seinen Deich und seine Kosten für sich."

Hierauf antworten aber die vorliegenden Köge: „Wir arbeiten und schanzen hier am äußeren Rande des Meeres nicht blos für uns, sondern auch für euch. Denn unser Verdienst ist es, wenn euch die gewöhnlichen Fluthen gar nicht erreichen, sondern nur die äußerst seltenen und ungewöhnlichen, die schon zuvor auch uns verschanzen haben müßten. Ihr könnt daher die Hände ruhig in den Schooß legen und eure Deiche, die ohnedieß nie vom Meere angegriffen und beschädigt werden, verfallen lassen. Wenn wir nicht deichten und schanzten, so würdet ihr deichen und schanzen müssen. Es ist daher billig, daß ihr uns etwas zahlt, da wir euch viele Kosten ersparen."

Dieser Streit ist nun durch Gesetz und Sitte hier

zuweilen so entschieden worden, daß die vorliegenden Köge alle gewöhnlichen und alltäglichen Reparaturen an Deichen auf ihre Kosten bestreiten, zu allen außerordentlichen aber die Binnenköge zugezogen werden. Demgemäß ist jeder Demath Landes*) in den vorliegenden Kögen mit einer Contribution von 2 Mark jährlich besteuert. Man nennt dieß 2 Mark Prägravation. Die Summe, welche durch diese Contribution jährlich herauskommt, „die Prägravations-Summe," wird nun auf den Deich verwandt, ohne daß die Hinterköge etwas beizutragen hätten. Sind die Beschädigungen aber so groß, daß eine größere Summe erfordert wird, so müssen dann auch diese je nach ihrem Landbesitz sich besteuern lassen**).

*) Ein Demath ist ein friesisches Landmaß. Ich denke mir, das Wort sei abzuleiten von dem friesischen day = Tag, und von „mähen." Demath ist also eines Tages-Mähe-Arbeit, ein Stück Land, das Einer in einem Tage abmähen kann. Vielleicht kommt es auch von dem Wort Maat = Maß. Demath also = Tages-Maß. Die Demaths sind in Friesland natürlich überall verschieden, wie die Morgen in Deutschland. Ein Tondern'scher Demath enthält 10 Ammersaat, 1 Ammersaat = 18 Quadratruthen, 1 Ruthe = 9 Ellen. Dieß gäbe also 180 Quadratruthen für 1 Demath. Aber bei Wiesengrund gelten oft andere Demaths als bei Ackerboden. Ein Demath hat 5 Lestell Sylter Wiesengrund, auf der Insel Sylt 1 Lestell 45 Quadratruthen und demnach 1 Demath 225 Quadratruthen. In Eiderstedt hat 1 Demath 6 Scheffel Saat à 36 Quadratruthen oder 216 Quadratruthen.

**) Ich führe dieß hier nur beispielsweise an, denn natürlich giebt es eine Menge äußerst verschiedener Bestimmungen darüber, wie die Deichlast auf die Marschbewohner zu vertheilen sei.

In dieser Bestimmung liegt für die Küstenbewohner eine Aufforderung, die Unterhaltung der Deiche auf die lange Bank zu schieben und sie, bevor sie Hand an's Werk legen, erst sommerlang anwachsen zu lassen, bis die Kosten in einem Jahre jene Contributionen bei weitem übersteigen, damit sie ein paar Jahre hindurch dieselben sparen und dann die Einnahmen herausziehen können.

Damit diese nun nicht auf die besagte Weise um jene Vortheile kommen können, und damit überhaupt alle Arbeiten in gehöriger Weise verrichtet werden, sind die Bewohner der vorliegenden Küste mit denen der hinter ihnen liegenden in eine wohl organisirte Gemeinschaft getreten, welche man „Deichverband" nennt.

Dieser Deichverband stellt seine von allen Interessenten gewählten Deichbeamten (Deichgrafen und Deichinspectoren u.) an, die darauf sehen, daß die Deiche immer in guter Ordnung bleiben und Keiner den Anderen übervortheile, und die zu diesem Behufe jährlich bestimmten Deichzüge halten.

Solcher Deichverbande giebt es im Herzogthume Schleswig mehre, den ersten, zweiten, dritten schleswig'schen Deichverband. Eben so giebt es auch mehre husumer Deichverbande. Und in Holland, so wie überhaupt in allen anderen eingedeichten Marschländern, ist die Bevölkerung zu ganz ähnlichen Gesellschaften zusammengetreten.

Meine Freunde sagten mir, und Andere haben es mir später bestätigt, daß die Dagebüller Deiche weit und breit die wichtigsten im Lande wären. Durch sie würde

das Meer von einem großen Theile Landes abgehalten, die sogleich in die größte Gefahr gerathen würde, wenn man hier aufhören wollte zu graben, zu schanzen, zu flechten, zu besticken, Dämmungen zu werfen und Lappen aufzusetzen.

Ich hätte dieß freilich nur dann ganz begreifen können, wenn man mir eine Specialkarte der Wogen und der Hauptmeeresströmungen vorgelegt hätte. Doch kann ich mir wohl denken, daß, wenn eine solche hervorragende Halbinsel mit ihren Deichen eine Hauptströmung des Meeres abhält, sie dadurch wie eine Mauer die übrigen Küstenländer schützt, die sogleich von der ganzen Wuth der Wogen angefallen werden würden, sobald man die Deiche der Halbinsel wegfallen lassen oder schlecht conserviren wollte. Man habe, sagte man mir, schon oft davon gesprochen, die Vertheidigung der ganzen Dagebüller-Halbinsel wegen ihrer großen Kostspieligkeit aufzugeben; allein man habe dieß noch immer nicht zu thun gewagt, weil man sich nicht getraue, die Folgen davon genau zu berechnen.

Die ganze Marsch mit ihren Außen- und Binnendeichen, und alle Theile, aus denen sie besteht, sind wie ein vielfach zusammenhängendes Netz anzusehen; man kann darin an dem einen Ende nichts verschieben und verziehen, ohne zu gleicher Zeit die andern Enden zu betheiligen.

Alle Bewohner der Marsch, Vor- und Hintersassen, entfernte und nahe, sie streiten gegen das Meer; alle für sich sowohl als für alle Anderen. Die Deiche sind

die langgestreckten Bande, die ihre Interessen zusammenhalten und gemeinsam machen.

Diese Verhältnisse sind gewiß zum Theil die Basis des republicanischen Associations- und Gemeingeistes, der in allen Marschländern herrscht, und unter Anderem auch desjenigen Gemeinsinns, den wir in den Batavern seit Tacitus Zeiten bewundern. Gemeinsame Gefahr, gemeinsame Kämpfe schmieden die Menschen mehr als alles Andere zusammen.

Uebergang zu den Inseln.

Das Meer hat in diesen Gegenden indeß nicht bloß neues Erdreich durch Alluvion angeschlemmt, es hat weit mehr altes Erdreich bei seinen gewaltigen Aufregungen hinweggerissen. Besonders war dieß in alten Zeiten der Fall, in welchen man entweder nur schlecht oder gar nicht zu deichen verstand. Die ganze Deichbaukunst in ihrer jetzigen Vollkommenheit ist ein Product vielfacher Erfahrungen und Jahrhunderte alter Bemühungen. Die alten heidnischen Friesen wohnten bloß auf ihren hohen Hügeln oder Werften, indem sie nur sich und ihre Häuser darauf zu retten wußten. Das Land umher benutzten sie als Wiese, wenn das Meer es ihnen frei ließ, oder ließen es untergehen, wenn Neptunus es so wollte.

Die Folge davon war, daß bei den wüthenden Weststürmen, welche beständig die Wogen und Fluthen gegen die Küste warfen, ganze weite Landstriche mit Allem, was darauf lebte, zu Grunde gingen. Erst in neueren Zeiten hat man angefangen, diese großen Landstriche Koog bei Koog

wieder aus dem Meere zu fischen und sie so sicher zu stellen, wie es die Menschen vermögen.

Es giebt ein großes, hier zu Lande sehr berühmtes Werk, welches die Historie und Geographie Schleswigs und Holsteins schildert, die Chronik von Dankwerth. Es stammt dieses Werk aus dem 17ten Jahrhundert und enthält unter Anderem auch Karten von Nordfriesland, wie es ehemals war, die vielcitirten und vielbesprochenen Meyer'schen Karten. Ein gewisser Meyer entwarf sie. Derselbe segelte in Friesland von Insel zu Insel und von Küste zu Küste, sammelte die Sagen des Volks von untergegangenen Dörfern, Kirchspielen und Landstrichen und entwarf danach das besagte Bild des ehemaligen Zustandes des Landes.

Man hat dieses Bild freilich vielfach kritisirt und zum Theil für phantastisch und übertrieben gehalten. Allein gewiß ist es, daß jener Meyer ein eifriger Forscher war, und daß er zugleich als alter, jener Zeit näher stehender Forscher beachtet zu werden verdient. Nach ihm soll das bewohnte friesische Festland an der ganzen schleswig'schen Küste ungefähr so weit gegangen sein, als jetzt dort die Inseln, Sandbänke und Untiefen gehen, d. h. ungefähr 4 bis 5 Meilen weiter als die jetzige Küste. Alle die jetzt dort liegenden Inseln sollen mit einander verwachsen und nur hier und da durch Meeresarme, Flüsse und Binnenseen von einander getrennt, ein schönes, fruchtbares, menschenreiches Land gewesen sein.

„Aber man mußte hier," wie Heimreich, ein anderer alter

Chronist, sagt, „mehre Male erfahren, daß Gott der Herr durch Auslassung der Wasser ein Land könne gänzlich umkehren“, eben so wie daß auch alle die an der ganzen Westsee bis nach Holland hin liegenden Marschlande häufig erfahren mußten. Diese Länder scheint Rückert im Auge gehabt zu haben, wenn er sagt:

Ich fuhr an einer Stadt vorbei,
Ein Mann im Garten Früchte brach,

Und abermals nach fünfhundert Jahren
Kam ich des Weges gefahren.
Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei.

Die Alpen haben ihre Schneelawinen, welche die Karawanen der Wandersleute begraben, ihre Fels- und Erdstürze, welche ganze Dorfschaften vernichten. Aber wie klein ist der Schrecken dieser Ereignisse gegen die Zerstörungen, welche die Westsee in den bezeichneten Landschaften angerichtet hat, und mit denen nur das in Parallele gestellt werden kann, was sich in den afrikanischen Wüsten zutrug, wo ein persischer König mit seinem Heere von 50,000 Mann unterging, und wo ein Pharao mit seinem ganzen Hofe und Volke ertrank.

„Anno 1216,“ schreiben die friesischen Chroniken, „ist eine erschrecklich hohe Fluth ergangen, und bei 10,000 Menschen (Andere schreiben 39,000) seyn ertrunken“.

„Anno 1230, zur Zeit des Kaisers Friderici Secundi, da Gregorius IX. Papst gewesen, hat das Meer ganz Friesland überschwemmt und mehr als 100,000 Menschen ersäufet.“

„Auch 1300, am Tage Marcelli Pontificis (ist der 16. Januar), seyn zwölfhundert Menschen ertrunken."

„Anno 1334, am Tage Clementis im Weinmonat, hat sich nach vorher unerhörtem Sturmwinden, Donnern und Blitzen das Meer abermals über seine Gränzen erhoben, daß man ihm mit keinen Wehren, Schlägen und Dämmen hat steuern können, und seyn davon unzählige Dörfer mit Menschen in Friesland, Holland und Flandern ersäuft, und unter anderen auch eine Stadt Schorphaut, welches man Blankenberg genannt, mit Wasser sogar überschwemmt und ersäufet, daß man keine rechte Vestigia oder Merkzeichen spüren mag, daß da einmal eine Städtlein oder Kirche gestanden."

„Auch 1363 ist eine abermals große Wasserfluth gewesen. Das Wasser war während 3 Jahren nicht von den Aeckern wegzubringen, so daß viele Tausend Menschen Hungers gestorben. Dazu ist ein solcher Mangel an Salz gewesen, daß den Leuten lebendige Würmer aus dem Munde gekrochen seyn, also daß damals wenige der friesischen Sprache Kundige seyn erhalten worden."

„Anno 1364 ist abermals in der letzten Jahresnacht eine grausame Wasserfluth entstanden, darin nicht allein in diesen Marschländern mehre Tausend Menschen im Wasser seyn umgekommen, sondern auch alle Deiche also zerschlagen, daß sie den Schaden bei Menschenleben (andere setzen in 60 Jahren) nicht haben vermindern können."

„Anno 1362 nach dem Feste der Geburt Mariae ist zu Mitternacht die allergrößte Fluth ergangen, so nachher

die „Mandrinade“ (die Männer-Ersäufung) ist genannt worden, und ist der mehrere Theil des Volkes, so von der Pest übrig geblieben, ersäufet.“

Wahrlich, es ist ein Wunder, daß in diesen von Gott so oft heimgesuchten Landen keine Propheten, wie Elias, David und Moses, erstanden sind. Wie diese könnten die Friesen mit Recht singen: „Herr, du bist erschrecklich in deinem Zorne.“

Eine der berühmtesten und noch jetzt vielfach besprochenen „verderblichen Sündfluthen“ hat im Jahre 1634 stattgefunden. Von diesem Jahre hörte man die Leute hier noch so viel sprechen, wie in Böhmen vom Jahre 1632, wo das österreichische Hagelwetter, Ferdinand II. und sein contrerevolutionirendes Heer, über dieses arme Land hereinbrach. Es ist nicht möglich, diese Fluth origineller und zugleich ergreifender zu beschreiben, als es der alte Chronist Heimreich thut. „Diese entsetzliche Fluth,“ sagt er, „habe sich erhoben, gerade, wie man am sichersten gewesen, und wie die Deiche so wohl gestanden, daß man sich habe vernehmen lassen, man besitze nun einen eisernen Deich, hinter dem man sicher schlafen könne. Ja man habe wohl auch auf denselben getrotzet, wie ein gewisser Deichgraf, der nach beendigter Arbeit den Spaten auf den Deich gesetzet und vermessentlich gesagt habe: „Trotz nun, blank Hans!“ (Trotz sei dir nun geboten, du blanke See!).

„Gestaltsam den 11. October des besagten Jahres hat sich ein ungeheuerer Sturm aus dem Südwesten erhoben, so sich in folgender Nacht nach dem Nordwesten gewendet

und dergestalt gehauset, daß er die Häuser auf- und abgedecket, in den Wälderu und Holzungen starke und dicke Bäume bei Haufen niedergeschlagen, und das Wasser in der Westsee dermalen bewogen und aufgetrieben, daß es in denen an der Elbe und der Westsee belegenen Ländern Stormarn, Dithmarschen, Elderstedt, Friesland, Jütland eingebrochen, Deiche und Dämme zerrissen, und dahin gekommen, wo man zuvor niemals keine Fluth vernommen, und solchen Schaden gethan, daß es nicht zu beschreiben."

„Da denn die finstere Nacht nicht allein die abhandene große Gefahr bei vielen hat verborgen, sondern auch alle Mittel derselben zu entkommen beraubt hat. Derselben viele, indem sie gesehen, daß alle Mittel vergebens, und sie zweifelsfrei mit ihren Hausgenossen von den Wellen würden weggeführt werden, sich und ihre Weiber und Kinder mit Stricken haben an einander gebunden, daß, wie sie alle die Natur und Liebe vereinigt, also auch die grausamen Wellen nicht möchten trennen."

„Und hat es allenthalben ein jämmerliches Ansehen gehabt, maßen man gesehen, wie unzählig viele todte und lebende Menschen auf den Wellen herumgetrieben; auf dem einen Stück der Vater, auf dem anderen die Mutter, auf einem anderen die zarten Kindelein, Kisten und Schappen, Betten und Bettgewand, Laden und allerhand köstlicher Hausrath, und wie alle vergebens Gott und Menschen um Hülfe und Errettung angeschrien haben."

„Dannenhero man von dieser Fluth mit Billigkeit mag

schreiben, was der Poet von der, Anno 2429 nach Erschaffung der Welt im 782ten Jahre nach der Sündfluth singet:

„Da war Alles Meer und konnten Schiffe gehen,
Wo man zuvor gepflügt, da brach das Wasser in,
Nahm Menschen, Vieh und Korn, nahm Haus und Scheuern hin,
Man konnte keinen Strand für hohen Wellen sehen!"

„Expatiata ruunt per apertos flumina campos
Cumque satis arbusta simul pecudesque virosque,
Tectaque cumque suis rapiunt penetralia sacris,
Omnia pontus erat, deerant quoque littora ponto."

„Dazu hat auch Gott der Herr viele daneben mit der Feuerruthe gestrafet, indem aus Ungestümigkeit der Winde das Feuer die Häuser, darauf die Leute gesessen, hat eingeäschert, also daß sie einen zwiefachen Tod vor ihren Augen haben sehen müssen, und aus Furcht vor dem Feuer selbst in's Wasser gesprungen sind."

„Wie viele saßen wohl des Abends ohne Sorgen,
So diese Wasserfluth hinwegnahm vor dem Morgen."

„Veniens calamitas involvit eos in mediis fluctibus."

„An unzähligen Stellen sind große Deichbrüche oder Wohle befunden, dadurch das salze Wasser mit der Ebbe und Fluth täglich ins Land hinein und wiederum hinausgestürzet, und sind nicht allein ganze Aecker weggetrieben, sondern auch alles übrige Land jämmerlich von einander gerissen und verderbet."

„Der Verlust an Vieh ist ein Jammer anzusehen gewesen, und man erachtet, daß derselben bloß an der Insel Nordstrand über 50,000 Stück verloren. Auf dieser Insel allein seyn bei 6408 Personen ertrunken, unter

welchen 9 Prediger und 12 Schulmeister. Und aller in den Marschländern Ertrunkener, so viel aus dem Berichte zu collegiren, seyn zusammen viele tausend Menschen gewesen."

Die schlimmsten Fluthen fallen gewöhnlich in den Winter, in die Monate Januar, Februar und März, wo die Stürme ohnedieß schon deßwegen am gefährlichsten sind, weil sie dann Eisschollen gegen die Deiche treiben. Am ärgsten ist es, wenn eine Springfluth, Eis und Nordwestwind zusammentreffen. Die Leute glauben hier, daß die großen Fluthen ihre regelmäßigen Perioden haben, und daß alle 50 Jahre eine solche große Fluth wiederkehre. Ich weiß nicht, mit welchem Rechte man dieß behauptet.

Die schrecklichste Fluth aus diesem Jahrhundert ist die von 1825 gewesen, von der mir später noch genug erzählt wurde. Meine Begleiter deuteten auf eine Stelle im Meere im Norden von Dagebüll und sagten mir, daß da noch vor jenem Jahre ein Dorf gestanden habe. Der Eine bemerkte, daß sein Vater da gewesen wäre, der das letzte Haus in diesem Inseldorfe besessen. Er habe es abgebrochen und ans Festland herüber gebracht. Dieß Abbrechen und Forttransportiren der Häuser von einem bedrohten Orte nach einem sicherern ist hier sehr gewöhnlich, wie denn überhaupt jene Fluthen immer vielfache Auswanderungen und Versetzungen der Leute zur Folge haben.

Sie halten zwar mit unglaublicher Liebe an ihrem vielbedrohten Heimathsboden fest, aber zuweilen wird er

ihnen völlig entrissen, und dann bleibt ihnen nichts Anderes als die Fremde übrig. Einen Theil der Bevölkerung erschreckt dann auch ein so fürchterliches Ereigniß, wie das Aufsteigen des Oceans ist, dermaßen, daß sie Alles im Stich lassen und in die Ferne fliehen. Ich sprach ausgewanderte Friesen, welche die Fluth von 1825 vertrieben hatte, und die noch mit Entsetzen davon erzählten und keine Sehnsucht nach ihrer Heimath zu empfinden schienen.

Im Jahre 1634, sagt Heimreich, wanderten mehre Tausende von Friesen nach Holland und anderen Länder, und wahrscheinlich haben diese Fluthen auch wesentlich dazu beigetragen, die Friesen auf ein so weit ausgedehntes Terrain und in so viele kleine zerstückelte Colonieen zu zersprengen.

Auch möchte man nach dem, was man hier sieht und hört, zu glauben geneigt sein, daß es wahr sei, was die Cimbrer und Teutonen den Römern erzählten, daß sie aus ihrem Vaterlande durch eine Wasserfluth vertrieben nach Italien gekommen seien.

Ich kann mir denken, daß eine ganze Bevölkerung durch so gewaltige Fluthen, wie sie dem Angeführten nach hier vorkommen, plötzlich vom Schreck ergriffen, alles Heimathstriebes sich entäußernd, zur Wanderung in die Ferne aufbrechen kann.

Die Nordseefluthen hätten demnach Anlaß zu einem der merkwürdigsten Völker- und Kriegszüge gegeben, die in der Weltgeschichte vorkommen. Vielleicht spielten sie auch keine geringe Rolle bei den anderen noch merk-

würdigeren Zügen der Friesen, Angeln und Sachsen nach England. — Die in aller Welt zerstreuten Colonieen der Flamländer und Holländer hängen ebenfalls mit den Fluthen zusammen, welche diese Leute ihres Grundes und Bodens beraubten.

Die besagten Inseln also, in deren Archipel ich jetzt hineinblickte, sind nur die traurigen Trümmer oder Ueberreste eines ehemals zusammenhängenden Landes. Es giebt ihrer ungefähr zwei Dutzend an der Küste des südlichen Theiles der cimbrischen Halbinsel. Man faßt diese Inseln in Dänemark gewöhnlich unter dem gemeinsamen Namen der Westsee-Inseln zusammen. Fanoe ist die nördlichste von ihnen, und von da an giebt es an der ganzen Küste des nördlichen Jütland keine einzige Insel mehr.

Ein eben solcher Kranz von Inseln geht um die Küste von Hannover, Oldenburg und Holland herum und endigt bei der Mündung der Schelde, von wo an weiter nach Süden hin es an der belgischen und französischen Küste keine solchen Inseln, die zum Theil Producte des Meeres, zum Theil Ueberreste eines untergegangenen Landes sind, mehr giebt.

Die größten der Westseeinseln sind: Fanoe, Romoe, Sylt, Föhr, Amrum, Pelworm und Nordstrand. Die beiden ersten sind von Dänen bevölkert, die übrigen größtentheils von Friesen, und sie ziehen wir daher besonders in Betracht.

Man theilt diese Inseln zunächst in zwei Hauptclassen, in solche, die gegen die Ueberschwemmungen des

Meeres auf irgend eine Weise geschützt sind, und in solche, die dieß nicht sind. Die letzteren nennt man nicht Inseln, sondern „Halligen."

Diese Halligen bestehen aus einer Menge kleiner Landbrocken und Landbröckchen, deren Boden nur einige Fuß über dem Wasser hervorragt, weil es alter, von dem Meere ehemals angeschwemmter Marschboden ist.

Jede einigermaßen hohe Fluth geht über diesen Boden hin, und die Bewohner der Halligen leben in einer beständigen Noth und einem unausgesetzten Ringen mit dem Meere auf ihren hohen Häuserhügeln. Ackerbau wird wegen der völligen Schutzlosigkeit ihres Landes bei ihnen nicht getrieben, da sie oft Wochen lang im Wasser stecken und Mühe genug haben, ihre Schafe, welche die Insel beweiden, und ihr Bißchen Heu, das sie mähen, zur rechten Zeit in Sicherheit zu bringen.

Die Halligen sind zu klein oder zu unvortheilhaft gestaltet und ihre Bewohner zu arm, um eine Eindeichung des Landes möglich zu machen. Die Wellen nehmen daher jährlich immer mehr von demselben weg, und sie selbst wie ihre Inseln sind einem gewissen Untergange geweiht.

Die anderen Inseln sind entweder von Natur oder durch Kunst geschützt. Letzterer Art sind z. B. Pelworm und Nordstrand, diese durch ihre fetten Marschen und ihre schönen Ochsen in Hamburg und auch an anderen Orten so berühmten Inseln. Jede dieser Inseln ist etwa eine Quadratmeile groß und dabei vom Meere ziemlich rund gestaltet. Man wird daraus nach dem Vorhergesagten

begreifen, warum ihre neue Umdeichung nach der großen Fluth von 1634, die gerade diesen Theil des Landes vorzugsweise angriff, möglich war.

Pelworm und Nordstrand sind zwei im Wasser schwimmende Marschstriche, zwei Blätter der großen Lotospflanze, mit welcher die Inder die Welt vergleichen, die bei Fluthzeit niedriger als das Meer liegen, und die sich mit ihren Deichen jeden Tag zweimal vom Untergange retten.

Die von Natur geschützten Inseln bestehen zum Theil aus hohem Geestlande, das also nicht vom Meere angeschlemmt, sondern ursprünglich von vulcanischen Kräften emporgehoben wurde, und außerdem sind sie wohl noch durch einen Wall von Sanddünen gegen die hohe See hin geschützt. Meistens haben sie aber noch eine kleine Beigabe von Marsch, die sich allmälig auf der inneren Seite an sie angesetzt hat und die zum Theil eingedeicht, zum Theil aber Halligland (d. h. uneingedeichtes Land) ist. Solche Inseln sind Sylt und Amrum. Föhr ist halb Geest, halb Marsch, ohne Dünen. Die nördlichsten Inseln, Romoe, Manoe und Fanoe, sind mit Dünen umzingelte Sandbänke.

Mich verlangte längst, zu diesen Geest-, Dünen- und Marschinseln hinüberzukommen, und ich eilte zu dem hinter dem Deiche liegenden Fährhause zurück, um unsere Abfahrt zu beschleunigen. Allein gegen Sonnenuntergang hieß es, der Fährmann sei noch nicht da, — um 9 Uhr sagte man, die Fluth wäre noch nicht hoch genug, — um 10 Uhr, wenn ich allein hinüber wollte, so müßte ich, ich

weiß nicht wie viel Thaler bezahlen, — um 11 Uhr, man müsse den Postillon noch abwarten, um den Briefsack für Föhr mit hinüberzunehmen. Kurz, es wurde Mitternacht und Nachmitternacht, ehe wir unter Segel gingen.

Endlich gegen 1 Uhr Nachts kam es dazu. In der Cajüte des Schiffs fanden sich mit mir zusammen zwei junge Mädchen, eins vom Festlande, und eins von Föhr, von denen das eine das andere besucht hatte, worauf nun dieses wieder jenes besuchen wollte, und außerdem noch ein paar friesische Männer und des einen Frau, die zum ersten Male zur See war, und deren Benehmen ich während der Ueberfahrt studirte, weil mir selten ein so einfältiges Wesen vorgekommen war. Ihre stets vor Verwunderung stierenden Augen wurden jedes Mal noch um ein paar Linien größer, wenn das Schiff etwas zu schaukeln anfing und sie sich an der Banklehne anklammerte.

Zu ihrem stereotypen Wunderblick paßte ein stereotypes Lächeln, das ihren Mund umschwebte und ein Reflex ihrer Verlegenheit und Dummheit war. Es war wenig aus ihr herauszubringen, weil sie jede Frage blos mit einem freundlichen Lächeln beantwortete. — Als ich ihr am Morgen bei der Ankunft auf Föhr am Ufer Lebewohl wünschte, blickte sie sich, ohne zu antworten, rasch um und sah in's Meer, um nachzusehen, wem mein Gruß gelte. Sie konnte sich nicht einbilden, daß man einer so dummen Gans, wie sie es war, Lebewohl wünschen könne.

Ich fragte sie, ob sie Hochdeutsch verstehe; da lachte sie und sagte: „Ne, Gott bewahre!“ Als ich ihr aber meine Bibel in die Hand gab, konnte sie Alles ziemlich gut lesen. Sie wußte nur nicht, daß man dieß Hochdeutsch nenne, und meinte, was eine so unbedeutende Person wie sie spreche und verstehe, könnte unter allen Umständen nur Platt- und Niederdeutsch sein.

Man hat hier bei der Fähre die wunderliche Mode, daß, je mehr Passagiere kommen, desto billiger für jeden der Preis wird. Es muß eine gewisse Summe herauskommen, und diese haben die Passagiere unter einander zu vertheilen; ist nur einer da, so muß dieser das Ganze bezahlen, oder das Fährschiff geht gar nicht. Wollte man dieß System auf die Eisenbahnen anwenden, so könnte einem eine Eisenbahnfahrt unter Umständen sehr theuer zu stehen kommen.

Wenn man keine Segel verliert, wenn die Blitze nicht in die Masten schlagen und die Rippen des Schiffs nicht brechen, so ist das muntere Geschaukel auf der See recht angenehm. Das Schiff ist eine Wiege, die zugleich sich weiter bewegt. Die Ruhe rings umher, das Plätschern der Wogen, der lustig säuselnde Wind, dieß Alles sind liebliche Genüsse, die hier freilich nicht lange dauerten.

Das feste Land der Friesen, welches ich jetzt verließ, nennen die auf der Insel Wohnenden „de faste Wall“, und die Bewohner dieses „fasten Walles“ heißen sie „Fastewallinger“, so wie deren Sprache: „Fastewallingsch.“ — Umgekehrt werden auf dem Festlande die Bewohner

der Inseln mit dem Collectivnamen „Inselfriesen" benannt, da sie in manchen Puncten mit den Festewallingern in Gegensatz treten.

Im Ganzen genommen haben natürlich die Inselfriesen mehr Nationales als jene.

Wie alle Inselbewohner, haben sie ihren Stamm und ihre Sitte reiner erhalten, und dieß gilt von ihnen um so mehr, je weiter ihre Inseln vom Festlande abliegen. So wurde mir von den entferntesten Bewohnern von Sylt schon auf dem Festlande ein hoher Begriff beigebracht.

„O!" sagte mir ein Festewallinger, „die Sylter sind Menschen, auf die kann man bauen, redlich, ernst, kräftig, unverdorben, wahre Goldmenschen. Die müssen Sie kennen lernen, Herr!" Er sprach dieß fast mit einiger Rührung.

Um 6 Uhr Morgens kamen wir auf Föhr an. Beim Aussteigen fand ich einen kleinen Bernhardinerkrebs, welcher nach Art seiner Gattung wie ein zweiter Kaiser eine Schnecke aus ihrer Muschel vertrieben und sich mit seinem eigenen, von Natur nackten Leibe hinein versteckt hatte. Er war in einem kleinen Wassertümpel, der so groß wie ein Waschbecken war, zurückgeblieben und saß, Scheere und Beine weit hervorgestreckt, wie ein Kätzchen, welches ein Mäuschen beschleicht, auf der Lauer. In dem ganzen Waschbecken war nicht ein einziges Thierchen geblieben, das er hätte fangen können. Es schien ihn aber nicht im Geringsten zu ängstigen, daß in diesem Tümpel der Kaiser sein Recht ebensowohl verloren hatte, wie

der Bernhardinerkrebs. Als ich ihn berührte, huschte er sofort in seine Muschel zurück.

Am Ufer erwartete uns eine vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidete Insulanerin, die sich den Briefsack für das Innere der Insel ausbat und zugleich auch die Passagiere befragte, ob nicht neue Nachrichten von den Wallfischfängern aus Flensburg eingelaufen seien.

Es war die Postfrau, die den Schwestern und Müttern der Schiffer, die jährlich von hier aus auf den Wallfischfang ausgehen, gute Neuigkeiten bringen wollte. Bringt sie solche gute Nachrichten in die Dörfer, so belohnt sie ein kleines Geschenk.

„Ja,“ sagte der Fährmann, „von der Louise sind Nachrichten da. Sie haben 2700 erschlagen“ (nämlich 2700 Robben, was sich stillschweigends versteht) „und zwei Fische“ (nämlich Wallfische, andere Fische berücksichtigt der Grönlandsfahrer nicht). Mit dieser Botschaft trollte die Postfrau ins Innere der Insel ab, und die Nachricht, wie viele Tausende jenes Schiff gefangen habe, läuft nun gleich von Mund zu Mund in dem Dorfe herum, so wie dieselbe Nachricht schon unter den Kaufleuten auf der Hamburger Börse eben so von Mund zu Mund herumging.

Man findet immer in der Hamburger Börsenhalle Ausweise über jedes Schiff, das ankam oder von dem, als es noch in Grönland lag, Kunde einlief, und dabei angegeben, wie viele Robben und Fische es zur Zeit des Abgangs der Nachricht hatte. Man sieht da ganze Listen wie diese:

Schiff Neptun hatte den 17. Juni 1 Fisch, 2000 Robben
Die Amphitrite . . . . . 4 Fische, 800 Robben
&c. &c. &c.

Sonst war nicht nur der Seehunds- und Wallfischfang, der von diesen Inseln aus betrieben wurde, sondern auch die ganze Schifffahrt, die von hier ausging, viel bedeutender.

Nach Holland wurden die Seeleute von hier zu 50 bis 60 in einem Schiffe geholt, und zwar nicht bloß von den Inseln, sondern auch von dem festen Lande. Der Verfall des holländischen Handels, bei dem sich die Friesen besonders gern betheiligten, die Abnahme der nordischen Wallfischfängerei, und dann der neuere Militärdienst, sind, wie man meint, die Hauptursachen des Abnehmens der friesischen Schifffahrt.

„Um sich an die See zu gewöhnen," sagten sie, „und um für sie tauglich zu werden, muß man schon jung anfangen. Die jetzige Verpflichtung zum Militärdienst fesselt aber bis zum 25sten Jahre an das feste Land."

Die Insel Föhr.

Der kleine freundliche Ort, in welchem man auf Föhr landet, heißt Wyk. Es ist nicht nur der Hauptort der Insel, sondern auch in commercieller und mancher anderen Beziehung eine Art von Mittelpunct für alle nordfriesischen Inseln. Es ist der einzige Flecken und der beßte Hafen dieser Inseln.

Von hier aus versorgt sich ein großer Theil der umwohnenden Insulaner mit den Waaren, die sie vom Festlande nöthig haben, mit Zucker, Kaffee, Thee, Holz; hierher werden die Schiffe gebracht, die auf der See Havarie erlitten haben.

Es giebt hier eine kleine Schiffswerft, ein paar Fabriken und eine Art Markt für manche Inselprodukte. Auch ist Wyk die Residenz für mehre auf anderen Inseln Reichgewordene, und es wohnt hier ein Consul, der die Handelsinteressen englischer und Hamburger Assecuranz-Compagnieen vertritt.

Ich sage jedoch nur eine Art von Mittelpunct, denn im Grunde genommen verkehren die friesischen Inseln unter einander weniger als mit dem gegenüberliegenden

Festlande, wo ihnen die beiden Städte Husum im Süden und Tondern im Norden viel wichtiger sind.

Endlich ist Wyk auch seit 30 oder 40 Jahren, seitdem die Menschen angefangen haben sich, mehr als je aus ihren engen Binnenlandstädten hervorzuwagen und für die frischen Seewellen Liebe zu gewinnen, ein Seebadeort geworden und gewährt als solcher manche Vortheile, nämlich eine so salzige kräftige See, wie sie fast kein anderes Seebad hat, dann eine ehrliche, ordnungliebende Bevölkerung und reinliche Wohnungen, jedenfalls aber mehr Raum und Freiheit als Helgoland, und mehr Annehmlichkeiten als Wangeroog und Norderney.

Bekanntlich hat auch in den letzten Jahren ein hoher Gast diesen friedlichen Ort zu seiner Sommerresidenz erkoren, der König von Dänemark, der sich hier in der Mitte des stillen Insulanervolks eine kurze vierwöchige Erholung gönnt und seine, vielen Tausenden so kostbare Gesundheit stärkt.

Da das Bad noch nicht sehr überfüllt war, so fand ich bald eine mich ansprechende Wohnung. Die meisten Gäste bestreben sich, an dem sogenannten „Sandwege" eine, wenn auch nur kleine Wohnung zu erhalten. Dieser Sandweg ist eine von Bäumen beschattete Promenade am hohen Rande des Meeresufers, an welcher sich die vornehmsten Gebäude des Orts aufgereiht finden, und von wo aus man das Meer und die Spaziergänger sieht. Ich zog aber eine geräumige Wohnung in der Mitte des Orts vor, wo ich von einem hübschen Blumengarten, einer von Schafen belebten Wiese und einer zahl-

reichen Bienencolonie umgeben war, und wo mir mein Wirth neben meinen Zimmern noch ein lustiges Arbeitscabinet mittels eines ausgespannten Segels errichtete.

Worüber wir Badegäste zuerst in bewunderndes Erstaunen geriethen, das waren die moralischen Qualitäten, die wir an der Bevölkerung unseres Ortes zu entdecken glaubten. Und diese Entdeckungen fingen bei unseren Stubenthüren an, die fast alle sammt und sonders keine Riegel und Schlösser hatten.

Welche Einfalt, sagten wir, welche Ehrlichkeit muß unter diesen Leuten wohnen, bei denen nicht einmal Stubenthürschlösser eingeführt sind.

Welch angenehmes, welch beseligendes Gefühl ist es doch, daß man nicht nöthig hat, immer vor seinen Umgebungen auf der Hut zu sein und in jedem Diener, Hauswirth oder Fremden möglicher Weise einen Dieb zu erblicken, daß man kein Bund von Haus-, Zimmer-, Commoden-, Schrank-, Bureau- und Schatullen-Schlüsseln mit sich zu führen braucht. Welche Wonne, daß hier die Angst um das Irdische, die auf dem Festlande immer unsere Brust umklammert hält und unsere Sinne zum beständigen Schildwachstehen schärft, uns endlich losläßt.

Wir hörten von allen Seiten, daß nie ein Insulaner einen Diebstahl vollführt habe, und in unserem Enthusiasmus über diese Erscheinung überließen wir alle unsere irdische Habseligkeit sorglos der Selbstbewachung und bauten Häuser auf den Felsen der Ehrlichkeit unserer Insulaner.

Ebensoviel bauten wir auf die Reinheit der Sitten der Insulaner; denn man sagte uns, Verführungen der Unschuld, Verrath und Untreue seien hier unerhört, und die Liebe und Treue, die sie einander geschworen, hielten sie und besiegelten sie unweigerlich mit einem Bündniß für's ganze Leben.

„Zwar stürmt und regnet es, wie es scheint, häufig auf diesen Inseln," sagte ich eines Tages zu einem Fremden, der mit mir den Enthusiasmus für diese Insulaner theilte, „zwar blühen hier keine Orangen, Myrthen und Pinien, zwar ist die ganze Landschaft so flach wie ein Tisch, und oft sehne ich mich nach einer lieblichen Atmosphäre, nach einem heiteren Himmel, wie man ihn auf einer anderen Seebadinsel, die mir hier als Contrast zu dem Ländchen, das wir jetzt bewohnen, immer vorschwebt, ich meine auf Ischia, findet. Allein was ist am Ende alle diese äußere Herrlichkeit gegen das Wohlthuende dieser reinen frischen moralischen Atmosphäre, die uns hier umgiebt, gegen die Klarheit dieses schönen geistigen Himmels, der über dieses Ländchen ausgespannt ist. Ich müßte mich für mehr Körper als Geist halten, wenn ich nicht entschieden ein unsichtbares moralisches Paradies unter dem Nordpol, dem Boreas zum Trotz, allen anderen Arten von Paradiesen vorzöge."

„Ach ja," sagte mein Freund, „so etwas thut dem Herzen ungemein wohl. Aber lassen Sie uns hineingehen, denn mich friert hier in diesem argen Julisturme."

Die äußere Haltung eines Volks und die Ordnung und Reinlichkeit, die es in seiner Umgebung zu schaffen weiß, sind ein sehr bedeutungsvoller Reflex seiner ganzen inneren moralischen Haltung und Ordnung. Schon Horaz bemerkt irgendwo, daß unser Hausgeräth, unsere Schränke, Bänke und Tische uns selbst wiederspiegeln, und Faust, wenn er in Gretchens Zimmer tritt, spricht:

Wie athmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit,
In dieser Armuth, welche Fülle!
Ich fühl', o Mädchen, deinen Geist
Der Füll' und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist,
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln.
O liebe Hand! so göttergleich,
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.

Mit Recht sprechen die Völkerbeobachter und Reisenden daher immer soviel von der Reinlichkeit und Ordnungsliebe, die sie bei den von ihnen besuchten Nationen treffen.

Bei dem Eintritt in eine der Wohnungen dieser Insulaner möchte man immer die Worte Faust's wiederholen.

Ich muß gestehen, ich bin nicht der einzige Badegast, der sich seiner selbst schämte, diesen Insulanern gegenüber, und der sich gestehen mußte, er mache ihnen mehr zu wischen, zu fegen, zu scheuern und zu bürsten als sie, die Bäuerischen, sich selbst.

Man kann sie den Holländern an die Seite setzen, und mit Recht vindiciren die friesischen Schriftsteller, bei

denen man immer viel von den „reinlichen Frieſen“ zu leſen bekommt, für ihre Nation das Attribut „reinlich“ als ein ſtehendes Epitheton. Und das will viel ſagen.

Ihre Küchen glitzern ganz wie die holländiſchen Küchen von einer Menge blankgeputzten Hausgeräths, meſſingener Keſſel und Schüſſeln, deren makelloſen Glanz die holländiſchen Maler naturgetreu wiederzugeben vergeblich ſich abmühten. Auf dem Herde glimmt den ganzen Tag ein ſorgſam in der Aſche zuſammengehaltenes Torffeuer, das die Tochter oder Mutter des Hauſes jedesmal, wenn gekocht oder eine Pfeife angezündet werden ſoll, alſo wohl ein Dutzend Mal täglich, anfachen und wieder einſchüren muß, indem ſie beſtändig jedes kleine Aſchenflöckchen mit dem Wedel verfolgt.

Die Wände der Zimmer beſtehen faſt immer entweder aus überglaſ'ten Flieſen oder aus Holz, das mit blanker Oelfarbe überzogen wurde. Prädominirend iſt dabei die himmelblaue Farbe, die wahrſcheinlich aus Holland herübergekommen iſt. Ich fand ſie nicht nur überall in holländiſchen Häuſern und Schiffscajüten, ſondern auch in allen Gegenden einheimiſch, wo einmal Holländer ſich angeſiedelt haben ſollten.

Die Oefen ſind durchweg aus Eiſen, wie in ganz Norddeutſchland. Allein die Frieſen überziehen dieſes Eiſen, wie nicht überall in Norddeutſchland, mit einem blanken, dauerhaften, ſchwarzen Firniß, der den ſchwarzen Ofen in Bezug auf Reinlichkeit ganz unſchädlich macht.

Selbſt in wohlhabenden Häuſern der reichen Städte

Hamburg und Bremen und an anderen Orten findet man diese Oefen nur zu häufig mit einer gewissen Bleiglanzfarbe überzogen, die jeden Finger und jedes Kleid, das sich dem Ofen nähert, in Gefahr bringt, und die denselben im reinlichen Zimmer zu einem wahren Schmutzpopanz macht.

Es wäre der Mühe werth, daß sich alle Norddeutschen, die noch keine weißen Berliner Kachelöfen haben, das Recept zu einem solchen dauerhaften friesischen Glanzofen kommen ließen.

Der Zimmerboden ist stets auf das Reinlichste gefegt, und wenn ich einmal von einem Spaziergange früher als gewöhnlich nach Hause kam, so fand ich immer meine ganze Hausgenossenschaft mit Besen, Eule, Bürste, Lappen und Wedel eifrig beschäftigt, und gegen jeden Fleck und jedes Stäubchen ward zu Felde gezogen. In ihrem Wohnzimmer sah es trotzdem immer erfreulicher aus als bei mir.

Auch vor dem Hause sind die Leutchen beständig mit Ordnen und Aufräumen beschäftigt. Das Steinpflaster vor dem Fenster der Wohnung nennen sie die „Brücke." Ich glaube es ist dieß ein schlecht verdeutschtes friesisches Wort. Diese Brücke putzt und fegt die Magd oder Tochter vom Hause täglich, indem sie den Schmutz und die Unkräuter und Gräser mit einem Messer herauskratzt.

Wer die Wasch- und Reinigungsfeste, welche die Hausfrauen in Bremen, in Oldenburg, in den holländischen Städten und in anderen der Reinlichkeit beflissenen Orten Nord-Westdeutschlands kennt, ihre täglichen

Abputzungen, ihre wöchentlichen Fensterbespritzungen, ihre vierteljährigen General-Hausabwaschungen, der wird hier in den Friesen seine Leute wiedererkennen.

Zwar entdeckten wir nachher auch einige unpropre friesische Hauswirthschaften, — zwar hörten wir hie und da später von einzelnen Frauen und Mädchen, die ihren Ruf nicht völlig fleckenlos erhalten hatten, — zwar mußten wir es erleben, daß während unserer Anwesenheit auf der Insel sogar eine Art von Einbruch geschah, — zwar vernahm ich, daß vor mehren Jahren einer Frau wegen Kindermordes der Proceß gemacht worden sei, — zwar wurde uns auch eine Erhöhung gezeigt, wo ein Galgen gestanden habe, — zwar sagten uns die Leute, die Hauswirthe wären klug genug, recht scharf aufzupassen, damit den Badegästen ja nichts entwendet würde, weil sie sehr wesentlich dabei betheiligt wären, ihren guten Ruf zu erhalten und die Badegäste an sich zu locken, — zwar wurde dadurch das Bild eines völlig makellosen moralischen Paradieses, das sich in uns zu gestalten angefangen hatte, weil der Mensch von Natur sein Ohr gern dem Außerordentlichen, sei es Schlechtes oder Gutes, hinneigt und sich eben so gern Ideale von paradiesischen wie von höllischen Zuständen macht, etwas getrübt, — indeß muß ich doch bemerken, daß jene schmuzigen Hauswirthschaften und Frauen eine große Seltenheit sind, daß der Fall von jenem Kindermorde nicht ganz klar und schon lange her war, daß an jenem Galgen vor mehren Jahrhunderten bloß Rebellen aufgeknüpft worden,

daß der besagte Einbruch endlich, wie sich bald auswies, von einigen armen hungrigen Jütländern verübt worden war, die vom Festlande herübergekommen und, nachdem sie sich lange vergebens nach einem Dienste umgethan hatten, endlich in eine Speisekammer eingebrochen waren, um sich mit Schinken und Würsten zu versehen.

Wie gesagt, der Mensch ist immer geneigt, diejenigen Zustände, die er gerade gesehen, die er kennen zu lernen Gelegenheit hatte, für ganz außerordentlich zu halten und sie vor anderen hervorzustreichen.

Jedem sind seine eigenen Bekannten, seine eigenen Erfahrungen besonders werth. Und dann ist Jeder doch auch nicht überall gewesen. Daher giebt es Leute, die sich für die ganz einzige und unvergleichliche moralische Haltung der Friesen auf Leben und Tod streiten.

Ich will zwar den Friesen nichts von ihrem Werthe nehmen, aber ich kann mich auch nicht entschließen, der übrigen Menschheit den Friesen zu Liebe etwas von dem ihrigen nehmen zu lassen.

Solche primitive Ehrlichkeit und Unschuld kommt noch heutiges Tages an vielen Erdflecken, besonders auf Inseln vor. Ich hörte von mehren kleinen dänischen und schwedischen Inseln ganz dieselben Dinge erzählen, die ich jetzt hier bei den Friesen sah. Auch in Nordjütland und in Norwegen soll es Striche geben, wo die Leute keine Stubenschlösser kennen.

Die Italiener auf Ischia und anderen kleinen Inseln sind ein simples, harmloses Fischervolk, und selbst in dem räuberischen Ungarn wohnte ich einst auf einem

habe, meistens nur dänische Matrosen, man sollte sie aber richtiger schleswig'sche oder friesische Matrosen nennen.

Die Friesen stehen durchweg nur mit einem Fuße auf dem Rande des Festlandes; den anderen haben sie immer in der See. Ja ihre Inseln und selbst das Festland, das sie bewohnen, haben früher in der See geschwommen und sind nur zusammengespülte Marschen oder vom Sturme zusammengewehte Dünen, die eben so leicht, als sie landfest wurden, wieder flott werden können.

Ihre Häuser sind gewissermaßen nur zeitweilig auf den Boden gesetzte Schiffe, und jeder Friese hat sein Boot beim Hause, um sofort, wenn der Festlandboden wankt, sich auf das Wasser zu begeben, das ihm unter Umständen noch mehr Sicherheit giebt als das Land.

Zum Theil gilt dieß von allen den vielen mit Ueberschwemmungen bedrohten und canalisirten Landstrichen, die von hier bis nach Amsterdam hin an den Flußmündungen und Küsten liegen.

In der Umgegend von Bremen hat z. B. fast jeder Bauer auf den Canälen, die das Land durchziehen, eben so gut sein Boot wie seinen Ackerwagen, und er weiß sein Schiff eben so gut zu steuern wie seinen Pflug. Nach Hamburg und Bremen wird der größere Theil der Marktwaaren von den Bauern selbst zu Schiffe herangebracht.

Die Inseln, welche die Friesen innehaben, sind zum Theil so klein, daß sie nur wenige Familien als

Bewohner haben können, und die Leute müssen daher um jedes Fuder Heu's willen, das sie verkaufen, oder wegen jeder Last Feuerung, die sie einkaufen wollen, sogleich zu See gehen. Sie werden daher sämmtlich wie die Wasservögel von einem ganz natürlichen Bedürfniß nach Nahrung vom Festlande auf's Meer gelockt.

Die See, welche sie umgiebt, ist außerdem ein sehr gefährliches Wasser, sehr stürmisch, voll Strömungen und Untiefen, und übt daher frühzeitig ihre Gewandtheit und Vorsicht. Außerdem reizte sie diese See von jeher mit der Aussicht auf schönen Gewinn, denn theils giebt es eben hier die von alten Zeiten berühmten Austernbänke, welche nach Petersburg, Berlin und vielen anderen Städten die beliebten sogenannten holsteinischen Austern liefern, theils sind ihre Inseln mit so schlimmen Sandbänken umgeben, daß an ihnen immer mehr Schiffe scheitern, als sonst weit und breit umher.

So wie in den Verhältnissen der geographischen Lage, so mag auch Manches in den ursprünglichen Anlagen der Nation liegen. Man hat bemerkt, und alle Schullehrer, die ich sprach, bestätigten es mir, daß die Friesen ein natürliches Talent für die Arithmetik und Geometrie haben, Wissenschaften, die dem Schiffer besonders unentbehrlich sind.

Von jeher haben sich daher einige erfahrene Steuerleute, wenn Alter oder andere Verhältnisse sie für's Meer untauglich machten, in ihre Geburtsdörfer zurückgezogen, dort Schulen für Schifffahrt und Steuermannskunst errichtet und die Bauerjungen in den dazu

nöthigen Kenntnissen unterrichtet. Auch noch jetzt trifft man in mehren Dörfern solche Lehrer der Seefahrtskunde.

Wie alle, selbst die kleinsten Nationen die Welt immer in zwei Theile theilen, in das In- und das Ausland, von denen ihnen nur der kleinere Theil der wichtigere ist, so machen es auch die Inselfriesen mit dem Meere und seiner Beschiffung. Ihren kleinen, 15 Meilen langen und 5 Meilen breiten Archipelagus setzen sie dem ganzen übrigen Ocean gegenüber und nennen seine Beschiffung die „Bignenfahrt" oder die „kleine Fahrt", so wie die Beschiffung des letzteren die „Außenfahrt" oder die „große Fahrt" heißt.

Die kleine Fahrt von Insel zu Insel, von Föhr nach Husum, von Sylt nach Tondern ꝛc., betreiben sie meistens mit eigenen Schiffen, bei der großen Fahrt aber dienen sie auf fremden Schiffen.

Von dieser „großen Fahrt" wird eigentlich wieder die Grönlandsfahrt als eine besondere Branche der Schifffahrt geschieden, und vorzugsweise nennen sie große Fahrt nur diejenige Schifffahrt, welche Westindien zum Ziele hat.

Die Holländer waren bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus die vornehmsten und fast ausschließlichen Häringsund Wallfischfänger, und da sie ihre Schiffe besonders gern mit Friesen bemannten, so war jene Zeit die Blüthezeit hiesiger Schifffahrt.

Damals gingen oft zwölf und mehr Schiffe mit Passagieren, die sich in Holland verheuern wollten

teil, im Frühlinge von Föhr ab. Gewöhnlich thaten dieß alle zu gleicher Zeit, und der Abschied so vieler Männer auf ein Mal zu einem so gefahrvollen Unternehmen veranlaßte dann eine Feier auf der Insel, an welcher alle Angehörigen Theil nahmen. Diese Feier und die Abreise fand gewöhnlich an dem Bettage statt, der daher noch jetzt in diesen Gegenden einer der wichtigsten Tage des Jahres ist.

Viele von den Vätern, Gatten und Brüdern kehrten im Herbste nicht zurück. Andere dagegen kamen mit wohlgespicktem Beutel oder, wenn sie als einfache Matrosen ausgegangen waren, als Steuerleute oder Schiffsführer wieder.

Es ist manches Eigenthümliche bei der Grönlandsfahrt, unter Anderem auch dieß, daß der Schiffsführer nicht Capitain, sondern Commandeur genannt wird. Viele Leute werden mitgenommen, die nur Körperkraft zu sein brauchen und gar keine weitere Geschicklichkeit besitzen, da man sie bloß zum Erschlagen der Robben und zum Zerhacken des Wallfischspecks gebraucht. Nur der sogenannte „Harpunier", der den Wallfisch erlegt, wird auf besondere Kenntniß und Gewandtheit gerechnet.

Ein Beamter der Insel gab mir aus seinem alten geschriebenen Register über die Anzahl der und die Namen der vorigen Jahrhunderts von Föhr ausgegangenen Schiffe folgende Notiz. Anno 1750 waren von Föhr nach Holland abgereiset 1415 Schiffer passagiere, hatte unter 64 Commandeurs und Capitains, 229 Steuer-

leute und Harpuniere und circa 1100 gemeine Matrosen.

Föhr ist freilich die volkreichste aller nordfriesischen Inseln und lieferte von jeher die meisten Subjecte zur Schifffahrt. Allein man kann wohl ohne Uebertreibung annehmen, daß die übrigen Inseln und das friesische Festland wenigstens eben so viel Leute zur See schickten.

Und bedenkt man nun, daß in jener Zahl nur die in dem benannten Jahre ausgegangenen Schiffer begriffen sind, nicht aber auch die, welche im Laufe dieses Jahres gar nicht nach Hause kamen und ohnedieß schon auf den Meeren schwammen, so ist es wahrscheinlich, daß damals dieses kleine Land der Friesen Jahr aus, Jahr ein mindestens eine Armee von 4000 Schiffern auf der See erhielt.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts auch die Amerikaner, Engländer und andere Nationen lebhaftern Antheil an dem Wallfischfange nahmen, und als die Anzahl dieser Thiere mit der Zunahme der Jäger immer mehr abnahm, sank auch die Thätigkeit der Friesen in dieser Geschäftsbranche. Anno 1796 gingen bloß 550 Schiffer, darunter 30 Commandeurs und 63 Steuerleute und Harpuniere, von Föhr aus.

Ein Beamter der Insel, der ungefähr gerade die Hälfte derselben unter seiner polizeilichen Inspection hatte, sagte mir, er habe im vorigen Jahre etwas über 300 Pässe an in's Ausland gehende Matrosen ausgestellt. Dieß würde für die ganze Insel etwa 600 Pässe geben.

Herr von Warnstedt, der über diese Insel geschrie-

ben hat, sagt, in günstigen Jahren könne diese Zahl bis auf 800 steigen. Legt man diese Zahlen zu Grunde und bedenkt man, daß bei der lebhaften Westindienfahrt, welche in neueren Zeiten von Hamburg und Bremen und auch von Flensburg aus getrieben wird, wahrscheinlich viele Schiffer, die nicht wie die Grönlandsfahrer jährlich zurückkehren, ihre Pässe gleich für eine Reihe von Jahren nehmen, so mögen immer noch mehr als 2000 Nordfriesen im Dienste des Handels beschäftigt sein.

Ich sagte oben etwas von den Ursachen der Abnahme der Lebhaftigkeit der friesischen Schifffahrt. Als eine solche wurde mir hier ferner noch die Verbesserung des Ackerbaues und anderer Künste und Gewerbe angeführt.

Der Ackerbau wurde auf diesen Inseln sonst sehr nachlässig getrieben und von den auf die See hinauseilenden Männern meistens den Frauen überlassen*). Diese mußten pflügen und säen, und höchstens bei der Ernte half der Mann, wenn er zeitig genug aus Grönland zurückkehrte.

In neuerer Zeit nun, wo der Ackerbau in allen Ländern rationeller betrieben wird, hat er sich auch auf diesen Inseln gehoben, und die Leute ziehen daher oft den ge-

*) Ich entnehme aus anderweitigen Reiseberichten, daß auch in anderen Theilen Frieslands Dasselbe der Fall war. So wird z. B. in einem Werke über das Saterland gesagt, daß die friesischen Männer bloß der Schifffahrt und dem Handel oblägen und den Ackerbau ihren Weibern überließen.

wissen. Broderwerb auf dem Lande den ungewissen auf der See vor. Indeß ist hier Ursache und Wirkung schwer von einander zu unterscheiden, und es mag umgekehrt eben auch der Ackerbau durch die Abnahme der Schifffahrt Vortheil gezogen haben*).

Es ist indeß wohl eine ganz allgemeingültige Bemerkung, daß unsere Zeit die Tendenz hat, wie alle Gilden und privilegirten Gesellschaften, so auch alle besonderen Befähigungen mehr und mehr aufzulösen. Alles Wissen und Können wird mehr und mehr ein Gemeingut. Die Friesen waren sonst hier eine gewissermaßen für den Wallfischfang und andere Schifffahrts-

*) Um das bedauernswerthe Abnehmen der Schifffahrt auf diesen Inseln ferner in ein näheres Licht zu setzen, will ich hier einige Nachrichten zusammenstellen, die man mir in dieser Beziehung an verschiedenen Orten gegeben hat.

Auf der Insel Amrum waren 1787 6 Schiffscapitains, und jetzt (1845) giebt es dort keinen einzigen mehr.

Es ist Sitte bei den Schiffern, daß sie bei glücklich beendigter Fahrt den Prediger bitten, von der Kanzel herab Dankgebete zu sprechen. Ein Capitain zahlt dafür gegen 2 Thlr., ein Steuermann 1 Thlr. u. s. w. Ein Prediger von einer kleinen friesischen Insel, mit dem ich von der Abnahme der Schifffahrt sprach, sagte mir, sein Vorgänger habe von den Gebern, welche hierfür eingelaufen, jährlich wohl 70—80 Thlr. eingenommen, und jetzt sammele er kaum 5 Thlr.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gingen nahe an 100 Leute von der Insel Hooge auf Seefahrt aus, und außerdem zuweilen 25 Capitaine und Commandeure. Jetzt sind von dieser Insel nur 11 Schiffer und 2 Capitains in See.

[illegible] privilegirte Gilde. Da jetzt an verschiedenen Stellen des Festlandes Seefahrtsschulen errichtet sind, und da überhaupt auch die Wege nach dem Meere zugänglicher werden, so mögen auch die Binnenlandssöhne jetzt häufiger als sonst sich für die See vorbilden. Natürlich soll damit nicht behauptet werden, daß die besagten Friesen nicht in ihrer geographischen Lage einen außerordentlichen Vorzug besäßen.

Daß die Friesen ein echtes Seemannsvolk sind, zeigt sich auch vielfältig in ihrer alltäglichen Rede- und Ausdrucksweise. Sie bringen eine Menge Seemannsausdrücke mit auf's Festland und wenden sie auf continentale Verhältnisse an. So bezeichnen sie z. B. fast alle Richtungen oder Situationen, selbst die gewöhnlichsten, die wir, von unserem Körper ausgehend, nach der rechten und linken Hand bezeichnen, nach den Angaben der Windrose.

Wenn man hier einen der Leute auf der Straße nach dem Wege fragt, so heißt es nicht wie bei uns: „Gehen Sie erst gerade aus, dann links, dann rechts", sondern vielmehr so: „Gehen Sie erst nach Norden, wenden Sie sich dann nach Osten und halten Sie sich dann stets nach Südwesten."

Ein Haus liegt hier nicht vis à vis oder dos à dos mit dem anderen, oder zur rechten oder linken Seite von ihm, sondern im Osten, Süden oder Westen von dem anderen. Ja man wohnt sogar nicht etwa auf der Sonnen- oder Schattenseite, auf der Wind- oder Regenseite des Hauses, sondern im Süden oder Norden, im westlichen oder östlichen Zimmer des Hauses.

Es kommt uns sehr komisch vor, wenn wir einen Maßstab, von dem wir sonst nur bei großen Verhältnissen, auf Landkarten bei der Situation von Welttheilen und Königreichen, wo im Osten von Deutschland Frankreich, im Norden Dänemark liegt, Gebrauch zu machen gewohnt sind, nun auf ganz kleine Verhältnisse angewandt sehen und z. B. sagen hören: „Hans Claus wohnt im Westen von Claus Hans, und mein Kuhstall liegt im Osten von meiner Küche."

Weil ihnen die Schiffe auf diese Weise immer im Kopfe stecken, so sprechen sie auch, wenn sie auf einem Wagen sitzen, von der „Lee-Seite" des Wagens, womit sie bei ihren Schiffen die Seite bezeichnen, wohin der Wind weht.

Die friesischen Badediener, die unsere Badekutschen besorgten, und welche immer am hohen Ufer saßen, um auszuschauen, ob dieser oder jener Badegast herankäme, hörte ich eines Tages sagen: „Der Präsident ist schon in Sicht." Meine Augen irrten dabei unwillkürlich über's Meer hin, um das große Schiff dieses Namens zu suchen, das in diesem Augenblicke am Rande des Horizontes auftauchen möchte, aber die Leute bezeichneten mit diesen Worten einen unserer geehrten Badegäste.

Wie die Inseln in der Regel ihre Bewohner, ihre Pflanzen, ihre Thiere von den benachbarten Festländern empfangen, so bekommen sie von daher auch meistens ihre Krankheiten.

Vom Meere her erwarten die Insulaner ihre Gesundheit; der Westwind, der aus dem Meere aufsteigt, thut ihnen

wohl. Ja sie halten es für unmöglich, daß man sich bei Westwind erkälten könne. Der Wind vom Festlande dagegen schadet der Brust, schafft Schnupfen, Husten, Brustbeklemmung, Gicht.

Die aus dem Meere aufsteigende Fluth führt eine Menge heilsamer Kräfte mit sich. Die Leute gehen daher bei Fluthzeit an's Wasser, waschen sich die Augen mit Fluthwasser und setzen sich der Luftströmung, welche die Fluth mit heranführt, aus, weil sie dieselbe den kranken Augen für besonders heilsam halten. Die vom Lande wegfluthende Ebbe dagegen ist kraftlos und sogar schädlich. Selbst die Badegäste glauben dieß und stürzen sich mit größerem Vertrauen in die schwellende Fluth und oft mit Furcht in die abziehende Ebbe. Jene, glauben sie, bringt neues Heil und frisch von den Nereiden fabricirte Kräfte, diese erscheint ihnen abgebraucht und schaal.

Wenn am Festlande das Nervenfieber, die Masern und das Scharlachfieber grassiren, so hat man Furcht auf den Inseln, daß diese Krankheiten auch auf ihnen bald ausbrechen möchten. Von den Inseln gehen nie solche epidemische Krankheiten aus. Der Gesundheitszustand ist hier weit besser als in den Districten des Festlandes. Einen Beweis dafür giebt auch die kleine Apotheke unserer Insel, die nicht nur für sie, sondern auch für alle anderen umliegenden Inseln die einzige ist, welche es giebt.

Die Dörfer im Innern.

Die Insel Föhr hat beinahe 5 deutsche Meilen im Umfange und umfaßt innerhalb dieser Linie etwa anderthalb Dutzend Dörfer mit ungefähr 5000 Einwohnern. In physikalischer Hinsicht theilt sich das Land in eine Marsch- und in eine Geesthälfte. Die Marsch hat sich nach innen zu auf der nordöstlichen Seite angesetzt; nach Westen und Süden dagegen, wo das Meer offener ist, hat sich nichts von Marsch gebildet, und hier zeigt sich das schroffe hohe, vom Meere angenagte Geestufer.

Dieß ist natürlich, denn die schmuzigen, mit Schlamm geschwängerten Gewässer stürzten rechts und links vorbei, und erst hinter der Insel kamen sie so zur Ruhe, daß sie die Schlammtheilchen fallen lassen konnten. Auch bei den anderen Inseln, z. B. bei Amrum und Sylt, zeigt sich dasselbe.

Auch sie haben einen kleinen Flicken von Marschland hinter ihren Dünen nach innen zu, d. h. nach Osten angesetzt. Die halbe Insel ist demnach mit einem Hafdeich umschanzt.

Föhr ist die wichtigste aller friesischen Inseln und wird es auch wohl immer bleiben, denn sie ist die am besten geschützte. Sie befindet sich gerade in der Mitte des friesischen Archipels. Gegen Südwesten und gegen Nordwesten liegen ihr die langen Dünen der Inseln Sylt und Amrum vor, welche den ersten Anlauf der Nordseefluthen abhalten, gegen Süden die Halligen und gegen Norden und Osten wiederum Sylt und das Festland.

Auf Sylt und Amrum wälzen sich beständig die Sandbänken mehr landeinwärts, über die ungeschützten Halligen gehen stets die Fluthen hinweg und reißen ein Stück nach dem anderen ab, und die Bewohner von Pelworm und Nordstrand haben fortwährend zu dämmen und zu deichen, um ihre niedrigen Inseln nur über Wasser zu erhalten.

Es ist höchst interessant, zu bemerken, daß alle diese Inseln eben so, wie nach dem, was ich oben sagte, die einzelnen Theile des Festlandes, mit einander in inniger Verkettung und Beziehung stehen. Es ist ein System von Schutz und Trutz gegen das Meer.

Es kann sich die Gestalt der einen oder anderen Insel nicht ändern, ohne daß dadurch auch die anderen Inseln in eine andere Lage kommen. Verschwindet eine Insel ganz oder zum Theil, so verändern sich auch gleich die durch Ebbe und Fluth im Meere veranlaßten Strömungen, und es wird dadurch sofort der Strom mit veränderter Gewalt entweder auf eine andere Insel hingeleitet oder von ihr abgewandt, und ein

solcher Impuls wirkt natürlich fast bis in die entferntesten Theile des kleinen Inselmeeres, so daß es hier hergeht wie in einem Gebäude, wo, wenn ein Balken bricht, sofort auch die anderen Balken zusammenstürzen oder doch anders gestellt und angespannt werden als früher.

Man kann sich hiernach einen Begriff davon machen, welche genaue Kenntniß aller Ufergestaltungen sowohl als auch aller Sandbänke, Stromverzweigungen und unterseeischen Wasserbewegungen dazu gehört, um richtig zu beurtheilen, ob es zweckmäßig sei, diese oder jene Veränderung in der Bedeichung eines Landes vorzunehmen.

So war es mir interessant, bei Gelegenheit einer Petition der Bewohner von Pelworm an den König von Dänemark den Oberinspector aller dieser Deichangelegenheiten die Lage und die Beziehungen der besagten Insel beurtheilen und auseinandersetzen zu hören.

Diese Insel liegt viel weiter als Nordstrand und Föhr und andere Inseln ins Meer hinaus vor, wie die Holsteiner sich ausdrücken würden, sehr weit „außen vor."

Sie hat keine andere Insel als Damm vor sich und besitzt auch selbst keine Spur von einem natürlichen Dünendamm. Es ist ein Stück fette niedrige Marsch mitten im Meere, das hier mit seiner ganzen ungebrochenen Gewalt gegen die künstlichen Circumvallationen der Menschen in einem unausgesetzten Kriege anstürmt.

Die Pelwormer sind als in einem perpetuirlichen Belagerungszustande befindlich zu betrachten. Ihr mäch-

ziger Feind ist stets wach und wagt im Laufe jedes Jahres wenigstens ein Paar Hauptstürme. Die Bedeichung dieser Insel ist demnach kostspieliger als die irgend eines andern Theiles von Friesland, und im Laufe der Jahre und der beständig sich wiederholenden Reparaturen haben die Pelwormer eine drückende Schuldenlast und ihren Aeckern eine enorm große jährliche Contribution aufgeladen; Niemand hilft ihnen nun diese Last tragen denn die Inseln sind von den Deichverbanden des Festlandes ausgeschlossen.

Auf dem Festlande sagt man: „Was gehen uns die Inseln im Meere an? Wir würden auch ohne sie nur der Fluth bedrängt werden. Es ist nicht unsere Schuld, daß sie mehr als wir bedroht und angegriffen sind. Mögen sie sich selber schützen."

Dieß scheint richtig, doch es ist nicht ganz redlich gesprochen, und die Pelwormer erwidern: „Zwar ist es nicht euere Schuld, daß wir mehr bedrängt und angegriffen werden; aber es ist euer Vortheil, daß dieß geschieht und daß wir uns so tapfer und klug dagegen vertheidigen."

„Wir liegen hier „außenvor" im Meere, gleichsam wie euere Avantgarde, und haben die heftigsten Angriffe des Feindes auszuhalten. Wir arbeiten und bauen mit ungeheuerem Aufwande von Mühe und Geld und führen Dämme auf, die zwar zunächst uns schützen, die aber auch euch im Hintergliede zu Nutze kommen."

„Wären wir laß und träge auf unserem Posten, ließen wir unsere Dämme verfallen, gäben wir uns gar

dem Feinde völlig preis; so würdet ihr die Folgen davon bald spüren, die Wogen würden dann in eben dem Grade euch bedrängen, wie sie es jetzt mit uns thun.“

„Es ist daher euere Pflicht, uns Succurs zu schicken und uns auf unserem Posten zu erhalten. Es ist dieß aber sogar auch euer eigener Vortheil, denn ihr erlangt dadurch ein Recht, euch in unsere Angelegenheiten zu mischen und durch Inspectoren nachsehen zu lassen, ob wir unsere Pflicht auch wirklich thun und im Kampfe nicht ermatten.“

Die Pelwormer haben, wie es scheint, nicht ganz Unrecht, aber während sie schon seit lange um Aufnahme in den Deichverband des Festlandes petitionirt haben, hat umgekehrt das Festland immer sich dawider gesträubt und eben so eifrig dagegen petitionirt.

Dieß dauerte sehr lange, und erst jetzt fand man den Ausweg, daß sich die Regierung entschloß, sich der Pelwormer anzunehmen, ohne das Festland zu belasten, und ihnen einen bedeutenden Zuschuß zur Deckung ihrer Deichkosten zu gewähren.

Zum Theil wurde man auch wohl durch den Hinblick auf die Verhältnisse des Husumer Hafens dazu bewogen. Denn es entstand die Befürchtung, daß, wenn die Pelwormer genöthigt würden, Banquerot zu machen, ihre Deiche und ihre Inseln aufzugeben*) und sie, wie der Kunstausdruck lautet, „treiben“ zu lassen, d. h. sie

*) Solches Aufgeben ganzer, von der Meeresfluth ruinirter Landstriche ist schon mehre Male vorgekommen, namentlich 1634.

ohne Bedeichung, wie Hallingland, dem Spiele der Wogen preiszugeben, dann die tiefen Zugänge zu dem hinterwärts liegenden Hafen von Husum verschlemmt werden möchten.

So wie Pelworm jetzt ist, wirkt es auch, wie ein Damm oder Pylo, zur Ausstiefung des Wassers. Seine Deiche weisen die Gewässer zu beiden Seiten zurück, drängen sie durch die bestehenden Canäle oder Haffgewässer und zwingen sie, dieselben mittels des täglich aus- und eindringenden Fluth- und Ebbestroms rein zu erhalten.

Pelworm arbeitet also auch für den Hafen von Husum, und es schien billig, daß man ihm zu Gunsten dieses Hafens zu Hülfe käme.

Aus diesem Beispiele, sage ich, kann man sehen, wie complicirt hier Alles ist und wie die Interessen jedes Einzelnen mit denen des Ganzen zusammenhängen.

Die besagte physische Abtheilung in Marsch- und Geestland ist zunächst von größter Einwirkung in Bezug auf die Bebauungsweise der Insel gewesen. Sämmtliche Dörfer der Insel liegen der Reihe nach gerade auf der Gränze zwischen der Marsch und Geest, und zwar auf dem Rande der letzteren.

Es erklärt sich diese Erscheinung daraus, daß die Leute in der, Ueberschwemmungen ausgesetzten Marsch nicht gerne wohnten. Weil sie aber sowohl Aecker auf der Geest als Wiesen in der Marsch besaßen und weil sie beiden gern so nahe als möglich sein wollten, so siedelten sie sich hart auf dem Rande der Geest an.

Gehöft der Flecken Wyk liegt auf dieser Grenze, gleich vor seinem nördlichen Thore fängt die Marsch an.

Es ist ein solcher mit Dörfern, Flecken und Städten besäeter Geestrand eine allgemeine Erscheinung in allen Marschländern. Alle Hauptorte Dithmarschens, z. B. Lunden, Heide, Meldorf, liegen auf Vorsprüngen der Geest. Eben so findet man alle die kleinen Küstenstädte im nördlichen Hannover und Oldenburg, z. B. Stade, Neuhaus, Otterndorf, Varel, Jever, Essens, Norden, auf dem Rande der Geest. Auch in Holland läßt sich etwas Aehnliches bemerken.

Der Flecken Wyk schält sich fast ganz aus dem Lebensorganismus der Insel heraus und steht für sich da. Er hat seine eigenen Rechte und Sitten, ja auch seine eigene Bevölkerung und Sprache, denn er wurde hauptsächlich von Ansiedlern aus den benachbarten Inseln bevölkert, die sich zu verschiedenen Zeiten, vor den Meeresfluthen fliehend, auf dieser sicheren hohen Stelle niederließen.

Diese Entstehungsweise von Wyk wiederholt sich bei mehren anderen Städten und Flecken der Marschländer. So wie anderswo die feindlichen Menschen, so brachten hier zuweilen die feindlichen Fluthen die Bewohner auf einen Fleck zusammen.

Die fremden Ansiedler haben zum Theil ihren friesischen Dialekt erhalten und außerdem noch viel Plattdeutsch bei sich eingeführt, das sie fast Alle verstehen. Die Bewohner des Hauptortes von Föhr gelten daher eigentlich gar nicht für Föhringer, und nur die Bewohner

nach Binnenlandes nennen sich Föhringer, kleiden sich Föhringisch und sprechen die föhringische Sprache.

Auf Wyk, wo wir auch dem, was ich eben sagte, ein kleines moralisches Paradies zu entdecken glaubten, sehen die Binnenländer, wenn auch nicht gerade wie auf ein Sodom und Gomorrha, doch nicht ohne etwas Mißtrauen hinaus, und die Prediger der Dörfer des Innern ziehen oft gegen Wyk, wo gespielt und getrunken wird, wo Schiffer und fremde Badegäste die Einfachheit der Sitten verderben, und wo die jungen Mädchen in Verachtung der alten Sitten der Mütter sich mehr und mehr deutsch kleiden, zu Felde.

Dasselbe, was ich oben von der Stamm- und Sittenverschiedenheit der Inseln im Allgemeinen sagte, daß sie, je entfernter vom Meere, je mehr nach Westen zu, um so größer sei, das gilt auch wieder von jeder Insel insbesondere.

Wenn ich mich nach einem alten Gebrauche oder Ausdrucke erkundigte, so wurde ich immer nach dem westlichen, dem Meere zugewandten Theile der Insel verwiesen, mit der Bemerkung, dort sei die alte Sprache, da finde man alte Sitten, alte Kleidung und schöne alte Sagen. Ich war begierig, diesen originellen Westen etwas näher kennen zu lernen, und machte mich daher eines Tages auf, um ihn zu besuchen und dabei zu gleicher Zeit eine Uebersicht der ganzen Insel zu gewinnen.

Da allem Gesagten nach der Gegensatz von Osten und Westen für die Insel weit wichtiger sein muß als der von Norden und Süden, — im Osten liegt der

sache Wall, im Westen die stürmische See, vom Osten kommen die Cultur, die Verderbniß und die Krankheiten des Festlandes, von Westen drängen die Stürme und Fluthen, die auf Klima, Menschen und Vegetation einen so merkwürdigen Einfluß üben, — so ist es natürlich, daß sie nicht in ein Nord- und Südland, sondern in ein Wester- und Osterland zerfällt, von denen jedes ungefähr die Hälfte der Insel einnimmt.

Diese Eintheilung ist nicht nur eine physische, sondern auch eine politische; denn das Westerland gehört in politischer Beziehung zum Königreiche Dänemark, das Osterland aber zum Herzogthume Schleswig.

Die Chroniken berichten, daß der schleswigsche Ritter Claus Limbeck den besagten Theil der Insel an die Königin Margaretha für 500 Mark Silber verkauft habe. Auch die Inseln Sylt und Romoe sind zum Theil dänisch, zum Theil schleswig'sch.

Das Osterland hat daher einen deutschen, das Westerland einen dänischen Beamten, dort gelten schleswig'sche, hier dänische Gesetze, Justiz- und Kirchenverfassung; auch sind die Interessen beider Theile ganz verschieden. Die Deutschen in Deutschland werden diesen Unterschied nicht sogleich begreifen, denn sie nennen ja auch Altona schon eine dänische Stadt und bezeichnen ganz Schleswig als dänisch. Allein er ist ungefähr eben so groß und eben so weitgreifend, als wenn z. B. die eine Hälfte von Rügen mecklenburgisch und die andere preußisch wäre.

Das erste der Dörfer, die an der Geestkante wie Perlen auf eine Schnur aufgereiht sind, heißt Bolaxum,

das zweite Weitum, das dritte Midlum, und geht man alle Namen durch, so findet sich, daß die Namen sämmtlicher föhring'schen Dörfer mit Ausnahme von zweien oder dreien sich auf „um“ endigen.

Diese Endsilbe ist überhaupt den meisten Dorfnamen in ganz Friesland eigen, und natürlich existirt unter den Gelehrten ein Streit darüber, woher dieselbe abzuleiten sei und was sie zu bedeuten habe.

Auch wir zerbrachen uns in Wyk vielfach den Kopf darüber. Einer meinte, die dummen Mönche hätten im Mittelalter, wo man Alles habe latinisiren wollen, die lateinische Endung „um“ statt einer verloren gegangenen deutschen angehängt. Die Meisten beruhigten sich bei der Voraussetzung, daß dieß „um“ eine Verdrehung des germanischen „heim“, „hem“, „home“ wäre, das in so vielen deutschen, holländischen und englischen Ortsnamen zu finden ist, und daß die Namen Boldixum, Alkersum u. s. w. also eigentlich Alker's Heim, Boldik's Heim u. s. w. zu schreiben und als das Heim ihres ersten Ansiedlers, eines gewissen Boldik, Alker u. s. w. zu deuten seien.

Uebrigens gehen diese Namen auf „um“ durch das ganze deutsche oder friesische Nordseeküstenland von den Husums und Busums in Schleswig-Holstein, bis zu den Bakums und Lesums in Hannover, den Dornums und Dokkums in Holland. Und wir mögen dieß auch für die Kur- und Livländer bemerkt haben, die von Niedersachsen aus auch solche „ums“ erhalten haben, und die sich auch, wie ich schon vor 8 Jahren wahrzunehmen Gelegenheit hatte, den Kopf darüber zerbrechen, woher

z. B. ihre Stadt „Tukkum“ die sonderbare letzte Silbe haben möge.

Es ist immer ein angenehmes Gefühl, wenn man sich beim Studium kleiner Dinge und Verhältnisse bewußt ist, daß man dabei die Phantasie rechts und links weit hinausschweifen lassen kann. Im Grunde kann man dieß aber fast bei jedem Gegenstande der Untersuchung; denn es hängt in dieser Welt Alles so erstaunlich eng zusammen wie in einem Knäuel. Daher ist es mir eigentlich auch ganz einerlei, ob ich in Bolbirum und Wrikum unter den Föhringern, oder am Nil, oder am Araxes reise. Weiß man recht zu combiniren, so ist ja Alles gleich interessant und auch Alles neu und unerhört genug. Denn da alle Verhältnisse so unendlich viele Seiten haben, so wird es leicht sein, irgend eine neue Seite aufzudecken, die früher noch Niemand berührte.

Jeder bringt andere Augen und andere Brillen, der Eine ein Perspectiv, der Andere ein Mikroskop mit sich, Jeder auch andere Neigungen, Stimmungen und Kenntnisse. Und wie er nun die Dinge aus diesem oder jenem Gesichtspuncte betrachtet und mit diesen oder jenen Gefühls- oder Verstandeskräften anfaßt und mit diesen oder jenen Kenntnissen in Berührung setzt, so müssen sie immer neue Eigenheiten zeigen, wie in einem chemischen Laboratorium ein und derselbe Stoff, den man unzählige Verbindungen mit anderen Stoffen eingehen läßt. Man kann daher in alle Ewigkeit hinein experimentiren,

und auch in den bekanntesten Ländern noch eben so gut Entdeckungsreisen machen, wie in den unbesuchtesten.

In diesem Vertrauen traten wir nun die beschriebene Inselreise zu jenen Dörfern an.

Der Anblick derselben ist ganz eigenthümlich. Sie ziehen sich aus leicht begreiflichen Gründen sehr langgestreckt auf dem Geestufer hin, weil nur so jeder Einwohner seinen Aeckern auf beiden Seiten gleich nahe sein konnte.

Auf beiden Seiten führt ein Weg, auf der einen ein fetter, in der Regenzeit ungangbarer Marschweg und auf der anderen ein sandiger, stets trockener Geestweg. Von einem Wege zum anderen läuft eine Menge kurzer Quergassen, die das Dorf abtheilen, wie die Furchen einen Acker.

Die Häuser sind unter einer Menge von Bäumen und Gebüschen begraben, und man geht in dem ganzen Dorfe herum wie in einer großen schattigen Laube mit vielen Gängen.

Außerhalb der Dörfer findet man weder Baum noch Busch, denn die starken West- und Nordwestwinde, die beständig über die Fluren dahinbrausen, lassen hier kein hohes Gewächs aufkommen. Nur hinter den Häusern, wo sie Schutz finden, können sie zu einiger Höhe gedeihen. Man kann daher die hiesigen Dörfer auch kleine Wäldchen nennen, die angefüllt sind mit Häusern, Höfen und Gärten.

Die Wirkung des Westwindes ist hier höchst wunderbar. Die Bäume können nicht höher wachsen, als die Häuser, ihre Schutzwehr, ragen, und in der Regel ist ihre

Krone mit der Linie der Dächer ganz genau in gleicher Höhe niedergehalten, wie abgeschnitten. Der Sturm bricht die darüberragenden Blätter und Zweige nicht eigentlich ab, sondern läßt sie gar nicht herauskommen.

Man sagt, es seien zweierlei schädliche Wirkungsweisen, die der Westwind auf die Blätter habe. Erstlich führe er von der See her eine Menge Salztheilchen mit sich heran, welche die Blätter und Knospentheile zerstörten, und dann schüttle er die Blätter und reiße sie der Art hin und her, daß sie, welche diese starke Bewegung nicht aushalten könnten, darüber verdorren und abfielen.

Dem ersteren Umstande würde ich indeß nicht viel Schuld beimessen können; denn wären es die Salztheilchen, welche die Blätter ruinirten, so müßten, scheint es mir, die niedrigsten Blätter am meisten leiden und auch die, welche vor dem Sturme geschützt wären, dieser Einwirkung ausgesetzt sein.

Denn die meisten Salztheilchen wird der Wind doch nicht sehr hoch führen, und wie der meiste Schlamm hinter den Inseln, wo sich der Strom beruhigt, abgesetzt wird, so werden gewiß auch die meisten Salztheilchen hinter den Häusern und Mauern, wo der Wind sich beruhigt, niederfallen.

Man bemerkt dagegen, daß alle niedrigen Blätter und alle hinter den Mauern sprossenden sehr gut gedeihen. Auch erstreckt sich die schädliche Wirkung des bösen, — die Leute sagen, giftigen! — Westwindes bis weit in's Innere des Landes, weit über Jütland, Schleswig und Holstein, ja über ganz Dänemark hinaus, während es doch gewiß

daß so weit hin keine Holztheilchen mehr gesehen werden. Daß indeß ganz nahe an der See die Wirkung des Windes stärker ist als im Inneren des Landes, läßt sich auch wohl daraus erklären, daß er dort an Heftigkeit verliert, je weiter nach Osten, desto mehr Gegenstände findet er auf seinem Wege, die seine Gewalt hemmen, und desto mehr Schutz ist vor ihm vorhanden. Man sieht dies deutlich, wenn man die lange Reihe von kleinen Dörfern besieht, die sich mitten durch die Insel Föhr von Osten nach Westen hinziehen. Die äußersten Dörfer an der Westsee können fast gar kein nen Baum aufbringen, weil der Sturm ihre Wohnungen und Gassen so heftig in allen Richtungen durchbraust, daß kein Ast seiner Gewalt zu widerstehen vermag. Dort sieht man nur hie und da einen einzig aufgekommenen traurigen Baumstumpf, mit ein paar Zweigen Blättern dürftig bekleidet, zwischen den Mauern stehen. Baum soll auch der Sturm diesen Leuten häufig ihre Getreideernte verderben und immer die Entwickelung der Ähren hemmen. In den mittleren Dörfern werden die Bäume schon etwas zahlreicher und größer; in den östlichen aber sind die meisten und größten Bäume, und am Ende des östlichsten steht eine ganze Parthie schön entwickelter Kastanien, Linden, Pappeln und anderer Bäume. Es ist höchst interessant, die Wirkung des Sturmes an den einzelnen Bäumen zu beobachten. Jeder hat sich

so zu sagen auf seine Weise nach der Decke gestreckt und hat sich mit seinen Aesten und Zweigen vielfach gebrecht und gewunden, um sich den heftigen Luftströmungen zu entziehen.

Hier findet man einen an der Ecke eines Hauses stehen, wo ihn der Wind traf. Er hat auf der Windseite keinen einzigen Zweig mehr und sich mit seiner ganzen Blätterfülle hinter das Haus gedrängt, um dort Rettung zu suchen. Man empfindet eine Regung von Mitleiden, wenn man dergleichen halbe Bäume mit solchen sonderbar nach der einen Seite hin ausgestreckten Armen sieht, und glaubt fast, es sei Vernunft und Leben in ihnen.

Zuweilen gedieh einer hinter einem Hause sehr wohl, die Aeste kräftig in die Breite treibend und voll im Blätterwerke. Sobald er aber die Höhe des Daches erreichte, schauerte es ihm vor dem dort stets brausenden Luftstrome, er bog seine Zweige um und kroch damit an dem Dachrücken, der Gränze der Unruhe und des Schutzes, hin. Denn streckt einer, der sich unvorsichtig ohne allen benachbarten Schutz in die Luftströmung begab, vergebens die nackten Aeste zum Himmel empor. Der grausame Westwind beraubte sie ihres Blättergewandes; und das Gewächs ist ohne Zweifel dem Untergange geweiht.

Uebrigens ist es bemerkenswerth, und Manchem möchte dieß auf den ersten Blick auffallend erscheinen, daß die Bäume nicht gerade *hinter* der Mauer zu stehen brauchen, um sich zu erhalten; sie können auch geradezu *vor* die Mauer gesetzt werden und dann dem Sturme auf diese Weise das Angesicht bieten. Sie

dürfen nur nicht über die Mauer hervor und zu den Seiten mit ihren Aesten über sie hinaus wachsen.

Bei einigem Nachdenken wird man dieß jedoch mit der Natur übereinstimmend finden.

Wenn nämlich ein starker Sturm direct in perpendiculärer Richtung gegen eine Mauer fährt, so prallt er von dieser Mauer natürlich in derselben Richtung zurück, in welcher er kam, und dieß neutralisirt seine Wirkung in der Nähe der Mauer vollkommen.

Jeder kann sich davon überzeugen, daß im stärksten Sturm vor einer Mauer, welche die Richtung des Sturmes rechtwinkelig schneidet, vollkommene Ruhe herrscht. Natürlich kann dieß hier nur bei Mauern der Fall sein, die gegen den Westwind Front machen.

Die Mauern der Häuser reichen jedoch begreiflich nur für die ihnen zunächst stehenden Bäume hin. Will man weiter gehende Baumpflanzungen und Gartenanlagen machen, so muß man noch besonderen künstlichen Schutz schaffen, und der Westwind hat daher auf diesen Westfeinseln sowohl, als auch auf der ganzen Westküste von Jütland, die auf dieselbe Weise den Stürmen ausgesetzt ist, eine ganz eigenthümliche Art von Gartenanlagen bedingt.

Es wird vor allen Dingen ein hoher, viereckiger Damm aus Erde oder Steinen aufgeworfen, so groß, als der Garten werden soll, der ohnedieß natürlich immer sehr klein bleiben muß. Da es nun gewisse Bäume oder Büsche giebt, welche den Sturm vertragen oder wenigstens sich besser dagegen halten als andere,

so wird der Damm mit dergleichen Pflanzen besetzt. Diese Büsche werden ganz dicht darauf gepflanzt und bilden, nachdem sie Wurzel gefaßt, allmälig eine dem Sturme undurchdringliche Hecke.

Eine solche, 20 bis 25 Fuß hohe Circumvallation sieht ganz eigenthümlich aus. Meistens ist sie nach außen hin, woher der Wind kommt, schräg abgedacht, als hätte sie der Wind abgeschoren. Wie die Deiche aus der See, so steigt diese Gewächsmauer aus dem Luftstrome allmälig heran, nach dem Inneren des Gartens zu setzt sie aber schroff ab.

Hinter dieser Schutzmauer nun kann man es erst wagen, Obstbäume, Blumen und andere Gewächse zu pflanzen.

Um ihnen noch mehr Schutz zu gewähren, wird auch das Innere des Gartens hie und da mit lebendigen Hecken durchzogen, die man den Binnendeichen der Marschen vergleichen könnte. Auch werden alle Pflanzen und Bäume möglichst nahe zusammengestellt, so daß in der ganzen Masse ein Gewächs das andere schützt. Hat man erst eine ziemlich compacte Masse von Bäumen geschaffen, so wird es leicht, noch mehre hinzuzufügen.

Man glaubt nicht, wie wunderlich ein solcher kleiner friesischer oder jütischer Westseegarten aussieht. Da ist keine Aussicht aus dem kleinen Raume in's Freie, denn Alles ist mit Wällen und Hecken hoch umzäunt; die kleinen Bäume haben ein altes knorriges und verkrüppeltes Aussehen und drängen sich im Garten wie Schafe in einem Stalle.

Licht fällt natürlich wenig hinein, und man wandelt in dunkeln Baumgängen, die sehr niedrig und schmal sind. Der Rasenplatz in der Mitte ist aber immer sehr frisch, sauber und hübsch unterhalten.

Später werde ich Gelegenheit haben, mehre einzelne Gärtchen dieser Art noch näher zu beschreiben, und auch Veranlassung nehmen zu Bemerkungen über die höchst auffallenden Einwirkungen des Westwindes auf den Acker- und Waldbau in Schleswig-Holstein.

Bei dem Mangel an Holz, der in Folge der besagten Umstände in diesen Insel- und Marschgegenden herrscht *), ersetzen die Bewohner das Holz auf man-

---

*) In manchen Gegenden der Marschen ist der Holzmangel so groß, daß die Leute nicht einmal Erbsen bauen können, weil sie keine Sträucher haben, an denen die Erbsen emporranken könnten.

Daher ist auch die Holzdieberei wahrhaft epidemisch in den Marschen. Kein Hagedorn, kein Busch ist sicher. Ja die Bauern müssen hie und da sogar die Thorpfosten ihrer Aecker und die Thore und Schlagbäume jeden Herbst ausgraben und in's Haus nehmen, weil sie sonst während des Winters von Unberufenen ausgegraben werden würden. Dieß sieht gerade so aus, wie eine von denjenigen kleinen Wundergeschichten, mit denen man zuweilen Reisende zu unterhalten pflegt. Ich bemerke daher, daß ich den berichteten Umstand einer Marschzeitung entnommen habe, die für Marschbewohner von Marschbewohnern geschrieben ist. Daher bleiben auch wohl alle Wege in den Marschen nicht bloß der Westwinde wegen so ohne allen Baumbesatz.

Alle neuen Baumanlagen sind, wegen der Holzzerstörungssucht, die in den Marschen so allgemein ist, ungemein schwierig. Diesem Uebel ist also schwer abzuhelfen, nicht bloß sei-

nigfaltige Weise durch andere Substanzen, beim Bauen durch Steine und beim Heizen und Brennen durch Torf und getrockneten Mist.

Das Bauholz, welches die Insulaner zu ihren Schiffen und Häusern nöthig haben, bekommen sie aus Norwegen, wohin sie von hier aus in wenigen Tagen gelangen können. Es geht an der ganzen windreichen und holzarmen Küste von Jütland aus Norwegen ein nicht unbedeutender Holzhandel herunter, der alle diese Gegenden mit jenem wichtigen Artikel versorgt*).

Die Leute verschwenden zwar nicht allzuviel Holz an ihren Gebäuden, sondern bauen sie vielmehr meistens von Ziegeln, indeß brauchen sie doch zu jedem Hause wenigstens einige starke tüchtige Stämme, die sie nicht etwa in die Mauern hineinsetzen, sondern hinter denselben wie Säulen anbringen.

Diese starken Stämme, die das Gerippe des Hauses bilden, werden von den Wellen bei Ueberfluthungen nicht so leicht wie Ziegelmauern eingestoßen und tra-

---

ner selber, sondern eines anderen Uebels wegen, das dadurch erzeugt wird. Hätte man genug Holz, so würde wohl die epidemische Holzdieberei aufhören, oder vermöchte man dieser Dieberei zu steuern, so würde man vielleicht bald mehr Holz haben. Aber so zieht ein Uebel aus dem anderen Nahrung, und beide halten sich gegenseitig.

*) Daher giebt es auch das Sprüchwort: Bretter nach Norwegen schiffen, welches auf den friesischen Inseln so viel bedeutet, wie auf den griechischen ehemals das ähnliche Sprüchwort: eine Eule nach Athen bringen.

gen daher das Dach noch, wenn die Mauern selbst schon zusammenstürzten. Am beßten wäre es vielleicht, wenn die Leute ihre Häuser ganz von Holzstämmen zimmern könnten, wie die russischen Bauern die ihrigen. Indeß, wie gesagt, dazu ist der Artikel zu kostbar.

Die Marschen haben natürlich weder Felsen, noch liefern sie ein einziges Steinbröckel. Sie wurden später gebildet, als die Ausstreuung derjenigen Steintrümmer, welche man hier Rollsteine (erratische Blöcke) nennt, stattfand. Das ganze Geestland von Schleswig-Holstein und Jütland ist aber damit bedeckt, und natürlich haben auch diejenigen kleinen Inseln, welche, wie Föhr, zum Theil aus Geest beßtehen, solche Rollsteine.

Man findet sie daher beim Häusermauern und Zaunbau in diesen Dörfern überall ebenso verwendet, wie man dieß auf dem Festlande sieht. Neben ihnen giebt es aber noch ein Baumaterial ganz eigenthümlicher Art, das einem Thiere unter dem Eispole aus dem Leibe gebrochen wird, nämlich die Backenknochen und Rippen vom Wallfisch.

Ich erinnere mich wohl, daß ich früher oft mit Verwunderung las, wie die Grönländer ihre Zäune und Wälle und oft auch ihre Wohnungen aus Fischknochen zusammensetzen. Allein hier erfuhr ich, daß man nicht nach Grönland zu reisen brauche, um dergleichen zu sehen.

Ein Bewohner von Wyk hatte sich einen Entenstall aus Wallfischknochen zusammengebaut. Die Pfosten seiner Feld- und Gartenthüren beßtanden ebenfalls aus Wall-

fischknochen, in welche die eisernen Thürangeln eingefügt waren.

Hie und da fand ich einen Obstgarten ganz mit einer Reihe von Wallfischknochen verpalissadirt*), und es giebt fast keinen Bauer, der nicht auf irgend eine Weise Wallfischknochen in seinem Gehöfte verwendet und angebracht hätte.

Ich sah mehre solche Wallfischknochenpalissaden, die vielleicht schon 50 Jahre dagestanden hatten und in diesem wunderlichen Dienste halb verwittert und, wie alte Bäume, dick mit Moos überzogen waren. Auch fand ich viele dieser Knochen von den vorübergehenden Kühen angenagt, die spielerisch, wie alle Thiere, sie gern beknuppern.

Man könnte viele Orte in Norddeutschland nennen, die ihrem Mangel an Holz durch solche Rippen, die viel dauerhafter sind als dieses, abhelfen. Selbst in den Straßen der freien Reichsstadt Bremen fand man sonst viele Wallfischknochen als Hauspfähle in den Straßen stehen.

Man sägte diese Knochen oben glatt ab, beschlug ihnen den Kopf mit Blech und überstrich das Ganze so, daß Niemand ahnen konnte, daß um eines solchen Straßenpfahls willen ein Wallfisch geblutet habe. — Auf allen Nordseeinseln, bis zum Texel bei Holland hin, sind die Wallfischknochen eben so stark in Gebrauch.

*) Auch setzen, wie ich mehre Male bemerkte, diese Leute die Bienenkörbe auf kleine Wallfischknochenstumpfe, die sie absägen und in die Erde stecken.

Zum Brennen bedienen sie sich, wie ich sagte, des Torfs und des Düngers. Den Torf bekommen die Inseln aus Husum, wohin er von der Geest gebracht wird. Das Verschiffen dieses Torfes ist ein Hauptartikel ihres kleinen Handels von Insel zu Insel.

Es giebt freilich auch auf Föhr etwas Torf, allein er ist ganz salzig. Setzen die Leute auf ein solches salziges Feuer den Kessel, so bekommt dieser, wie sie sagen, Löcher und wird schnell unbrauchbar.

Ein Däne erzählte mir, er habe einmal eine Reise in die Schweizeralpen gemacht und dort einen jungen Menschen gefunden, mit dem er sich in eine Unterhaltung eingelassen; als sie nun auf Dänemark zu sprechen gekommen, habe der junge Alpenbewohner ihn gefragt, ob es denn wahr wäre, was er von diesem Lande vernommen, daß die Menschen dort den Dünger statt des Holzes im Ofen brennten. Er habe dieß in einem Buche seines Schulmeisters gelesen.

So weit kommen zuweilen kleine unbedeutende Kenntnisse in der Welt herum, und so weit sind auch selbst unter uns manche Sitten verbreitet, die wir sonst nur bei entfernten Völkern, bei Arabern in der Wüste und bei Nomaden in den Steppen, suchen. Der Mist ist ein Hauptbrennmaterial in dem ganzen holzarmen und viehreichen Westen der cimbrischen Halbinsel, und selbst in allen Nordseemarschen, ja zum Theil auch noch in Holland.

Ich sah die Düngerfladen, welche in den friesischen Dörfern überall auf den Zäunen, Pfählen und Wall-

steinen zum Trocknen aufgeklebt sind, mit besonderem Interesse an, da ich sie ganz eben so schon in Südrußland gesehen hatte. — Die Leute hier sammeln nicht nur den Dünger, so wie ihn das Vieh auf der Wiese ablegt, sondern sie bringen ihn auch mit den Händen in eigene Formen, wie in den südrussischen Steppen. Sie haben auch wie die Bewohner der Steppen verschiedene Namen für die verschiedenen Arten von Kuchen, die sie aus dem Miste bereiten. Die runden nennen sie „Stolen," die viereckigen aber „Ditten." Auf den Geestinseln brennen sie auch, wie überall in den Heidestrichen, die mit Heidewurzeln durchdrungene getrocknete Erde. Sie nennen die Erdstücke, welche sie mit großen Hacken losschlagen und dann trocknen, „Flagen" oder „Torwer." Auch dieß thun sie schon seit der Römer Zeiten, denn schon Plinius hat jene Gewohnheit an ihnen beobachtet. Natürlich ist dieser Gebrauch eine Gewohnheit, die erst jetzt bei den überall aufgehellten Ansichten über den Ackerbau als Unfug erkannt worden und im Sinken begriffen ist. In der That ist es wohl der größte Unsinn, den ein Volk begehen konnte, 2000 Jahre hindurch die oberste schönste und ergiebigste Bodenschicht in den Ofen zu stecken.

Das Hauptgericht, das sie bei dieser spärlichen Feuerung bereiten, ist der bei ihnen beliebte „O'enbras" (Ofenbrei). Es ist eine Art Brei, der aus Milch und Mehl mit eingemischtem Fett und Speckstücken bereitet wird.

Man ißt ihn vornehmlich am Sonntage. Und wenn an diesem Tage Alle das Haus verlassen und

in die Kirche gehen, so rühren sie den O'enbras in einen Topf ein, stellen ein paar getrocknete Düngerfladen oder langsam brennende Torfstücke, die ein sehr gelindes Feuer geben, um ihn herum, und kommen sie dann aus der Kirche zurück, so finden sie ihre Mahlzeit von selbst fertig gekocht, heiß, schmackhaft und gar.

Die Dörfer von Föhr sind natürlich voll von Schiffern, Matrosen, Commandeuren, Robbenschlägern und Wallfischfängern, theils von solchen, die dieß noch sind, theils von solchen, die es gewesen, theils endlich von solchen, die es noch werden wollen.

Selbst die jungen Burschen, die noch nie in See waren, sehen aus wie Matrosen. Ihre gewöhnliche Sonntagstracht ist die Matrosenkleidung, die kurze blaue Jacke, die bequemen Pantalons, die runde Mütze.

Ich fand des Sonntags eine Menge Schulknaben in dieser Kleidung, die mir sagten, sie hätten dieselbe nur deßhalb, weil sie doch auch einmal Matrosen werden wollten. Ihre älteren Brüder und Vettern kommen alle in solchen hübschen blauen, zuweilen mit silbernen Knöpfen besetzten Jacken an's Land zurück, tragen buntseidene Halstücher und haben viel Geld in der Tasche, mit dem sie gern etwas prahlen.

Dieß gefällt den Jüngeren, und sie wünschen daher nichts mehr, als auch zur See zu gehen, um nicht hinter dem Pfluge zu verkommen, so wie die Gymnasiasten bei uns zu den Studenten aufblicken und nichts sehnlicher wünschen, als die Universität beziehen zu können.

Ich hielt mich gerade zu der Zeit hier auf, als

die Wallfischfänger zurückkehrten, und war daher Zeuge von mancher interessanten Scene. Die Leute betreiben hier die Grönlandsfahrten wie etwas, das mit zu ihren gewöhnlichen, jährlich wiederkehrenden Geschäften gehört. Es scheint Einem, als läge Grönland ganz nahe bei Friesland.

Die Schiffer gehen im Frühjahre dahin, schlagen ein paar Hundert Robben und einige Wallfische todt und kommen dann wieder zu ihren Inseln zurück, melken ihre Schafe und führen ihre Kühe auf die Weiden. Auch sprechen sie bald von Boldixum und Wrixum, bald von Spitzbergen, von der Jahn-Mahnen-Insel und „Stradavid" (der Straße David), als hinge das Alles eng zusammen.

Ich traf einmal einen Bauer, der sich mit einer Kuh herumzerrte, die er, ich weiß nicht wohin, führen wollte. Er sagte mir, erst gestern sei er von Grönland zurückgekommen. Er hatte dort Abenteuer und Dinge erlebt, die einem Anderen für zwei Monate den Geist aufgeregt und die Zunge bewegt hätten. Allein ich mußte diese Dinge mit vielen Fragen aus ihm herausholen; denn er hatte sich seine Wallfische und Seekälber schon längst aus dem Kopfe geschlagen und dachte an nichts weiter, als daran, wie er sein Kuhkalb zum beßten Preise verkaufen möchte.

In der Unterhaltung mit diesem Menschen fiel es mir besonders auf, welch reines Hochdeutsch er redete. Er sprach nicht nur alle Vocale und Consonanten sehr richtig aus, gab jedem Worte seinen rechten Ton und ver-

schluckte keine Sylbe, sondern bediente sich auch sehr gewählter Ausdrücke.

Als ich z. B. von den Verhältnissen seiner Heimathinsel zu reden anfing, sagte er: „Ach ja, Herr, dieß ist ja nur ein kleines Eiland, und Alles, was es hervorbringt, ist geringfügig."

Er erwähnte eines Sohnes, den er gehabt habe, und als ich ihn fragte, wo derselbe geblieben sei, antwortete er: „Er ist in Amsterdam mit Tode abgegangen im Monate November des Jahres achtzehnhundert vier und dreißig". — Als wir dann von der Ernte dieses Jahres zu reden anfingen, sagte er: „Der Herr sei gelobt, das liebe Korn ist geborgen."

Die Worte „etwas", „einige", „wenige", „etliche", sind mir manchmal in der Unterhaltung mit Friesen vorgekommen; so sagte z. B. einmal einer zu mir: „Ich habe einige wenige Eier vom Markte heimgebracht, auch etwas Butter und etliche Käse."

Solche Phrasen und solche Redeweise ist man bei unseren niedersächsischen Bauern und Schiffern gar nicht gewohnt, die das Hochdeutsche oft sehr verunstalten, viele Consonanten hinten wegschleifen, ganze Sylben verschlucken und immer plattdeutsche Worte mit hochdeutschen vermischen.

Diese Erscheinung erklärt sich wohl daher, daß die niedersächsische Sprache mit der hochdeutschen Schriftsprache noch mehr Aehnlichkeit hat als das Friesische und daher leichter sich mit ihr amalgamirt als dieses, welches eine ganz eigene Sprache zu sein scheint.

Die Friesen lernen ihr Hochdeutsch bloß in den Schulen, aus der Bibel und aus ihrem Gesangbuche, sie üben es später nur mit dem Prediger und einigen wenigen Fremden, mit denen sie zu Zeiten verkehren. Sie componiren daher ihr ganzes Leben hindurch solche schulgerechte Phrasen, wie der Schullehrer sie ihnen in der Jugend lehrte. Man kann über ihr Deutsch dieselben Bemerkungen machen, wie sie die Engländer über das Englische der geschulten Hochschotten machen.

Die Friesen sprechen, sage ich, fast alle ein solches polirtes Hochdeutsch. Oft ist es nur gar zu polirt, und zuweilen kommen die Phrasen, welche sie drechseln, ganz komisch heraus. Sie sprechen langsam, bedächtig, mit einiger Anstrengung. Man sieht, daß sie sich besinnen, auch wiederholen und corrigiren sie sich nicht selten hastig, gleichsam als wenn der Schulmeister noch mit dem Stocke drohte.

Uebrigens sprechen natürlich bei weitem nicht Alle gleich gut hochdeutsch, und es machte mir ein nicht geringes Vergnügen, die verschiedenen Stufen ihrer Kenntniß vom Hochdeutschen zu verfolgen und zu studiren.

Von denen, welche perfect Hochdeutsch verstehen, sprechen und schreiben, geht es zunächst herab zu denen, welche dasselbe wohl gut lesen, schreiben und verstehen, aber es unvollkommen reden. Hier hat man oft die Ueberraschung, den Einen auf eine an ihn gerichtete Phrase eine sehr gelungene Antwort geben zu hören. Man glaubt schon, bei ihm eine perfecte Kenntniß des Deutschen voraussetzen zu dürfen, allein es war nur eine Schul-

reminiscenz, und man geräth bald in der Unterhaltung auf bedeutende Untiefen.

Danach kommen die, welche sich gar nicht auf's Reden des Hochdeutschen einlassen, die es aber dennoch sowohl lesen als schreiben. Ich traf einen Bauer, der seine Briefe hochdeutsch schrieb, aber nicht hochdeutsch mit mir sprechen konnte.

Den Beschluß machen diejenigen, welche nicht einmal das Hochdeutsch, welches man mit ihnen spricht, oder die hochdeutschen Bücher, die man ihnen vorlegt, sondern bloß ihr hochdeutsches Gesangbuch, ihre hochdeutsche Bibel und ihre hochdeutsche Predigt verstehen und lesen können. Ich traf eine Frau, der ich trotz allem Aufwande von Mühe nicht begreiflich machen konnte, was ich von ihr wünschte, und die auch, als ich ihr in einem deutschen Buche das Wort zeigte, welches ich ihr auf Friesisch nicht sagen konnte, den Kopf schüttelte und zu verstehen gab, sie könne dieß Deutsch nicht lesen.

Nichtsdestoweniger hatte sie ihr Gesangbuch unter dem Arme und kam aus der Kirche, wo sie aus jenem Gesangbuche gelesen und den Prediger verstanden hatte. Sie hatte alles Hochdeutsch aus der Schule vergessen, bis auf das in der Bibel und dem Gesangbuch; auf dieses aber und auf die Phrasen des Predigers war sie eingeübt und wußte es zum Theil auswendig.

Die Zahl derjenigen Friesen, bei denen sich die hochdeutsche Sprache einzig und allein auf die Kirche und das, was damit zusammenhängt, beschränkt, ist nicht un-

bedeutend. Die hochdeutsche Sprache ist daher diesen Leuten eine besonders achtungswerthe, eine heilige Sprache, gleichsam wie das Altslavische den Russen, wie die heilige Sprache der Vedas den Indern. Dieselben Bemerkungen passen nicht nur auf die Friesen, sondern auch auf diejenigen Dänen im mittleren Schleswig, welche hochdeutsche Kirchen- und Schulsprache haben.

Die Schiffscapitaine.

Die intereſſanteſten unter den Dorfbewohnern der frieſiſchen Inſeln ſind diejenigen alten Leute, welche ſich hierher nach einem vielfach ſtürmiſchen Leben zurückgezogen haben und nun entweder den Acker ihrer Väter bauen oder von ihren Capitalien leben.

Sie haben das Meiſte erlebt und erfahren, und da ſie mehr Muße haben als die Anderen, ſo erzählen ſie gern davon, und zwar um ſo lieber, da nun die Erinnerung das Vergangene vergoldet und ſie gern ihrer Abenteuer und Heldenthaten gedenken.

Die größeren Dörfer auf allen dieſen Inſeln ſind voll von ſolchen zurückgezogenen Schiffscapitainen und Commandeuren, die ihr Schäfchen auf's Trockene brachten und nun im Schoße ihrer Familien, in ungemein ſauberen und netten Wohnungen das Ende ihres Lebens erwarten.

Damit man deutlicher ſehe, was für Leute hier leben und wie ſie leben, will ich die Beſuche ſchildern, die ich bei einigen von ihnen machte. Die Sache wird nicht ganz ohne Intereſſe ſein, da der Leſer zu gleicher

Zeit daraus wahrnehmen kann, wie die Leute in vielen kleinen Orten bei Hamburg, Bremen, Emden, Amsterdam und anderen norddeutschen Handelsstädten leben. Denn ich kann ihm zum Theil aus eigenen Erfahrungen versichern, daß es auf diesen weiten Handelsgebieten ebenso hergeht wie hier.

Mein Schicksal führte mich zunächst zu einem alten Capitain in einem der entlegenen Dörfer, bei dem ich durch einen Bekannten introducirt wurde. Er that seinen Mund auf und erzählte uns die Geschichte seiner Jugend. Sie lautete fast ebenso, wie die eines gewissen Sievertsen, der in seinem Buche: „Eines Seemanns Uebungen in gottseligen Gedanken" so anfängt: „Ich bin 1716 den 3. October auf dieser Insel geboren. Meinen Vater habe ich nicht gekannt. Gott rief ihn in seinem Seeberuf zu sich, als ich etwa 1½ Jahr alt war. Meine Mutter hinterblieb mit 3 Kindern in höchst dürftigen Umständen."

„Als die Nachricht von meines Vaters Tode einging, hat meine Mutter, die mich gerade auf dem Arme trug, Gott gebeten, daß es ihm gefallen möchte, mich zu sich zu nehmen, weil sie mir keine Nahrung zu geben wisse. Indeß ich blieb am Leben und führte als Knabe sechs Jahre den Hirtenstab, in welcher Zeit ich die Schafe und Gänse eines Nachbars hütete."

„Mein Seeleben begann in meinem elften Jahre, und ich mußte 8 Jahre als Schiffsjunge dienen, ehe ich mich zum Matrosen emporschwang und sich mir eine größere Laufbahn eröffnete, an deren Ende ich

Schiffscapitain wurde, als welcher ich mich auf meine Geburtsinsel zurückgezogen habe."

„Es ist dieß in ein paar Worten die Geschichte vieler Tausende unter uns," sagte mein alter Capitain. „Was mich betrifft, so habe ich dreißig Jahre lang zur See gedient und mich zum Capitain aufgeschwungen. Mit meiner Frau erheirathete ich ein kleines Landgut, auf dem ich nun seit 30 Jahren ruhig lebe."

„Ich bin jetzt 76 Jahre alt, und da mit der Zeit meine Rührigkeit abgenommen, der Preis des Landes aber zugenommen hat, so haben wir allmälig den größten Theil unseres Landes verkauft und bestellen bloß noch unseren Garten, soviel Acker, als wir zu eigenem Brode brauchen, und soviel Wiesenland, als für unsere beiden Kühe nöthig ist. Ich halte bloß ein Pferd und einen kleinen Wagen, um damit jeden Sonntag mit meiner Frau zur Kirche zu fahren. — Und ist es Ihnen recht, diesen meinen Kirchenwagen und meine übrige Hauseinrichtung zu besichtigen, so bitte ich Sie, mir zu folgen."

Das Haus des Alten war so proper und nett gehalten, wie eine Schiffscajüte; Wände, Schränke, Tische, Kisten und Kasten, Alles war mit der erwähnten blauen Oelfarbe angestrichen, der Ofen glänzte wie polirtes Ebenholz, und messingene Thürgriffe, große messingene Schrankknöpfe, messingene Schüsseln und Geräthe warfen aus allen Winkeln und Ecken die hellen Sonnenstrahlen zurück.

In der Mitte seines Zimmers hingen an bunten

Schnuren zwei Glaskugeln, die inwendig wie Spiegel mit Staniol überzogen waren und alle Gegenstände in einem Miniaturbilde zurückspiegelten. Solche Glaskugeln, so groß wie Straußeneier, findet man hier fast in jedem wohleingerichteten Zimmer. Ich weiß nicht, woher die Leute sie beziehen.

Gewöhnlich haben sie zwei Hauptzimmer im Hause. Das eine ist das gewöhnliche Wohnzimmer und heißt Dörrinsch (auch Dönze) und das andere, zu welchem vom Wohnzimmer hinauf einige Stufen führen, stellt den Salon oder das Gesellschaftszimmer vor und heißt der Pösel (oder Pesel).

Da dieses letztere nur selten benutzt wird, so ist es gewöhnlich ohne Ofen. In ihm hatte der Capitain die Abbildungen der Schiffe hängen, die er im Laufe seines Seelebens commandirt hatte, und dahinter war noch ein Raum mit einer Menge alter großer, buntbemalter Kasten oder Koffer, die wie Särge in einer Kapelle arrangirt waren und seine und seiner Frau Kleiderschätze und Leinwandvorräthe enthielten.

Seine befahrte Frau war schon seit 30 Jahren contract. Seit 30 Jahren, sagte sie, habe sie keinen Schritt ohne Hilfe ihres Mannes gethan. Sie saß seit dieser Zeit in einem antiken altfränkischen Sessel, der mit Leder überzogen war.

Dieser Stuhl hatte einem reichen Engländer sehr gefallen, und er hatte dem Capitain eine hübsche Anzahl Schillinge dafür geboten. Allein dieser hatte ihn nicht

hergeben wollen, weil seine kranke Frau gewohnt war, seit dreißig Jahren darauf zu sitzen.

Sie hätte sich zwar für das besagte Geld zwei andere, viel elegantere und bequemere Stühle kaufen können, allein sie war den alten steifen, ledernen Stuhl einmal gewohnt, und Gewohnheit macht uns selbst das Unbequeme bequem.

Diese Inseln, auf denen sich alte Moden und Mobilien noch unversehrt aus dem vorigen Jahrhundert erhalten haben, werden jetzt, wo man Alles im Rococostyl haben will, wie alle entlegenen Winkel, alle alten Schlösser, Schloßböden und Polterkammern Europas durchsucht und ausgebeutet. Reiche Hamburger und Engländer sind hier mehre Male von Insel zu Insel, auf alte Stühle, Schränke und Tische Jagd machend, herumgereist, um sie für ihre Villas und Cottages zu sammeln.

Man darf es nicht versäumen, zu beobachten, wie sich das jetzige Jahrhundert in den Augen solcher alter Männer aus dem vorigen Säculo ausnimmt, und ich hörte daher meinem alten Capitain gern zu, als er mir von einer Reise nach Hamburg, die er vor Kurzem unternommen hatte, erzählte.

Er sagte mir, er habe seit Napoleon's Sturze, wie gesagt, 30 Jahre lang hier still auf einem Flecke gesessen, und von Allem, was geschehen sei, habe nichts seine Neugier in solchem Grade gereizt, daß es ihn von seiner Insel habe fortlocken können.

Da habe er aber von der wunderbaren Erfindung der Eisenbahnen vernommen, und als nun auch in Nordalbingien diese Eisenbahnnetze sich ausgesponnen hätten, habe er sich nicht länger halten können und sich mit einigen Freunden nach Kiel aufgemacht, um noch vor seinem Tode von dieser außerordentlichen menschlichen Erfindung Notiz zu nehmen.

Es schien ihn zu beglücken, die Fahrt gemacht zu haben, denn er sagte mir, er habe Alles außerordentlich gefunden, die Wagen sowohl, als die Schnelligkeit und Sicherheit der Beförderung, die Pünctlichkeit des Abgehens und Ankommens, die prompte Besorgung seines kleinen Kleiderbündels und die Behutsamkeit und Gemächlichkeit, mit der er seine eigenen alten Gliedmaßen dort verpackt und behandelt gesehen habe. Auch nach dem Daguerreotype habe er sich gesehnt und sich in Hamburg für seine alte Lebensgefährtin daguerreotypiren lassen.

In Hamburg habe ihn ein befreundeter Capitain an Bord seines Schiffs geladen, und er habe dort mit Verwunderung bemerkt, wie außerordentlich in unserer Zeit auch auf dem Meere der Luxus gestiegen sei. Die Schiffe seiner Zeit, meinte er, verhielten sich zu den jetzigen ganz so, wie die bescheidenen simplen Wohnungen seiner Jugend zu den luxuriösen, die er jetzt im Alter um sich herum entstehen sähe.

Noch einen anderen alten Capitain, der bereits nicht weniger als 82 Jahre zählte, besuchte ich zuweilen und wurde immer freundlich von ihm mit einem Gläschen Wein, — der Wein ist hier nicht schlecht

und außerdem billig, da die Schiffer immer aus allen Weltgegenden Pröbchen von allen Sorten griechischer, italienischer, spanischer und französischer Weine nach Hause zu bringen pflegen, — und mit interessanten Erzählungen — diese sind hier nicht schlechter als der Wein, da die Leute so viel Buntes erleben und erfahren, — bewirthet.

Auch an irdenen Pfeifen und guten Cigarren fehlte es nicht, und für wohlriechende Blumen auf dem Tische und zierende Gewächse am Fenster hatte stets seine Tochter, die ihm die Wirthschaft führte, gesorgt. In seinen Zimmern war Alles auf's Reinlichste gehalten, obgleich das Haus nur eine kleine ländliche Dorfwohnung war und im Stall ihm nicht mehr als zwei Kühe blökten.

Im Inneren von Deutschland giebt es gar keine solche eigenthümlichen Wirthschaften wie die dieser Neptunssöhne, die in ihrem Alter sich von Verehrern jenes tobenden Gottes zu Priestern der Ceres, des Triptolem, der Pomona, Flora und anderer friedlicher Gottheiten umwandeln.

Mein alter Freund hatte in seinem Seeleben der Reihe nach nicht weniger als 7 Schiffe commandirt, und diese hingen alle auf einem großen Blatte abgebildet in seinem Zimmer. Das erste war ein Grönlandsfahrer und das letzte ein großer Dreimaster, mit dem er in's mittelländische Meer gegangen war. Letzteres hatte er noch besonders ganz genau abconterfeit mit allen Segeln und seiner ganzen Takelage.

Die Seecapitaine lieben bekanntlich ihr Schiff faſt wie ein zweites Weib, obwohl ſie mit ihm oft eine viel unglücklichere Ehe führen als mit ihren Frauen. Meines Freundes Ehen waren aber alle ſieben glücklich geweſen, und er hatte von allen Fahrten nicht nur ſich, ſondern auch ſeine Schiffe geſund und wohl nach Hauſe gebracht.

Er ſtände aber auch, ſagte er, im Kreiſe ſeiner Bekannten ziemlich einzig da, denn von allen ſeinen Jugendfreunden wiſſe er jetzt keinen mehr lebendig. Der eine ſei als Schiffsjunge in Grönland über Bord gegangen, der andere als Matroſe in Archangel geblieben, ein dritter als Capitain im Mittelmeere umgekommen, ein vierter auf den Wüſteneien des atlantiſchen Oceans verſchollen, und ſo habe er ſie faſt alle, die meiſten in der Blüthe ihrer Jahre, verloren.

Es gehöre viel Geiſtesgegenwart dazu, ſich mit heiler Haut aus allen den Klemmen zu retten, in welche Stürme, Wellen, Sandbänke, Felſen, Brandungen, Wallfiſche, Eisſchollen und Eisbären einen Menſchen bringen könnten.

So habe er einmal, von Archangel kommend, im Norden vom weißen Meere mit 40 engliſchen und anderen Schiffen im Eiſe feſtgeſeſſen. Es ſei im Anfange Novembers geweſen. Sie hätten Alle geglaubt, noch bei Zeiten um das Nordcap herumzukommen, aber es habe ſie unerwartet ein ſo heftiges Glatteis überfallen, daß alle Segel und Taue dicht damit überglaſt geweſen wären. Und dazu ſei plötzlich eine ſo heftige Kälte

eingetreten, daß sich das Eis dicht um die Schiffe herum angesetzt gehabt hätte und auch das Steuerruder fest gefroren gewesen wäre.

So hätten sie gar nichts am Schiffe mehr rühren können, die Stricke wären wie Holz, die Segel wie Glas und das Ruder wie eingewurzelt gewesen. Alle 40 Schiffe hätten dasselbe Schicksal gehabt, und von Eis starrend und dem Zufall überlassen, wären sie neben einander hingetrieben.

Sie hätten freilich unermüdlich gegen das Eis gearbeitet und sich zuweilen auch wohl etwas losgemacht, allein da die Kälte 5 Wochen hindurch angehalten, so wären sie immer von Neuem festgebannt worden.

„Dieß war eine gefährliche Position," sagte er. „Der Wind war beständig conträr, und wir trieben, wir wußten selbst nicht wohin. Der Himmel war Tag und Nacht finster, und nur einige Stunden des Tages zog ein graulicher Dämmerschein am Firmament herauf."

„Meine Leute kamen mehre Wochen lang nicht in trockene Kleider und waren in den Kleidern wie in einem Panzer eingefroren, weil wir nicht Feuerung genug hatten, dieselben zu trocknen."

„Wäre es nicht salziges Seewasser gewesen, so hätten sie dieß wahrscheinlich nicht ertragen können und wären zu Grunde gegangen. Allein so wie sich Niemand im starken Seesturm erkältet, so erkrankt auch Niemand in Folge von Seewasserdurchnässung."

„Wir konnten nur ein ganz spärliches Feuer am Bord unterhalten, an dem wir uns zu Zeiten die Hände wärmten. Mehren erfroren ihre Gliedmaßen. Die Finger, Arme und Beine der Meisten rettete ich nur dadurch, daß ich sie dieselben in die Lake des Pökelfleisches stecken ließ."

„Das Schiff hatte sich, vom Eise gedrängt, etwas auf die eine Seite gelegt, und an den Spitzen der Raaen und Segelstangen hingen ziemlich lange Eiszacken herunter. Es waren sogar Eisschollen auf's Schiff selbst hinaufgeschoben worden, und zwar in solcher Menge, daß wir uns durch sie einen Weg hauen mußten, um vom Hintertheil des Schiffs auf's Vordertheil zu kommen."

„Natürlich hatten wir auch bald bedeutende Lecke, und es mußte Tag und Nacht gepumpt werden, um das Wasser aus den oberen Räumen zu entfernen. Meine Mannschaft war zuletzt so ermattet, so erfroren und ausgehungert, daß sie eines Abends von der Pumpe wegslief und mir erklärte, sie wollte und könnte nichts mehr thun, wir wären doch verloren, wozu solle sie sich noch vor dem ohnedieß sicheren Ende zu Tode martern."

„Ich ermahnte sie zum Gehorsam und überredete sie, nur diese Nacht noch zu pumpen, am anderen Tage, wenn es etwas Sonne gäbe, wollte ich genau untersuchen, auf welchem Flecke der Erde wir uns befänden, und wären wir dann in der Nähe des Nordpols oder sonst weit von allem Lande entfernt, so möchten sie in Gottes Namen thun, was sie wollten."

„Es zeigte sich wirklich am anderen Tage ein Sonnenblick, der mir Gelegenheit gab, mich zu vergewissern, daß wir wenigstens 60 Meilen von allem Festlande entfernt seien. Ich verbarg diese niederschlagende Resultat meinen Genossen; und indem ich meinen Kummer bezwang, verkündigte ich ihnen triumphirend, wir müßten entschieden das Festland ganz in der Nähe haben, und ich sähe, daß Strömung und Wind uns sammt unserem Eisberge gerade auf das Land zutrieben."

„Es wäre doch Schade, sagte ich, wenn wir uns hier jetzt so feige dem Elemente hingeben wollten, da es wahrscheinlich wäre, daß wir, wenn auch nicht das Schiff, doch wenigstens uns selbst über das Eis hin retten könnten. Ich habe sonst wenig die Wahrheit verdreht, aber diesmal galt es die Rettung von 10 Menschenleben."

„Die Leute arbeiteten nun wieder, von neuer Hoffnung beseelt, fort, und am folgenden Tage wurde ihre Anstrengung und meine Beredsamkeit belohnt. Der Wind änderte sich, und die Kälte brach sich mit einem gelinden Thauwetter. Unsere Eiszapfen schmolzen, die Segel erwolchten, der Eisberg zertheilte sich, das Ruder fing an sich zu drehen, das Schiff richtete sich empor, und wir durchschnitten mit einem scharfen Nordostwinde die befreiten Fluthen."

„Nie habe ich mit mehr Freude einen Frühling belebend in das starre Gebiet des Winters einbrechen sehen, als diesen Dezember-Thau in unser November-Eis. Wir arbeiteten uns in kurzer Zeit bis Bergen in Norwegen durch und hatten dort Gelegenheit, un-

seren Schaden zu reparieren und uns selbst zu restauriren."

„Vom dem Schicksal der anderen 40 Segel, die mit uns von Archangel auslieffen, habe ich nie etwas erfahren, mit Ausnahme zweier, von denen ich nachher mit Bestimmtheit hörte, daß sie ebenso gut, wie wir, davon gekommen wären."

Wenn man nicht selbst überall hinkommen und Alles mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Händen betasten kann, so ist es doch wenigstens interessant, mit Hülfe der Erzählungen Anderer auf den Flügeln der Phantasie in entfernte Weltgegenden und zu unerhörten Erlebnissen zu fliegen. Dazu bieten eben diese friesischen Schiffskapitaine Gelegenheit genug dar, und es wäre wirklich nicht unwichtig, einmal alle ihre Zeugnisse abzuhören, zu sammeln, und sie zum Frommen der Klimatologie, Meteorologie, Geographie und Naturgeschichte zu Papier zu bringen, zu kritisiren und zu sichten. Diese Leute kommen dem Wetter, den Wogen, den Seeungeheuern, den Stürmen und den gesammten Naturphänomenen des Meeres auf eine ganz andere Weise nahe, als die reisenden und beobachtenden Gelehrten, eben so wie die Alpenhirten, die Gemsjäger, die Bergleute, die Forstmänner u. s. w. allen Naturphänomenen näher und über dem Festlande viel näher treten.

Wenn man mit kritischem Geiste nützt, was diese Leute wissen und erfahren haben, so kann man durch sie Vieles für die Wissenschaft gewinnen.

Die Wallfischfänger.

Besonders lehrreich waren mir die Erzählungen der Grönlandsfahrer und Wallfischjäger, mit denen ich hier in Berührung zu kommen Gelegenheit hatte. Ich will versuchen, Einiges von dem Neuen, was ich aus den Erzählungen mit ihnen über diese gefahrvollen aller menschlichen Künsten kennen lernte, hier wiedergegeben.

Ich befreundete etwa ein halbes Dutzend Commandeure und ließ mir von ihnen so viele Wallfischjagden beschreiben, daß ich mir allerdings eine ziemlich deutliche Vorstellung von dem ganzen Hergange gebildet habe. Ich will aber, wie gesagt, nicht diesen ganzen Hergang hier noch einmal schildern, sondern nur einige weniger häufig besprochene Umstände hervorheben.

Zuerst war mir das kleine Schilderhaus neu, welches die Wallfischfänger den Schiffsjungen im oberen Theile des Mastes errichten, damit sie von dieser hohen Warte aus das Meer überschauen und die Richtung angeben, in welcher sie einen Fisch erblicken.

Gewöhnlich ist dies Schilderhaus weiter nichts als eine Tonne, die an dem äußersten Ende des Mastes be-

festigt ist. Der Junge kriecht hinein, um sich darin etwas vor der grausamen Kälte eines Nordpolsturmes zu schützen. Die Wände der Tonne sind hie und da durchlöchert, und durch diese Löcher, die man mit den Oeffnungen vergleichen kann, welche die deutschen Jäger an den sogenannten Krähenhütten anbringen, sendet der Junge seine scharfen Blicke auf's Meer hinaus. Er erkennt die Wallfische aus der Ferne meistens bloß an den Wasserfontainen, die sie aus den Nasenlöchern hervorspritzen und die am Horizont wie aus Schornsteinen aufsteigende Rauchsäulen erscheinen.

Dieser den Cetaceren eigenthümliche Wassersaug- und Spritzproceß wird also ihr Verräther, und zwar auf doppelte Weise, einmal auf die besagte und einmal auf eine andere, welche weit weniger bekannt zu sein scheint. Der Wallfisch spritzt nämlich mit dem Wasser auch eine große Quantität Luft aus, die mit dem Wasser vermischt aus seiner Nase herausfährt und, durch das Maul und die Nase des Wallfisches gehend, einen eigenthümlichen Geruch annimmt. Dieser Geruch verbreitet sich weit in der Luft. Die Fischer kennen ihn und vermögen daran zur Nachtzeit die Nähe eines Wallfisches zu spüren, wenn Finsterniß und die Bewegung der Wellen und des Windes sie verhindern sollten, das emporspritzende Wasser zu sehen oder zu hören.

Die Haut des Wallfisches, oder vielmehr seine Häute, denn er hat, wie die meisten Thiere, deren mehre, ist, obgleich über einen Zoll dick, doch nicht sehr fest und zäh, wenn man sie mit der Haut einiger großen

Quadrupeden, vergleicht, als welchen wohl Flintenkugeln töpenallen, weßhalb auch die kleine Harpune des Fischers sie verhältnißmäßig ziemlich leicht durchdringt.

Es hatte mich sonst gewundert, daß die Harpune in dieser Haut sich gehörig befestigen könne, und daß bei der Heftigkeit, mit welcher der Fisch sich bewegt und sogar die ganze große Schaluppe hinter sich herzieht, ein solches Stückchen loser Haut, in welchem die Widerhaken der Harpune sich eingeklemmt, gehörigen Widerstand zu leisten vermöge und nicht bei der geringsten Bewegung des starken Thieres und der heftigen Anspannung des Seils sich loslöse und an den Harpunen hängen bleibe. Ich sprach darüber mit einem meiner Commandeure, und dieser sagte mir, daß in der Regel auch keineswegs die Haut eine solche Spannung aushalten könne. Im Fall einer starken Anspannung des Harpunenseiles reißt gewöhnlich die Haut von dem Punkte, wo die Wunde gemacht würde, bis zum Schwanz des Fisches auf. Da hier aber starke Muskeln und Sehnen seien, so setze sich hier oder auch wohl bei einer der Flossen die Harpune fest und werde dort unablösbar gehalten.

Obwohl die Flossen der Wallfische von der Natur mit einer der zu bewegenden Masse entsprechenden Kraft und Elasticität begabt sind, und obwohl sich diese ganze ungeheuere Maschine daher mit einer bewundernswürdigen, verhältnißmäßig außerordentlichen Behendigkeit bewegt, so dauert es natürlich doch immer einige Zeit, bis der Wallfisch alle die von ihm beabsichtigten Operationen aus-

führt. Uns diese seine Langsamkeit ist es, die den Fischern vielfach hilft und ihnen Gelegenheit giebt, sich selbst zu retten und ihren Zweck zu erreichen.

Um dem Thiere die Harpune beizubringen, müssen die Fischer leise und ganz nahe zu ihm herrudern. Sie würden mit ihrem Schiffchen bei dem Tumulte, den der Wallfisch bei seiner Verwundung erhebt, in die größte Gefahr gerathen; allein während wir zarten organisirten Wesen in dem Augenblicke, wo ein Stich unsere Haut trifft, sogleich vom Kopf bis zum Fuß zusammenfahren, dauert es bei dieser 80 Fuß langen Speckmasse einige Momente, ehe sie sich bewußt wird, daß sie verwundet worden ist, und nicht weniger Zeit erfordert es dann, bis sie ihre weiteren Rettungsveranstaltungen getroffen hat.

So wie der Wallfisch sich verwundet fühlt, macht er Anstalten zum Untertauchen. Wahrscheinlich könnte er dieses Manöver schon bloß mittels des großen compressiblen Luftbassins bewirken, das sich bei ihm, wie bei allen Fischen, findet. Allein ohne alle weitere Beihilfe würde die große schwimmende Fettmasse doch nur allmälig hinabsinken, was ihm im Falle naher drohender Gefahr nicht rathsam scheinen möchte. Er wünscht vielmehr mit einer gewissen Raschheit in die Tiefe zu gehen, und zu diesem Zwecke muß er wie die Springer einen gewissen Anlauf nehmen.

Er erhebt sich daher zunächst nach erhaltener Harpune mit dem Kopfe ein wenig aus dem Wasser, und

Kopf über einen Bogen schlagend, fährt er dann in's Meer hinab.

Dabei kommt sein Schwanz aus dem Wasser heraus, und vor Zorn oder Schmerz schlägt das Thier mit ihm einige Male heftig auf die Oberfläche des Meeres.

Ich sage, dieses ganze Manöver dauert immer einige Secunden, und die Fischer haben daher Zeit, schnell rückwärts zu rudern, sich aus dem Bereiche dieser heftigen Bewegungen und der über und hinter dem Körper zusammenschlagenden Wellen und Wasserwirbel zu ziehen. Der Harpunier, der die Schaluppe anführt, giebt den sich bereit haltenden Ruderern durch ein besonderes Commandowort das Zeichen dazu.

Der Fisch schießt mehr oder weniger heftig und mehr oder weniger perpendikulär in die Tiefe hinab, je nach der Größe seines Schreckes und seiner Lebensenergie. Bei einem sehr heftigen und perpendikulären Hinabgehen ereignet es sich zuweilen, daß der Wallfisch mit dem Kopfe stark auf den Boden des Meeres, oder auf Felsen stößt, und daß er dabei das Genick bricht oder wenigstens sich so arg verwundet, daß er ganz betäubt, und halb ohnmächtig wieder auf die Oberfläche des Meeres kommt. Die Schiffer sind alsdann schnell bei der Hand und tödten ihn, ehe er zur Besinnung zurückkehrt, völlig.

Der Zweck des Harpunirens geht nun darauf hin, die Schaluppe der Art mit dem Wallfisch zu verbinden, daß man ihn nicht wieder verliere, und

daß er genöthigt sei, seine Verfolger auf allen seinen Wegen mit sich zu schleppen. Zu gleicher Zeit wünscht man ihn natürlich bei dieser Anstrengung zu ermüden und ihn auch möglichst viel Blut vergießen zu lassen, um ihm endlich die Todesstiche beibringen zu können. Diese werden bekanntlich nicht mit Harpunen, sondern mit großen langen Lanzen gegeben. Am besten, sagten mir die Leute, steche man ihn hinter die Flossen, wo eine sehr verwundbare und aderreiche Stelle sei, und wo auch nur wenig Speck sitze, so daß man leichter die Adern durchschneiden könne.

Die friesischen Harpunen zu Föhr haben eine gewisse Berühmtheit gehabt und sind hier früher in großer Menge fabricirt worden, sowohl für die Holländer als auch für die Engländer. Noch vor 30 Jahren soll hier ein Schmied gewohnt haben, von dem man erzählt, daß er sie sehr gut gemacht und seine Waare nach England geschickt habe. Jetzt hat dieser Handel aufgehört, wahrscheinlich weil die Engländer die Harpunen jetzt selbst viel besser zu verfertigen verstehen.

Es kommt bei einer guten Harpune hauptsächlich darauf an, daß dem Eisen sowohl der gehörige Grad von Festigkeit als auch zugleich eine gewisse Biegsamkeit gegeben werde. Diese Biegsamkeit ist nöthig, damit der Stiel der Harpune bei den gewaltsamen Bewegungen des Fisches nicht breche, sondern sich eher krümme und umbiege. Sprödes Eisen würde zu diesem Zwecke gar nicht taugen. Zu gleicher Zeit aber darf diese Biegsamkeit doch auch nicht übertrieben werden, denn natürlich würde es sonst nicht möglich sein, die Harpune prompt und

und sicher in die dicke Haut eindringen zu lassen. Ich sah eine Harpune, die auf Föhr geschmiedet war. Sie hatte folgende, wahrscheinlich schon sehr alte und vielleicht von den ältesten Wallfischfängern Europas, den Basken in Spanien, herrührende Gestalt. Die kleinen, etwa 3 Zoll langen Widerhaken haben wiederum zwei in anderer Richtung gehende Widerhaken. Eine eiserne, etwas biegsame Stange sitzt auf einem hölzernen Schafte, der zum Anfassen und Schwingen des ganzen Instrumentes dient. Diese hölzerne Stange ist am Ende mit Blei ausgefüllt und beschwert. Und dieses Bleigewicht dient dazu, um durch seine Schwere den Schaft, nachdem die Harpune eingedrungen ist, herabzudrücken und dadurch den Pfeil in der Wunde umzudrehen, so daß die Widerhaken fassen und nicht zu demselben Loche, durch welches sie eindrangen, wieder hinausfahren.

Man hat indeß bekanntlich eine Menge Gattungen von Harpunen, und die Engländer haben eine sehr ingeniöse Art erfunden, die ich erwähnen will, weil ich in diesen nordischen Landen eine ganz ähnliche sah, welche die Eskimos construirt hatten. Diese eskimo-englische Harpune ist ein Stachel, der an dem Schafte in der Mitte durch ein Scharnier so befestigt ist, daß er sich daran bequem und lose herumdrehen kann. Wenn der Harpunier den Wallfisch damit anbohren will, so dreht er den Stachel so herum, daß das eine Ende gerade nach vorn steht, das andere aber an dem Schafte anliegt. Unter das Ende

und über den Schaft schiebt er einen Ring, der beide fest zusammenhält, so daß die äußerste Spitze steif vorsteht. Der Ring liegt jedoch so lose auf, daß er beim Eindringen von der Haut des Thieres zurückgeschoben wird. Dadurch wird nun auch das andere Ende des Stachels frei und dreht sich bei dem ersten Versuche des Thieres zum Entfliehen in den Speck desselben, kommt dadurch quer zu stehen und verhindert auf diese Weise das Hinausgehen der Harpune. Diese Einrichtung gewährt, wie Jeder leicht sieht, zwei Vortheile, indem erstlich der spitze runde Stachel leichter eindringt als der obige, mit breiten Widerhaken versehene, und zweitens die Wunde kleiner wird und daher auch das Heraustreten des Instrumentes nicht so leicht ist. Bei den Engländern ist natürlich die ganze Waffe von Eisen, bei den Eskimos dagegen vertritt den Stahl ein spitzer Knochen, das Scharnier ein sehr elastisches Stückchen Leder, und den Ring ebenfalls ein Knochen. Entweder haben die Eskimos diese Erfindung den Engländern nachgeahmt, oder die Engländer haben, was viel wahrscheinlicher ist, die beschriebene Einrichtung von den Grönländern gelernt und nur ein besseres Material an die Stelle des Knochenwerkes gesetzt.

Höchst wunderbar ist die Schnelligkeit und unwiderstehliche Kraft, mit der sich der verwundete Wallfisch flüchtet. Es giebt kleine Fischgattungen, die mit einer so großen Menge von Flossen besetzt sind, wie eine be-

mechanische Galeere mit Rudern, und man begreift dabey wohl, daß sie schnell davon eilen können. Der Wallfisch dagegen hat auf jeder Seite nur eine Flosse oder einen Arm, dessen Größe zu der seines ganzen Körpers in einem sehr unbedeutenden Verhältnisse steht. Diese beträgt 50 bis 80 Fuß, während die Flossen nur 6 bis 8 Fuß lang sind, und da diese neben den ungefähr eben so langen Schwanzflossen seine einzigen Instrumente zur Locomotion sind, so begreift man kaum, wie er seine ungeheure Masse damit auf jene so überwältigende Weise beschwingen kann. Die ausgespannten Flügel des Adlers sind zusammen 6 bis 9 Mal so lang als sein Körper. Sie stehen zu seiner ganzen Masse in einem noch viel geringeren Verhältniß als die Räder unserer Dampfschiffe zu der Masse der Pyroscaphen. Die Wallfische gehen unter dem Wasser noch 2 bis 3 Mal schneller als unsere Dampfschiffe über dem Wasser. Das ganze Gerippe eines solchen Thieres, sammt Fleisch und Speck wiegt oft wohl eben so viel als eines unserer Dampfschiffe. Es ist daher durchaus nothwendig, daß der Wallfisch seine Flossen mittels des Organismus seiner Knochen und Muskeln, mit eben solcher Gewalt in Bewegung setze, wie unsere Dampfschiffe ihre Räder mittels der dicken eisernen Arme, Walzen und Cylinder mit einer Kraft von 40, 80 oder 100 Pferden.

Es ist indeß wohl wahrscheinlich, daß dem Wallfisch beim Schwimmen hauptsächlich auch die Bewegung seines ganzen Leibes und namentlich die des Schwanzstückes weiter hilft. Indem er damit ganze große Massen

Wassers nach oben und unten und zur Rechten und zur Linken schiebt, muß er schnell fortschießen, wie eine Gondel, die ein Schiffer durch ein ähnliches Manöver mit einem Ruder am Hintertheil des Schiffs von der Stelle bringt.

Um mir einen Begriff von der Gewalt, mit welcher der Wallfisch davon braust, zu geben, erzählte mir einer meiner Commandeure Folgendes. Eine Jagdgesellschaft hatte einen großen Fisch harpunirt, und zwar mit drei Harpunen aus drei verschiedenen Schaluppen. Der Wallfisch ging, als er sich verwundet fühlte, mit diesen drei Schiffen, deren jedes 12 Mann und außerdem ziemlich viel Ballast an Bord hatte, und zwar gegen einen heftig gehenden Wind der Art davon, daß alle drei hinter ihm hergeschleppten Schiffe, die Wellen durchschneidend, vorn 6 Fuß hoch aufgebäumt standen. Das Hintertheil war bis zum Niveau des Wassers herabgedrückt und die Wellen spielten hinein. — Dieß Aufbäumen des Vordertheils eines Schiffes mag dem Unerfahrenen, besonders da der Wallfisch tief unter dem Wasser ist und nach unten zieht, auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, doch ist es ein ganz natürlicher Erfolg, wie Jeder sich leicht bei einer hinter einem Dampfschiff rasch hergeschleppten Jölle überzeugen kann.

Der Fisch kam mehre Male, um Luft zu schöpfen, nach oben und ging dann von Neuem mit der Schnelligkeit eines Pfeiles sammt den drei Schiffen weiter. Das ganze Spiel dauerte über eine halbe Stunde, und in dieser Zeit führte er sie über 4 Seemeilen weit von ihrem

Hauptschiffe weg. Sie hatten ihre Noth, zu verhüten, daß ihre Schaluppen an einander zerschlagen würden, hielten sich aber tapfer und schöpften auch das Wasser fleißig aus den Schiffen.

Der Fisch ging gerade auf ein großes Eislager zu und schlüpfte unter dasselbe hinunter. Hier risquirten die Schiffer nun, von ihm mit unter das Eis gerissen zu werden. Sie ließen daher erst den letzten Rest ihrer Stricke, mit denen sie bisher noch immer sehr sparsam Haus gehalten hatten, von den Rollen los, um den Fisch noch zu halten, im Fall er zurückkehren möchte. Er brauste aber unter dem Eise fort, und es blieb nichts übrig, als die Stricke zu kappen. Dieß gelang jedoch nur zwei Booten, die Mannschaft des dritten kam nicht schnell genug damit zu Stande. Sie war genöthigt, eiligst auf die Kanten des Eises zu springen und so ihr Leben zu retten, und in demselben Augenblick verschwand ihr Boot, das der Wallfisch mit sich unter das Eis riß.

Da das Thier indeß nicht lange unter dem Eise aushalten konnte und keinen anderen Ausweg fand, so kam es bald wieder hervor, und die Schiffer tödteten es nun.

Solche Scenen am Rande eines großen Eisfeldes sind überhaupt ein gewöhnliches Vorkommniß auf der Wallfischjagd. Die Schiffer sehen es gern, wenn der Fisch unter das Eis geht, denn gewöhnlich arbeitet er sich, vergebens nach Luft schnappend, darunter ab, kommt matt und erschöpft an die Eisküste zurück und liegt dann eine Zeit lang zur Erholung und zum Athemschöpfen

ruhig auf dem Wasser, wo ihn die Jäger aufsuchen und ihn erlegen.

Sehr häufig hat auch der Wallfisch unterhalb des Eises seine Zufluchtsstätten oder, wenn man will, seine Heimath. Es bleiben nämlich in jeden Eismasse einige offene Stellen, kleine unbedeckte Seen, so zu sagen, die der Wallfisch aufsucht, um sich dort vor den Menschen zu retten. Diese offenen Stellen sind die Sammelplätze der Wallfische, die dort mit ihres Gleichen spielen.

Die Jäger bringen daher auf ihren Jagden vor allen Dingen zu solchen Stellen vor und versichern, daß sie hier zu Zeiten in einem kleinen Raume mitten zwischen den Eisbergen die Rücken von 20 bis 30 Wallfischen entdecken.

Wenn diese offenen Stellen mitunter zufrieren, so stößt der Wallfisch sie mit der Nase wieder auf. Die Fischer behaupten, daß er sehr gut wisse, welches Eis einen Menschen tragen könne und welches nicht, und daß er daher am liebsten solche Stellen aufsuche, wo das Eis noch jung und dünn sei. Dieses schwache Eis zerstoße er dann und lege sich blasend mitten hinein, und man könne dann weder zu Fuß, noch mit einem Boote zu ihm gelangen, mit dem letzteren wenigstens nicht, ohne viel Geräusch zu machen und ihn auf diese Weise von der Gefahr zu avertiren.

Die meisten Wallfische werden nicht auf offener See, sondern am und im Eise gefangen. Außer den angeführten Gründen giebt es noch einen Umstand, der den

Wallfisch veranlaßt, sich in der Nähe des Eises aufzuhalten. Dieß sind nämlich die bekannten Läuse (Pou de baleine, Pediculus ceti), die ihm in der Haut sitzen und ihn beständig quälen. Diese Läuse, von denen einer meiner Bekannten eine mitgebracht hatte, sind mit einer Schale bedeckt und nähren sich vom Speck des Wallfisches, in welchem sie herumkriechen, wie die so genannten Finnen im Speck der Schweine. Man sieht den Wallfisch daher häufig am scharfen Rande des Eises liegen, um sich daselbst zu scheuern und sich vor ihrer Plage einige Erleichterung zu verschaffen, ganz wie unsere Schweine dieß am Festlande thun.

Es dauert oft einen ganzen, im glücklichsten Falle aber einen halben Tag, bis man ein Thier genugsam abgemattet, getödtet und zum Schiff gebracht hat; zu Zeiten aber kommt der Fisch selbst mit vielen Wunden noch davon, und man fängt erst am zweiten oder dritten Tage wieder auf ihn. Zuweilen wird er von Stürmen und hoher See von der Seite des Schiffs weggeschlagen, wo man ihn schon befestigt hatte. Ja mitunter müssen bei einem solchen Sturmüberfalle die Jäger ihre Beute selbst wieder abschneiden und fahren lassen, weil bei dem Spiele der Wellen das Zusammenschlagen des großen Thieres mit dem Körper des Schiffs diesem Gefahr bringen würde. Beruhigt sich der Sturm nach einiger Zeit, so suchen sie ihr Wildpret wieder auf und finden es dann wohl von Schwertfischen, Sägefischen, Seevögeln und anderen Speckliebhabern umschwärmt, die fleißig da-

bei aufnahmen. Vielleicht geräth das Thier auch an deren Fischern in die Hände, die sich den Fang als ein res nullius zueignen.

Weder bei ganz stürmischem, noch bei ganz ruhigem Wetter ist dem Thiere gut beizukommen. Bei dem ersteren nicht, weil dann die Bewegungen der Schaluppe und die Harpunenstöße zu unsicher werden, und bei dem letzteren nicht, weil dann der Fisch jedes Geräusch auf der Oberfläche des Meeres leicht hört und jeden Gegenstand wahrnimmt. Ein frischer Wind, der die See kräuselt, ist den Jägern am liebsten.

Ich dachte mir sonst, der Wallfisch verkrieche sich mit seinen Wunden unter das Wasser und sterbe da, wie Cäsar unter seiner Togg. Allein jene Commandeure sagten mir, dieß geschehe nie, der Wallfisch hauche vielmehr im Gegentheil seinen Geist immer auf der Oberfläche des Wassers aus. Dieß käme wahrscheinlich von zwei Ursachen her. Erstlich würde ihm in den letzten Momenten des Ausröchelns das schnelle Aus- und Einziehen der Luft immer mehr Bedürfniß, und zweitens halte er sich nur mittels einer gewissen Anstrengung unter dem Wasser, durch Comprimirung der besagten Luftblase und durch jenen Ansatz oder Schwung, den er sich nach unten gebe. Von Natur und sich selbst überlassen, schwimme sein Körper, der der Hauptsache nach als eine ungeheure und vom Wasser getragene Fettmasse anzusehen sei, oben auf; in seinem letzten Momente habe er aber nicht mehr die Geschicklichkeit und Kraft, unter das Wasser hinunter zu gehen. Sein letztes Ver-

zucken sei indeß in der Regel sehr stürmisch, heftige Krämpfe durchschauerten den ganzen Riesenkörper, sein Schwanz krümme sich und schlage rechts und links auf dem Meere umher, hohe Wellenberge und heftige Wirbel erregend. Zuweilen bäume sich sein Schwanz senkrecht empor, auch springe wohl der ganze immense Fisch noch krampfhaft aus dem Wasser auf*). Aus seinem Nasen- oder Luftloche schleudere er Massen von Wasser, Blut und stinkender Luft hervor, die das Meer weit und breit roth färben, bis endlich das Thier bewegungs- und leblos auf dem Meere ruhig einher schwimme. Man nahe sich ihm aber auch dann noch mit Vorsicht, weil es Fälle gegeben, daß der Todtgeglaubte wieder zur Besinnung gekommen sei, und dann noch mancher Mensch Besinnung sammt Leben dabei verloren habe.

Ist er wirklich todt, so rudert man ihn an's Schiff heran, und hier wird er nun zum Behuf der Speckgewinnung folgendermaßen befestigt. Man haut hinten im Nacken zwei längliche Löcher ein und zieht unter dem Haut- und Sehnenstück, welches zwischen den beiden Löchern sitzen bleibt und also eine Art Handhabe oder Schleife bildet, einen Strick durch, welcher an der Spitze eines Naas befestigt ist. Jenes Hautstück nennen die Fischer das „Kenterstück" (von „kentern", d. h. drehen oder kehren). Es

*) Es ist bekannt, daß alle Cetaceen, so groß auch einige unter ihnen sind, zuweilen mit ihrem ganzen Leibe aus dem Wasser emporhüpfen.

wird nun zunächst von den Speckschneidern, die bekanntlich unter den Füßen eiserne Stacheln haben, damit sie sich auf den schmierigen Höckern erhalten können, der Speck auf dem Rücken weggeschnitten. Darnach wird das Kentersstück, das wie ein Kragen oder eine Halskrause vorläufig rund um den Nacken sitzen bleibt, etwas weiter gelöst, und der Stick dann weiter unten befestigt und angezogen, so daß der Fisch ein wenig auf die Seite zu liegen kommt. Hat man auch hier den Speck weggeschnitten, so bringt man das Thier allmälig ganz herum, so daß nun der Bauch nach oben gerichtet ist, und schält so den Speck systematisch ungefähr auf dieselbe Weise ab, wie man Aepfel oder Birnen abschält.

Während der Zeit, daß der Wallfisch an der Seite des Schiffes liegt, quillt er, wenn die Arbeit nicht sehr rasch von Statten geht, wie ein Plumpudding auf. Zuweilen findet man auch getödtete, oder sonst gestorbene Wallfische auf dem Wasser schwimmen, und diese wegen dann hoch wie Berge aus demselben hervor und gleichen riesigen Blasen. Es entwickeln sich nämlich gleich nach dem Tode bei dem sofort beginnenden Verwesungsprocesse unter der Haut und in den Intestinen dieses Thieres solche Gase, die diese Aufreibung zu Wege bringen.

Indessen hindern, wie gesagt, oft Stürme und schlechtes Wetter ein solches völlig systematisches Verfahren, und mitunter geht wohl ein so halb abgeschälter Wallfischcadaver völlig wieder verloren. Oft kommt es nur darauf an, daß die Fischer mitten in den Strömungen

und dem Wogenspiel des Meeres so viel Speck davon los- gebracht als möglich. Das Gerippe schwimmt. Den Vögeln und den Insekten überlassen sie, nächst ihrem Schicksal und ihren Liebhabern, von welchen letztern gewöhnlich schon viele in der Nähe lauern. Bald schießen Meerungeheuer allerlei Art in dem Gerippe herein und räumen darauf, was der Mensch ihnen noch etwas übrig ließ.

Zuweilen kommen auch wohl die Eingebornen von Grönland und bringen ein solches Gerippe an das Land, um noch eine kleine Nachlese zu halten. Sie wissen noch Vieles davon zu nutzen, was einem Europäer werthlos erscheint, und essen sogar das Fleisch, wenn sie es gegen die Eisbären, die sich ebenfalls zu dem Schmause einfinden, vertheidigen können.

Ich hätte von einem Augenzeugen gern auch noch etwas von dem Herzen, dem Magen und den übrigen Intestinen des Wallfisches gehört; allein ich konnte keinen finden, der sie je gesehen hatte. „Wir schneiden nur", sagten sie, „bis auf das rothe Fleisch, sperren dem Fische dann das Maul mit einem kleinen Baumstamme, den wir als Keile benutzen, auf, reißen ihm die Zunge aus und brechen das Fischbein heraus, und damit Punctum." — „Aber könnte nicht noch etwas Speck am Magen und an der Leber sitzen?" — „Möglich! Aber lieber Himmel! Sie dürfen nicht glauben, daß wir Zeit haben, einen solchen Wallfisch so genau abzulesen, wie Sie etwa einen Gänsebratenknochen abknaupeln, da bleibt vielleicht noch mancher Centner Speck daran sitzen. Sie

müssen einmal zu den Eskimos reisen, um sie über das Herz und den Magen eines Wallfisches zu befragen; denn diese haben gewiß beides gesehen, weil sie die Wallfische, die sie fangen, immer an's Land ziehen und dort Muße und Bequemlichkeit genug haben, jedes einzelne Stück hervorzuziehen, auszupressen und auszukochen."

Berühmt ist die Liebe, welche die Wallfische zu ihren Jungen hegen, und sie gleichen auch darin den warmblütigen Thieren des Festlandes und nicht den kalten Fischen, die solche Liebe nicht kennen. Es war mir interessant, auch hierüber etwas Neues von meinen Augenzeugen zu hören, die Alles (wie gesagt bis auf Herz und Magen) bei diesem Thiere selbst gesehen und belauscht hatten; sein Versteck, seinen Tod, seine Spiele, seine Begattungsweise, ja sogar auch seine Entbindung. In Kopenhagen wird ein ganz kleiner Wallfisch aufbewahrt, der während der Jagd auf seine Mutter vor den Augen der Schiffer zur Welt gekommen war und nachher sammt seiner Mutter gefangen wurde.

Das Kleine des Wallfisches kann zwar sofort nach seiner Geburt schwimmen, und es schwimmt gewöhnlich dicht hinter seiner Mutter her, allein da diese zuweilen etwas große Schritte macht, und das junge Thier dann aus Mangel an Kraft nicht nachkommen kann, so nimmt sie es gewöhnlich auf ihren Rücken oder vielmehr auf ihren Schwanz, wo sein regelmäßiger Sitz ist.

Der Schwanz ist glatt, breit und sehr groß. Zu-

welchem liegt das Junge quer auf diesen breiten Schwanzflossen; gewöhnlich aber bleibt es über diese Flossen, welche die Mutter beim Schwimmen nicht entbehren kann, hinweg und legt sich der Länge nach auf den Schwanzstiel des Rückens, auf dessen Kamme es sitzt wie ein Reiter zu Pferde, indem es sich mit seinen beiden Flossen um den Leib anklammert und festhält. Wahrscheinlich [illegible] der einzige Fall in der Gegenwart, daß Flossen wie Arme gebraucht werden. Wenn man die Scene näher und genau [illegible] sehen könnte, so müßte es ein rührungsvoller Anblick sein, zu beobachten, wie das dicht am Ohr unfern sich drehende Schwänzchen der Wallfischmutter voll Zärtlichkeit rückwärts [illegible] das Thun und Lassen des geliebten kleinen Reiters wachsam betrachtet. Selbst ein einem solchen unförmlichen Wesen macht so seine Gefühle natürliche Mutterliebe. Ein [illegible] der Leidenschaft selbst und ihrem Gegenstande wird nicht leicht in der Natur vorkommen. Das Geschöpf kann plump, ungestalt und häßlich sein, die Leidenschaft zart und innig!

Die Natur hat diesem Thiere das Auge, das gewöhnlich sich dadurch vom Fischauge unterscheidet und sich dem Menschenauge nähert, daß es Augenwimpern und Augenlider hat, gerade an die breiteste und hervorragendste Stelle seines Körpers, an den Hinterkopf gesetzt. Von dem Auge aus steigt sich die ganze Masse sowohl nach hinten als nach vorn etwas zu, und von hier aus ist daher das ganze Terrain des eigenen Leibes am besten zu überwachen. Indessen müssen doch

die Strahlen von den Gegenständen, die gerade hinten oder vorn erscheinen, immer noch in einem sehr schiefen Winkel in das Auge des Thieres fallen, und es ist daher oft genöthigt, um besser zu sehen, sich ein wenig zu krümmen. Daher kommt es, daß der Wallfisch, wie meine Freunde mir bemerkten, beim Schwimmen mit dem Kopfe immer ein wenig sich hin und her biegt und gewissermaßen im Wasser taumelt. Dieß thut er besonders dann, wenn er sein Junges hinter sich hat, wo er auch gewöhnlich in ganz kurzen Absätzen gleichsam hin und her lavirt oder kreuzt.

Ich sprach mehre Commandeure, die dem Fange eines Muttervallfisches, der sein Kleines noch hinter sich hatte, beigewohnt hatten. Sie sagten mir, daß, wenn man einen solchen Wallfisch harpuniren wolle, man sich dabei besonders in Acht zu nehmen habe. Denn beim Empfangen der Harpune und also beim Entdecken der Gefahr sei der erste Gedanke, der ihn zu durchfahren scheine, nicht der an seine eigene Wunde, sondern der an sein Junges. Dieses halte sich zwar selbst bei drohender Gefahr auf eine rührende Weise immer ganz nahe bei seiner Mutter, von der es Schutz und Rettung zu erwarten scheine, allein es könne doch vorkommen, daß in dem Tumulte, mit dem eine solche Jagd immer vor sich geht, das Junge von der Mutter getrennt werde. Vielleicht habe die Mutter selbst im ersten Schrecken einen tüchtigen Satz gemacht, in der Meinung, das Junge sitze ihm auf dem Rücken oder folge ihm nach, während dieses bei dem heftigen Sprunge entweder vom Rücken

gefallen ohnweit zurückgeblieben ist. Die Mutter kehrt dann auf der Stelle mit Gebrause zurück und schießt fast wüthend, und als hätte sie den Kopf verloren, hin und her, um ihr Kälbchen zu suchen. Findet sie es nicht, so sprengt sie das Wasser gewaltig auf, stoßt mit dem Kopfe hervor, schlägt mit dem Schwanze, schießt ein wenig noch unten, kommt aber rasch wieder herum und setzt Harpune, Strick, Schaluppe und Menschen vielfach in Gefahr, bis sie ihr Junges gefunden haben und damit in das Weite hinausfliehn. Es hüteten sich daher auch, in einem solchen Falle das Junge zuerst zu tödten, weil dieß die Mutter nur noch gefährlicher machen würde. Habe sie das Junge wieder, so beruhige sie sich wenigstens einen Augenblick und lasse ihnen, den Jägern, Zeit zum Athemholen und zu neuen Anordnungen. Nun in dem Falle, wenn Gefahr wäre, daß beide, Mutter und Kind, unharpunirt davon gehen könnten, und dem vielleicht das Junge thörichter sich in die Nähe der Schiffe wagte, würde dieses schnell harpunirt, jedoch nicht aus dem Wasser hervorgezogen, sondern am Gängelbande gehalten und als Köder für die Mutter gebraucht, die es dann gewiß nicht verlasse und verzweiflungsvoll so lange darum herum, über und unter demselben weg schwimmen, bis sie einmal den Jägern eine schnelle Seite darbiete und unversehens gleichfalls an's Gängelband genommen werde.

Die Schiffer glauben auch, daß der Wallfisch, wenn er ein Junges hat, jähzornig, boshaft und rachsüchtig sei. Er komme dann oft aus der Ferne mit Gewalt auf

das Schiff losgefahren und stoße mit seinem Eisbrecher dagegen, und es habe ganz das Ansehen, als ob er dieß nicht aus bloßer Unvorsichtigkeit, sondern wirklich mit Absicht thue. Am schlimmsten und rachsüchtigsten, sagten sie, wären die Wallfische der Südsee, wo bekanntlich zum Theil auch ganz andere Arten von Cetaceen leben als im Nordmeere.

Ich traf auch einen Harpunier, der einmal Wallfischmilch gekostet hatte. Er sagte, die beiden Zitzen des Wallfisches säßen ganz in der Haut des Thieres verborgen, und man erkenne von außen nie den Fleck, wo sie säßen. Natürlich verbergen sich bei den Seethieren alle solche Dinge und Anhängsel, die bei den Landthieren weit heraustreten, weil es dort der Natur darauf ankam, einen möglichst glatten Körper herzustellen. Das Wallfischjunge drücke und zutsche mit dem Maule gegen diese Stelle und bringe so die Zitze hervor. Bei einem eben erlegten Mutterfische habe er einmal dasselbe gethan und mit den Fäusten und Knien die Zitze hervorgedrückt. Es sei daraus ein dicker Milchsaft hervorgequollen, den er aufgeschlürft und von einem süßlichen Geschmacke gefunden habe.

Bekanntlich lieben die Wallfische, wie die Cachelote, Delphine und überhaupt alle Cetaceen, die Geselligkeit, und sie erscheinen daher nicht selten in großen Trupps. Sie beobachten dann folgende Schwimmordnung. Die erwachsenen schwimmen in einer Linie neben einander und zwar immer abwechselnd, erst ein Männchen, dann ein Weibchen, dann wieder ein Männchen und so fort. Die Jungen dagegen schwimmen

im Hintertreffen, jedes dicht hinter dem Schwanze seiner Mutter. Zwar sind solche zahlreiche Wallfischtrupps, die des Harpunirens Fang erfreuen, jetzt selten, namentlich in den nordischen Gewässern, wo die Race nahe daran scheint, ausgerottet zu werden. Aber es kommt ein solcher Fall doch mitunter noch vor.

Einer meiner Schiffer erzählte mir einmal von einer solchen Ungeheuer-Heerde und von einem ungewöhnlich reichen Fange, den er mit seiner Mannschaft gemacht habe. Sie hätten von ihnen so viele getödtet, daß ihr Schiff von einer Menge halb oder ganz von Speck entblößter Gerippe umgeben gewesen wäre. Dazu hätten sie das schönste Wetter von der Welt gehabt, so daß ihre Arbeit auf's Hübscheste von Statten gegangen und das Ganze einem schönen Erntefeste gleich gewesen wäre. Außerdem hätten noch viele lebendige Wallfische um sie herumgespielt und mit ihren Luft- und Wasserfontänen aus der Ferne den Anblick von Dörfern mit rauchenden Schornsteinen gewährt. Ihr von Thran triefendes Schiff wäre bald übervoll gewesen und wie eine überfüllte Suppenschüssel fast übergelaufen. Da sie deßhalb die Jagd bald eingestellt hätten, so wären nun die übrigen noch lebenden Wallfische ganz dreist geworden, nahe herangekommen und hätten sich an dem Rumpfe des Schiffes den Rücken gescheuert, so daß das Schiff dabei auf- und niedergeschaukelt wäre.

Sie hätten sich dieser Bestien kaum erwehren können, bei denen kein Scheuchen und Schlagen etwas helfe, wenn sie einmal dreist geworden. Einige von ihnen

seien sogar ganz ohne alle Scheu mitten unter die Leichname ihrer getödteten Kameraden geschwommen und hätten da Stunden lang gelegen, indem sie sich hin und her geschaukelt und an den Gerippen sich den Rücken gescheuert hätten.

Er, der Capitain, habe sich in seiner Schaluppe einem solchen behaglich sich scheuernden Unthiere genähert und von ihm für ewige Zeit Besitz ergriffen, indem er ihm mit seinem Messer den Namen des Schiffs mit großen Lettern, und zwar so tief auf den Rücken eingeschnitten habe, daß der gelbe Speck weit auseinander geklafft sei. Hiervon habe aber das Thier gar keine Notiz genommen, sondern gleichmüthig fortgefahren, sich zu schaukeln und zu scheuern. Einer von den Matrosen habe vorgeschlagen, man solle ihm eine Signalstange oder Schiffsflagge in den Speck stecken und es damit fortsegeln lassen, damit man es das nächste Jahr daran wieder erkennen könne. Endlich hätten sie, um Ruhe bei ihren Arbeiten zu haben, sich entschließen müssen, ihre Flinten abzuschießen und diese Salven von Zeit zu Zeit zu wiederholen. Auf meine Frage, wie es komme, daß der Wallfisch die Messerschnitte in den Speck nicht empfinde, wohl aber die Bisse der Läuse, die doch auch nur unter der Haut im Specke säßen, konnte mir mein Freund keine gehörige Auskunft geben. Vielleicht ist der Grund der, daß diese Läuse, die am häufigsten an den geschützten Theilen des Thierkörpers, unter seinen Armgelenken oder Flossfedern, an gewissen Stellen seines Bauches u. s. w., sitzen, mit ihren Armen und Rüsseln zu dem nervenreichen Fleische hinabreichen.

Die Grönlandsfahrer haben ein gewisses regelmäßiges Verhältniß zwischen der Größe der verschiedenen Theile des Wallfischkörpers entdeckt; namentlich zwischen seiner Fischbeinstange und seiner ganzen Länge, so wie auch zwischen seinem Schwanze und der Fischbeinstange. Der Wallfisch hat 300 bis 350 Fischbeinstangen in seinem Maule, die alle, je nach dem Orte, wo sie ansitzen, von verschiedener Länge sind. Die längsten unter ihnen haben immer den fünften Theil der ganzen Länge des Fisches. Da nun die ganze Ausmessung des Thieres immer etwas umständlich ist, so hat dieß Veranlassung zu der Gewohnheit der Schiffer gegeben, die Größe eines Thieres nach der Länge seines Fischbeins zu bestimmen. Sie sagen nicht: wir fingen ein Thier von 60 Fuß Länge, sondern von 12 Fuß Fischbein. Die größte Länge des Fischbeins ist 14 bis 15 Fuß, und dieß stimmt mit der oft auf 80 bis 85 Fuß angegebenen größten Länge eines Wallfisches überein.

Es gehört viel Umsicht, Geistesgegenwart, Vorkenntniß und Uebersicht des Gegenstandes dazu, um von solchen an Erfahrung reichen Leuten sogleich das Nöthige zu lernen. Leider fallen mir jetzt erst noch unzählig viele Puncte ein, über welche ich von ihnen manches Neue, oder doch manche Bestätigung längst bekannter Dinge hätte erlangen können, und ich bedauere, daß ich dieß versäumte.

Die decimirte Bevölkerung und ihre Kirchhöfe.

Zuweilen kommen die Grönlandsfahrer auch ganz leer zurück, fangen weder einen einzigen Fisch, noch einen Robben, und ich sprach einen Commandeur, dem dieß erst kürzlich so ergangen war. Er war gleich bei seiner Ankunft im Norden zwischen Treibeis gekommen, aus dem er sich nicht hatte hervorarbeiten können. Er wurde mit dem Eise ganz nach Süden verschlagen und konnte sich erst losmachen, als es schon zu spät war, nach dem Norden zurückzukehren. Wer da weiß, wie ärgerlich es ist, nur von einer Hasenjagd mit leeren Händen zurückzukehren, der wird ermessen können, welche Resignation dazu gehört, ein solches Mißgeschick bei einer fünf Monate dauernden Wallfischjagd zu ertragen.

Und doch mögen die Jäger selbst dieß noch verschmerzen, läßt sich doch ein solcher Verlust in einem guten Jahre wieder einbringen, wenn sie nur selbst immer glücklich zurückkehrten.

Natürlich aber kostet die Grönlandsfahrt der Menschheit eben so gut ihre Opfer, wie der Cetaceen-Race.

Einzelne muntere Gesellen gehen jährlich verloren, ja zu weilen ganze Schiffe mit Mann und Maus. Oft gehen sie schon zu Grunde, ehe sie die eigentlichen Grönlandsfahrer bestiegen haben, auf dem Wege nach Holland auf der stürmischen Westsee, die zuweilen ganze mit Menschen gefüllte Passagierschiffe verschlingt.

Man kann sich daher denken, wie viele arme Wittwen und Waisen es auf diesen Inseln giebt.

Man kommt in der That in kein Haus in diesen Küstendörfern, wo nicht irgend ein theueres Haupt im Familienkreise fehlt, das in den Wogen untergegangen ist und man könnte sich in der That sehr gut den ernsten Charakter, der den Friesen eigen ist, so wie auch die schwarze Volkstracht ihrer Frauen aus diesem Umstande allein erklären. Ich sage, man könnte von Haus zu Haus gehen und nachfragen und sich auf diese Weise einen gehörigen Begriff von der Zerrissenheit der hiesigen Familien und von der Menge der Trauerfälle, die in ihnen vorkommen, verschaffen. Freilich sterben die Menschen in anderen Ländern auch, aber doch nicht so häufig mitten in der Kraft ihrer Jahre, wie diese Seeleute, die stets mit dem Neptun auf ähnliche Weise zu Felde liegen, wie die kaukasischen Bergvölker mit den Russen.

Der Zustand der Familien und Geschlechter der Friesen ähnelt ganz und gar dem Ansehen und Zustande ihres Landes. Alles ist von Wellen und Stürmen zerrissen, hier hat die See ein ganzes Stück Land verschlungen, dort hat sie ein anderes nur angenagt. Hier

ist ein ganzes Geschlecht auf einmal mit Stumpf und Stiel von ihr vernichtet worden, dort hat sie, launig wie sie ist, ein anderes Geschlecht völlig verschont und zu Alter und zahlreicher Mitgliedschaft gelangen lassen.

Ich kannte in meiner Jugend in einer großen Handels- und Seestadt Norddeutschlands, welche ich bewohnte, eine jetzt verstorbene gute alte Frau, deren Sohn Ludwig von Jugend auf eine unüberwindliche Neigung zur See gehabt hatte, und die ihren wilden Jungen, den sie nicht bändigen konnte, endlich auf die See hatte hinauslassen müssen. Es war ihr einziges Kind, ihre ganze Hoffnung, und sie mochte ihn daher mit eben so viel Angst auf's Wasser hinaus schwimmen lassen, wie eine Hühnermutter ihr Entenküchlein.

Der junge Mann machte alle Jahre eine oder zwei Reisen und nahm in der Zwischenzeit einen kurzen Aufenthalt bei der Mutter. Wenn man sie während der Zeit besuchte, in der ihr Ludwig auf der See war, so war er ihr einziges Gespräch. Sie erzählte mir dann, woher sie die letzten Briefe von ihm empfangen habe, wann und von woher, ob von Lissabon, oder von Rio oder von Philadelphia, sie den nächsten Brief erwarten könne.

Sie las in der Hamburger Börsenhalle und in der Bremer Zeitung fleißig die Schiffslisten durch, um nachzusehen, ob nicht Jemand das Schiff ihres Sohnes „auf See" gesprochen habe, oder ob nicht sonst eine Nachricht von ihm eingelaufen sei. Jedes böse Wetter erschreckte und versetzte sie in traurige Stimmung, denn sie bildete sich ein, ein solches Wetter müsse über den ganzen Erdkreis

gehen, oder glaubte wenigstens, ihr Ludwig könne gerade jetzt vor der Mündung der Weser angekommen sein.

Sie sprach immer von ihrem Sohn, vom Sturm, von den Vorfällen auf der See, von den Handelsangelegenheiten in einem sehr ernsten, etwas feierlichen und zuweilen etwas weinerlichen Tone, indem sie oft: „Du Himmel sei uns gnädig", „Gott gebe in seiner Güte" und dergleichen fromme und fast wie Gebete klingende Phrasen in's Gespräch einmischte. Und da sie sich's einmal angewöhnt hatte, so sprach sie am Ende auch von allen mit der See gar nicht in Berührung stehenden Dingen auf dieselbe Weise.

Häufig wurde sie bis zum Weinen gerührt, und eine halb zurückgedrängte Thräne schien fast immer hinter ihren Augenwimpern zu lauern. Es schien, als wenn ihre Phantasie und ihr Gemüth beständig unter dem Drucke und Einflusse der Gefährlichkeit und Unsicherheit des stürmischen Oceans ständen.

Es gab und giebt natürlich in jener großen See- und Handelsstadt eine Menge solcher Wittwen und Mütter, und ich glaube, daß die Beobachtung solcher Frauen nicht unwichtig ist für den Ethnographen; denn gewiß erklären sich daraus zum Theil manche Eigenthümlichkeiten und Charakterzüge der Bevölkerung eines großen Theils von Norddeutschland, oder wenigstens mancher Classen dieser Bevölkerung, ihr Ernst, ihre religiöse Stimmung, ihre den Himmel stets segnende Redeweise u. s. w.

Unter den Frieſen giebt es eine Menge Wittwen, Mütter und Ehefrauen, die jener meiner Jugendfreundin auf ein Haar gleichen, und es iſt davon Etwas in die Stimmung der ganzen Nation übergegangen.

Unter Anderem, ſage ich, ſtellt ſich dieß auch in der dunkelfarbigen Kleidung heraus, welche die Frauen und Töchter der föhringer Wallfiſchfänger das ganze Jahr hindurch tragen. Dieſe Tracht iſt ſo gänzlich ſchwarz, daß es einem zuerſt vorkommt, als wäre die ganze Inſel nur von Nonnen und Kloſterfrauen bevölkert.

Der Rock iſt dunkel, das Mieder iſt dunkel, das Tuch, das ſie um den Hals, ſo wie das, welches ſie um den Kopf winden, ſind dunkel, und da ſie ſich noch dazu bei der Arbeit auf dem freien Felde Stirn, Mund, Naſe und Wangen mit ihren dunklen Tüchern verhüllen und bloß die Augen herausgucken laſſen, ſo erſchrickt man oft vor dieſen tiefverhüllten ſchwarzen Geſtalten.

Dieſe dunkelfarbige Nationaltracht der Frauen, ſage ich, ſteht ohne Zweifel mit den vielen Trauerfällen in ihren Familien, und dann mit der ganzen ſtets ernſten und ſtets geſpannten Stimmung des Volks in Verbindung und iſt als ein äußerer Widerſchein ihres inneren Ernſtes zu betrachten.

Daß der einen der Bräutigam, der zweiten der Bruder, der dritten der Vater, der vierten der Gemahl ſo eben entriſſen worden, mußte natürlich die ſchwarze Farbe ſchon von vornherein ſehr gäng und gäbe machen. Dazu kam der Gebrauch, daß die Wittwen oft ihr ganzes Leben hindurch trauern, ſo wie auch die Sitte, welche die he-

zeichnendste von allen ist, nämlich die, daß die Frauen und Töchter, so lange der Vater und Gemahl auf der See ist, zum Zeichen ihrer Betrübniß nichts als ganz schwarze Kleidung an ihrem Leibe dulden.

Der Umstand also, daß die Trauer bei ihnen so häufig ist, mag es bewirkt haben, daß die dunkele Kleidung durchweg bei ihnen national wurde. Was hälfe es, Freudenkleider anzulegen, da man doch gleich wieder in Trauer versetzt werden würde.

Die, welche eben keine specielle Trauer haben, setzen daher nur, den dunkelen Grundton beibehaltend, hie und da eine etwas weniger trübe Farbe auf, legen große schöne silberne Knöpfe an, kanten den schwarzen Rock mit irgend einer anderen hellen Farbe ein, binden eine bunte Schürze vor und schlagen ein dunkelfarbiges Tuch mit sehr kleinen feinen eingestreuten Blümchen um den Kopf. Ich sage, mit sehr kleinen Blümchen; denn sie mögen sich nicht gern weit von der Grundfarbe entfernen.

Als man mir zuerst von der Sitte der föhringer Frauen, während der Abwesenheit ihrer Männer auf See sich strict schwarz zu kleiden, erzählte, frappirte mich die Sache, ich traute ihr indeß nicht recht und glaubte, es sei eine poetische Ausschmückung. Allein bei näherer Erkundigung bestätigte man mir den Umstand von verschiedenen Seiten.

Eine alte Frau sagte mir: „O Herr, die Nachbarn würden sehr über mich reden, wenn ich, während mein Mann auf See ist, mich in der Kirche anders als

in Trauerkleidung zeigen und ein geblümtes Tuch um den Kopf legen wollte."

Auch habe ich wohl gehört, daß in manchen anderen kleinen Schifferorten etwas Aehnliches stattfinden soll. So hat mir z. B. eine Dame erzählt, daß auch in dem kleinen Schifferorte Blankenese, der bekanntlich eine zahlreichere*) Flotille besitzt als irgend ein anderer Ort im Königreich Dänemark, die schwarze Farbe bei den Frauen und aus demselben Grunde vorherrsche.

Erst wenn der Mann im Frühlinge zurückkehrt, legen die Föhringer ihre feingeblümten dunkeln Schürzen und Tücher wieder vor.

Ein Kaufmannsladen, in welchem die Föhringer ihre Toilettengegenstände einkaufen, sieht daher einem solchen Trauermagazine ähnlich, wie sie bei uns für die trauernde fashionable Welt jetzt Mode werden, und wie sie in England es schon lange waren.

Auf der Insel Föhr bei dem Dorfe Gothing, das an ihrer südlichen Küste liegt, befindet sich auf der hohen Geest ein Hügel. Es ist ein großer Grabhügel aus alten heidnischen Zeiten, von dessen Spitze aus man weit in's Meer hinausblicken kann. Auf diesem Berge, so erzählte man mir, pflegten sich zu der Zeit, als noch Flotten von 17 oder 18 Smacks, jede mit 50 bis

*) Blankenese hat nämlich 316 eigene Schiffe, Altona 138, Flensburg 142, Kopenhagen noch weniger. Die Blankeneser Schiffe halten zusammen 7000, die Altonaer 3180, die Flensburger 6250 Last. Die Kopenhagener Schiffe haben allerdings eine größere Tragkraft.

60 Mann besetzt, auf ein Mal nach Holland gingen, die Weiber der Insel zu versammeln, um von da aus ihren Männern an dem Petritage, dem gewöhnlichen Tage der Abreise der Schiffer, das Geleit zu geben und ihnen von der Höhe des kleinen Hügels nachzuwinken.

Es müßte ein ganz eigenthümliches Bild geben, wenn ein Maler dieß einmal darstellen wollte. Man denke sich nur einen alten heidnischen Tumulus, rund herum, wie auch auf seiner Spitze, mit diesen schwarzen Frauen, Müttern, Schwestern, Bräuten und Gattinnen besetzt; darunter bildschöne Gestalten und durchweg eine Weiße und Frische des Teints, die mit dem Schwarz der Kleidung in den interessantesten Contrast tritt.

Die Kleidung ist äußerst malerisch; die lockeren Tücher sind höchst geschmackvoll und nicht ohne Coquetterie um den Kopf geschlungen, und andere Tücher lose und mit vielen Falten um die Brust gelegt, so daß der zarte weiße Hals daraus wie ein Schwanenhals aus einem Neste hervorragt; — das schwarze, knapp anliegende Mieder ist reich mit großen silbernen Knöpfen von einer zierlichen Filigranarbeit besetzt; — die Taille ist nicht zu kurz, — Hände und Füße sind zierlich, und alle Gesichtszüge, wo nicht immer schön, doch meistens edel und fein.

Der Maler könnte sich denken, daß Viele ihre kleinen Kinder mitgebracht hätten, um den scheidenden Vätern nachwinken zu helfen, und daß auch wohl mancher alte Invalide — solcher verstümmelten Invaliden, denen in Grönland Hände und Beine erfroren sind, oder die von

einem Maste herabfielen und zu bemitleidenswürdigen Krüppeln wurden, giebt es genug auf diesen Inseln — mit heran humpelte.

Auch müßte der Maler wissen, daß gerade jener Petritag ein Hauptgeschäfts- und Verkehrstag bei diesen Insulanern war und es zum Theil auch noch jetzt ist, daß an ihm eben noch kurz vor der Abreise allerlei Schulden berichtigt oder neue Anleihen gemacht wurden, und vor allen Dingen, daß es an ihm auch gewöhnlich zu Verträgen und Geschäften ansprechenderer Art kam, ich meine zu Liebeserklärungen und Ehebündnissen, und daß daher auch unter den versammelten Weibern manche Braut zurückblieb, die dieß so eben erst geworden war und schon an ihrem Verlobungstage wie eine Wittwe zu klagen Veranlassung bekam.

Es ist etwas sehr Gewöhnliches im Leben, daß in Liebesangelegenheiten ein bevorstehender Abschieds- und Trennungstag gerade der entscheidende wird. So lange man noch friedlich und täglich beisammen war, merkte man es kaum, daß sich die Herzen durch allerlei feine Fädchen verbunden hatten, aber jetzt, da sie aus einander sollen, zeigen sich diese verborgenen Fädchen.

Der scheidende Seemann möchte noch gern die beruhigende Ueberzeugung mitnehmen, daß die Geliebte wirklich und auf immer die seine geworden sei, und daß Niemand sie ihm unterdeß rauben könne. Sie giebt nicht ungern nach, da sie ja nun einen Helden bekommt, der für sie mit den Stürmen und Wallfischen kämpft. Und die Aeltern sind auch nicht eigensinnig, weil die Kinder

ihnen Hoffnung machen, der Bräutigam werde gewiß mit reicher Beute und mit einer hübschen Ersparniß zurückkehren. Die Wallfischjäger werden ja gut besoldet und haben auch außerdem, — dieß ist so von den Rhedern bestimmt, um der Energie und Thätigkeit dieser Leute einen Sporn zu geben, — einen Antheil an der Beute und an dem gewonnenen Thran, so daß sie sich, wenn sie geschickt und glücklich sind, wohl 40 bis 50 Thaler den Monat verdienen können.

Ich sage, dieß Alles müßte der Maler wissen, um sein Gemälde recht interessant zu machen. Wie eigenthümlich ist die Situation einer solchen jungen Braut, die ihren Bräutigam mit dem Verlobungskuß auch den Abschiedskuß nehmen läßt, und die ihn vielleicht nie wieder zu sehen bekommt. Man bezeichnete mir eine Lebende, der dieß geschehen war, und es geschieht dieß hier so oft, daß man es etwas Gewöhnliches nennen kann. — Das Dorf Gothing gäbe zu jenem Bilde einen hübschen Vordergrund und das Meer mit den sich entfernenden Smacks den Hintergrund.

Der Eindruck, den jener Petritag auf der Insel hinterläßt, muß in der That ein sehr niederdrückender sein. So mit einem Schlage die ganze männliche Bevölkerung der Insel entführt zu wissen! Es ist gerade das Umgekehrte von dem Raube der Sabinerinnen, wobei bloß die verzweifelnden Väter, Brüder und Gatten zurückblieben. Es hat sich mitunter zugetragen, daß in einem Sturme die ganze männliche Bevölkerung eines Dorfes unterging, 60 Mann in einem Schiffe.

Dazu denke man sich die Glücklichen, die Beneidenswerthen, die nun bald Angenehmes und Gutes meldende Briefe bekommen; die Armen, die Bedauernswerthen, die lange auf solche Briefe vergebens harrten, und die nun endlich mit Zittern und Zagen einen nach vielen Monaten anlangenden Brief öffnen, auf dem die Adresse von einer fremden Hand geschrieben zu sein scheint, so wie dieß während meiner Anwesenheit einer armen 70jährigen Frau geschah, von der mir der Prediger eines Dorfes erzählte.

Sie hatte ihren Sohn „auf See" und lange nichts von ihm gehört, da er doch sonst sehr fleißig zu schreiben pflegte. So oft der Pastor die Alte sah und sie fragte, ob sie noch keine Nachricht von ihrem Sohne hätte, schüttelte sie den Kopf und sagte stillseufzend: „Noch nicht, Herr Pastor!" Endlich, endlich kam ein Brief an. Sie eilte damit zum Kaufmann, ihrem Nachbar, damit er ihn ihr vorläse, wie er zu thun gewohnt war.

Der Nachbar öffnete den Brief, las ihn ein wenig für sich, wurde still und sagte dann der Alten, er könne diesen Brief nicht recht lesen, es wäre eine ihm unbekannte und undeutliche Handschrift, er wolle ihn aber bei sich behalten, noch einmal für sich studiren und ihn ihr dann morgen mittheilen.

Zu seinem Schrecken hatte er in dem Briefe, der vom Capitain des Schiffes herrührte, gesehen, daß der junge Mann in einer stürmischen Nacht von der Spitze des Mastes in die See hinabgefallen und verschwunden

sei, ohne daß man im Stande gewesen wäre, ihm Hilfe zu bringen, obgleich man ihn einige Male nach Rettung habe schreien hören.

Der Kaufmann wagte indeß nicht, der Mutter sogleich diese schreckliche Nachricht mitzutheilen, und schützte jene Ausrede vor. Die Alte ließ sich auch erst damit abfinden, dann aber wurde sie unruhig, und es gingen ihr allerlei Gedanken im Kopfe herum.

Sie wandte ihre Schritte zum Pastor, erzählte ihm von dem Briefe, den der Nachbar nicht gut lesen könne, und fragte ihn, ob er nicht einmal ihn zu lesen versuchen wollte. Der Pastor ging sogleich zum Kaufmann, holte den Brief und las ihn langsam und bedächtig zweimal durch. Die Alte saß harrend und in sich versunken daneben.

Darauf war der Prediger eine Zeit lang still und fing dann an, von dem Wege des Herrn zu reden und von dem Troste, den man im Unglück aus dem Gebete zu ihm schöpfen könne. Die Alte, der ihr ganzes Unglück schon vor der Seele schwebte, hörte ihn ruhig und vor sich hinblickend an und seufzte dann: „Also guter Herr Pastor, es ist wohl aus mit meinem Sohne?"

Der Pastor las ihr nun den Brief vor. Auch den hörte sie ruhig zu Ende. Als sie aber den Inhalt vollständig wußte, seufzte sie laut auf und ergoß ihren Schmerz in einer erschütternden Wehklage, die der Prediger nicht mehr zu beschwichtigen vermochte.

Es liegt, wie es mir scheint, in dem ganzen Hergange dieser Begebenheit etwas sehr Bezeichnendes für

die Frieſen. Sie ſcheinen mir alle in den erſten Momenten ſehr gefaßt, aber nachher leiden ſie zuweilen wie die Engländer an einem „broken heart.“

„Haben Sie auch ſchon Familienmitglieder auf der See verloren?“ fragte ich einen alten frieſiſchen Landbewohner, mit dem ich in ſeine kleine ärmliche, aber ſaubere Hütte trat, und der mir dort einen Seſſel anbot. „Ich beſitze noch meine Frau, Herr, dieß iſt ſie.“ Er präſentirte mir dieſelbe.

„Wir beiden hatten zuſammen 4 Kinder, eine Tochter, die dort in der Küche wirthſchaftet, und drei blühende raſche Söhne.“

Sie gingen alle Drei zur See. Der jüngſte verlor ſein Schiff und Leben auf einer Fahrt nach Marſeille, und ſeine Gebeine ruhen auf dem Boden der mittelländiſchen See. Der zweitjüngſte kam in der Straße David auf einer Wallfiſchjagd um, und der dritte, der älteſte, der kenntnißreichſte und ſtrebſamſte von allen, der es im holländiſchen Dienſte zu meiner Freude bis zum Commandeur eines Schiffes gebracht hatte, — ſehen Sie hier dieß Bild, das iſt das Portrait ſeines Schiffes „de twe Gebröder,“ das er uns im vorigen Jahre ſchickte.“

„Belieben Sie es nur gefälligſt herunterzunehmen. — Dieſer dritte, unſer Stolz und unſere Hoffnung, ſchrieb uns im Herbſt des vorigen Jahres von Amſterdam aus, daß er von Batavia zwar glücklich angekommen ſei, daß er aber von dort ein böſes Fieber mitgebracht habe, das ihn noch immer nicht verlaſſen wolle. Doch

grüße er uns freundlichst und hoffe, uns bald bessere Nachrichten geben zu können."

„Ich machte sogleich Anstalt, zu ihm zu reisen, um zu sehen, ob ich ihm von Nutzen sein könne. Aber schon nach 14 Tagen bekamen wir wieder einen Brief und darin die Nachricht, daß unser Sohn am Batavlafieber im Amsterdamer Hospital selig im Herrn entschlafen sei."

„So, mein Herr, geht es hier manchem armen Vater mit seinen Söhnen. Sie wollen alle hinaus und in der Welt etwas werden, und dann kommen sie nicht wieder und lassen ihre alten trauernden Aeltern allein in ihrem Häuschen sitzen."

Ich muß gestehen, ich hörte diese Leute außerordentlich gern über ihre eigenen traurigen Schicksale und über die der Ihrigen reden. Sie sprachen fast immer ernst, gefaßt, sehr verständig und doch gefühlvoll und auf eine um so ergreifendere Weise, da sie nie dabei in unwürdige und allzuheftige Klagen verfielen. Dazu diese gewählte hochdeutsche Sprache mit dem Anstrich einer Predigt, und mit frommen Reminiscenzen aus der Bibel untermischt.

Es ist eine von den Pfeilen Apollo's oder vielmehr von dem Dreizack Neptun's fortwährend decimirte Bevölkerung, die, in beständiger ernster Fassung sich haltend, diese Schläge mit Anstand erträgt.

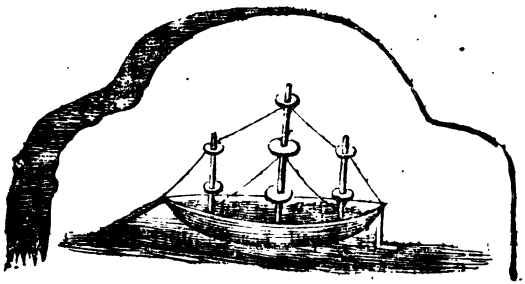
Nur der kleinste Theil der Männer stirbt zu Hause auf dem Krankenbette. Auch ihre Kirchhöfe, auf denen es weit mehr Monumente für Frauen als für Männer giebt, geben Zeugniß davon. Die Kirchhöfe der Männer

sind in der ganzen Welt, und es giebt vielleicht keinen Küsten- und Hafenkirchhof, wo nicht die Gebeine irgend eines Friesen begraben liegen.

Das gewöhnliche Monument für diejenigen Männer, welche in der Heimath starben, ist ein auf dem Leichensteine ausgehauenes Schiff, und es gewährte mir nicht wenig Interesse, auf diesen Leichensteinen zu sehen, auf wie verschiedene Weise sich die friesischen Künstler und Poeten bemüht hatten, die Idee eines solchen Schiffes mit der Idee des Lebens und des Todes in Verbindung zu setzen und Beziehungen zwischen dem einen und dem anderen zu entdecken.

Das gewöhnliche Zeichen ist ein abgetakeltes und vor Anker gelegtes Schiff, in dem Zustande, wie man die großen Kriegsschiffe, die gerade nicht gebraucht werden, in dem Hafen von Portsmouth liegen sieht. Mehre Male sah ich dieses Trauerschiff schwarz angestrichen.

Ein solches Grabmonument sieht ungefähr so aus.



In den Versen, die darunter stehen, ist dann gewöhnlich eine Anspielung auf diese abgetakelten und an eine

gewaltig dicken Kette vor Anker liegenden steinernen Schiffe. Auf einem z. B. fand ich folgenden Vers:

„Die Schifffahrt der Welt bringt Angst, Gefahr und Noth,
Des Himmels Hafen Ruh' durch einen sel'gen Tod."

Des Himmels Hafen, in dem das Schiff vor Anker gegangen, war vom Steinmetz sehr buchstäblich genommen worden, und er hatte wirklich einen Hafen, eine kleine Wasserbucht, in Stein ausgehauen und rund herum himmlische Häuser aufgestellt. Diese Häuser sahen aber ganz so aus, wie die Häuser der kleinen Hafenstädte Wyk, Husum und Tondern.

Zuweilen war auf diesen Grabmonumenten das Schiff im vollen Laufe dargestellt, mit drei Masten mit aufgespannten Segeln, zuweilen auf ruhiger See, zuweilen auf vom Sturme bewegten Meere einherfahrend.

Unter einem der ersteren Art fand ich die Unterschrift: „Ich gehe hin des Weges, den ich nicht wieder kommen werde."

Unter einem der letzteren Art stand der Spruch:

„Schifft also auf dem Meere der Welt,
Daß nicht des Himmels Hafen fehlt."

Es ist interessant, zu sehen, wie diese Leute, deren Hauptbeschäftigungen auf dem Meere sind, sich immer die andere Welt unter dem Bilde eines Hafens vorstellen. Ich bin überzeugt, sie können sich es nicht anders denken, als daß man dorthin über's Meer schiff-

sen müsse, so wie sich Binnenvölker wohl denken, daß sie über die hohen Bergspitzen hinschwebend dahin gelangen.

Als die Friesen noch Katholiken waren, dachten sie sich Petrus gewiß als den Hafenmeister, so wie sie sich denn auch in ihren höchst merkwürdigen Sagen, von denen ich später sprechen werde, die ganze Welt als ein Riesenschiff vorstellen, das durch die Weltenräume auf dem Aether, von Gottes Odem beflügelt, um die Sonne segelt.

Einmal fand ich auf einem dieser friesischen Grabsteine, — deren Studium ich eben so bedeutungsvoll wie das Studium alter halbverwischter Inschriften betreibe, da ich nicht wie einige Antiquare denke, die solche Kleinigkeiten erst interessant finden, wenn einige Jahrhunderte darüber weggegangen sind und man die Hälfte nicht mehr lesen kann, — einmal, sage ich, fand ich auf der einen Seite eines solchen Grabsteines ein Schiff auf ein paar Strichen, welche das Meer andeuten sollten, schwimmend, auf der anderen Seite eine Hütte auf dem Festlande, und zwischen beiden eine große gigantische Blume mit Stiel und Stengeln gleich einem Eichbaume, und darunter die Verse:

„Der Mensch gehet auf wie eine Blume und fällt ab
Und stets zu Wasser und zu Land
Er nur Genade bei Gott fand."

Ich beobachtete auch noch eine eigenthümliche Sitte auf diesen Kirchhöfen, die mich fast an Indien erin-

werte. Dort in Indien sind die Weiber ihren Männern so ergeben, daß sie sich bei lebendigem Leibe mit ihren gestorbenen Ehemännern verbrennen lassen. Die Friesinnen, die ebenfalls ihren Männern auf Tod und Leben ergeben sind, gehen zwar nicht ganz so weit, aber sie lassen doch, wenn ihre Männer sterben und sie ihnen die Leichensteine setzen, vom Steinmetzen gleich ihren eigenen Namen mit darauf anbringen. Es ist dieß ein Zeichen, daß sie sich selbst nun gleichsam schon als gestorben und dem Tode geweiht ansehen, und daß sie durchaus mit ihren Männern, ohne sich wieder zu verheirathen, an derselben Stelle begraben liegen wollen.

Eine solche Aufschrift für einen bereits gestorbenen Mann und seine noch lebende Gattin lautet so:

„Hier ruhen die Gebeine des ehrsamen Schiffers
N. N.
„geboren den 17. März 1786,
„gestorben den 12. April 1834.
„Auch ruhen hier zum frohen Erwachen die Gebeine
seiner Gattin N. N.
geboren den 1. Mai 1797,
gestorben den ....."

Es wird dann Alles von der Gattin gesagt, was man auf einem Grabsteine von einem Menschen anzuführen pflegt, und nur der noch ungewisse Todestag wird so lange unausgefüllt gelassen, bis er wirklich eintritt.

Zuweilen waren auch wohl auf dem Steine die Worte ausgemeißelt: „Seine Gattin war Helene So und So, deren Grabmal auf der anderen Seite zu finden.“ — Auch sollte es mich nicht wundern, wenn Jemand bei näherer Nachforschung etwa eine Redensart wie diese fände: „Auch ruhen hier die Gebeine seiner anjetzt noch lebenden Gattin.“ Auf einem sehr alten Monumente eines Schiffers, der, nach der Jahreszahl zu schließen, schon längst mit sammt seinen Enkeln und Urenkeln in jenen himmlischen Hafen eingelaufen sein mußte, fand ich seine „anjetzt noch lebende Gattin“ erwähnt.

Wenn der Mann auf fernen Meeren umkommt, so läßt auch wohl die hinterlassene Frau sofort sich selber und ihrem Gatten ein Grabmal errichten. Wenigstens fand ich ein Monument, welches die „anjetzt noch lebende“ Gattin sich selber und ihrem Ehegemahle, „der nach Gottes Rathschluß in Grönland vom Wasser abgefordert worden,“ gesetzt hatte.

Auch findet man mitunter ein Paar alte Eheleute, die, bald die Abberufung durch den Herrn erwartend, so viel von ihrer Beerdigung selbst besorgen, als sie bei Lebzeiten können. Sie lassen sich ihre Särge machen, das Grab aushöhlen, darauf einen Leichenstein setzen, das Schiff darauf ausmeißeln, dazu hübsche Sprüche mit Vergoldung und sonstigen Zierrathen, alsdann ihre Namen und Vornamen, ihre ganzen Titel, Jahr und Tag ihrer Geburt setzen und endlich das Todesdatum unausgefüllt hinzufügen, z. B. so: „gestor-

den ...ten ..... des Jahres des Herren ....“ Und wenn sie Sonntags zur Kirche gehen, so betrachten sie mit einiger Genugthuung ihren zierlichen Leichenstein, der ein Beweis ist, daß sie in diesem Leben Alles so pünctlich und gewissenhaft, als nur irgend möglich, besorgt haben und Anderen nichts weiter übrig lassen, als sie in das Grab hineinzulegen.

Ich forschte selbst ein solches Paar aus, dessen Leichenstein ich gesehen, und fand in ihnen zwei alte ehrwürdige Leute, die noch recht frisch und lebenslustig waren. Ihre Särge hatten sie in einer Bodenkammer stehen und gegen Mäuse und Würmer durch getheerte Segeltücher wohlverwahrt.

Diese Leute konnten in der That sagen, sie hätten ihr Haus bestellt. Ich glaube, die Sache ist ziemlich häufig unter den ernsten Friesen. Ich hörte hier auch von einem Manne, der sich gewöhnt hatte, täglich sein Nachmittagsschläfchen in seinem Sarge zu machen.

Ich sagte oben, daß die Sitte der friesischen Wittwen, sich schon bei ihren Lebzeiten mit auf die Leichensteine ihrer Gatten zu setzen, gewiß aus der Achtung und Heiligkeit, in welcher die Ehe bei diesen Leuten steht, herrühre. Und in der That ist mir von vielen Seiten versichert worden, daß die Wittwen bei ihnen selten zum zweiten Male heirathen.

Die friesischen Männer, so sagte man mir vielfach, haben selbst einen Widerwillen, Wittwen zu heirathen, und wenn Jemand es thut, so wird er viel Unzufriedenheit und Gerede bei seinen Freunden

erregen. „Wer in meiner Jugend eine Wittwe heirathete", sagte mir ein alter Friese, „und mochte sie auch noch so jung und noch so reich sein, der war bei der Nation schlecht angesehen."

Die Jüten, die oft in's Land der Friesen einwandern, haben dieses Vorurtheil nicht, denn es ist in neuerer Zeit nicht selten, daß sie sich mit den von den Friesen verschmähten Wittwen verbinden.

Uebrigens ist es ein Wunder, daß die Priester nicht in allen christlichen Landen das Heirathen von Wittwen verboten haben, und es scheint mir der Mangel dieses Verbots eine große Inconsequenz in ihrem Systeme. Der Glaube an die Auferstehung des Fleisches mußte durch die Erlaubniß, eine Wittwe zu heirathen, wesentlich geschwächt werden.

Sehr häufig fand ich auf den hiesigen Grabsteinen alle Mitglieder einer Familie so abgebildet, daß Vater und Mutter oben an, alle Töchter auf der Seite der Mutter, und alle Söhne auf der Seite des Vaters befindlich waren, alle einander sich fest die Hände reichend und alle eine lange Kette bildend, die ein Bild des festen Zusammenhaltens der Familie bei ihnen zu sein scheint.

Diese Grabmonumente kosten ihnen nicht wenig, da sie die Sandsteine dazu von Hamburg und Holland kommen lassen müssen. Sie zahlen dafür bis 100 Mark. Indessen müssen sich zuweilen auch sogar die Wallfischknochen gefallen lassen, als Grabmonumente über den Leichen der Menschen zu vermodern.

Ich sah auf mehren Gräbern von Kindern Wallfischknochen, auf denen der Name und der Todestag derselben eingegraben war. Da wäre also einem Gebeine ein Gebein als Monument gesetzt.

So wie auf den Kirchhöfen, so findet sich auch bei den Begräbnissen selbst manches Eigenthümliche. In einigen entlegenen Theilen Frieslands, wie z. B. in den Dörfern des föhringer Westerlandes, hat sich noch der Gebrauch des Klagegeschreies bei den Beerdigungen erhalten. Nach der Beschreibung, die mir ein dortiger Prediger davon gab, muß dieß Geschrei in hohem Grade dem berühmten irischen Hullaballo gleichen.

„Es ist ein wahres Zetergeschrei," so drückte sich jener Prediger aus. „Es sind die Töchter, Schwestern, Mütter, Gattinnen und nächsten Verwandten und Nachbarinnen, die dieses Geschrei an dem Begräbnißtage erheben, sowohl wenn sie am Sarge, in dem die Leiche ausgestellt ist, sitzen, als während der Begleitung des Zuges zum Kirchhofe."

„Sie haben sehr lange schleierartige Tücher in der Hand, mit denen sie sich das Gesicht verhüllen, und die weit in die Luft hinausflattern. In diesen Tüchern, die sie nur zum Staat tragen, halten sie das eigentliche Taschentuch verborgen, das für das Abtrocknen der Thränen bestimmt ist. Sie klagen jämmerlich und schreien, daß es laut hinschallt. Dabei werfen sie sich heftig auf und nieder, zuweilen kopfüber fast bis zum Boden. Man nennt diese Weiber die „Sörgewüffe" (Sorgeweiber, d. i. Klageweiber).

Wie ſich doch ſolche Dinge überall wunderbar gleichen. Man leſe die Schilderungen der Alten von den Begräbnißceremonieen einiger griechiſchen Inſulaner, und man wird ſie frappant mit dem, was mir mein Paſtor von dem Benehmen dieſer frieſiſchen Sörgewüffe erzählte, übereinſtimmend finden.

Ein Gerhard Dow.

Wenn Jemand versucht, Anderen mit Worten etwas zu schildern, was er selber gesehen hat, so thut er sich nie genug. Das Auge freilich ist fähig, so Vieles ganz genau bis in's kleinste Detail auf seiner wunderbaren ausgespannten Netzhaut aufzufassen; will aber der Mensch das Erschaute wiedergeben, wie ärmlich und dürftig erscheint dann sein Versuch.

Da möchte ich nun auch hier, um meinen Lesern eine recht klare Vorstellung von meinen friesischen Bekanntschaften und von der Lebensweise dieser Nation zu geben, gern Alles genau und en détail hinzeichnen, ihre Wohnungen, ihre Möbeln, ihre Kleider, ihre ernsten Gesichter. Indeß man gestattet solche Details in der Regel nur dem Farbenmaler, beim Schriftsteller wird man leicht ungeduldig und schilt ihn umständlich und weitläufig.

Ich will daher manchen Zustand, den ich beobachtete, und manchen Versuch, den ich machte, überspringen und nur

beispielsweise einer alten Frau Erwähnung thun und ihr Wesen schildern. Ich wollte, ich könnte mehr thun. Ich wollte, ich könnte sie und ihre ganze Hauswirthschaft in zartem Holz, in Metall, Marmor und anderen festen Stoffen nachbilden und dann ein solches Miniaturbild fein polirt und sorgfältig gefeilt dem Leser übergeben, damit er es mit dem, was ihn umgiebt, vergleiche und den eigenthümlichen Contrast erkenne.

Die alte Frau, die ich meine, hieß X. Sie war 78 Jahre alt und wohnte in einem der kleinen Dörfer der Insel, auf die ich den Leser geführt habe. Sie war Wittwe und hatte sich seit ihres Mannes „tödtlichem Hintritt" nicht wieder verheirathet. Da sie selbst solche Bücher wie die, welche ich schreibe, nicht liest, so wird sie, wenn jeder ihrer Bekannten, der vielleicht ihr Portrait erkennt, die Delicatesse und den Takt hat, ihr zu verschweigen, daß ich sie portraitirt habe, mir darum nie böse werden.

Sie kleidet sich in der alten föhring'schen Nationaltracht und sieht also aus wie eine der alten Beguinen, die man in den berühmten flamländischen Beguinenstiften trifft. Ihr Aeußeres ist immer in jedem Puncte auf's Sauberste gehalten. Sie bewohnt ein kleines bescheidenes Haus, das von außen durch seine rothen Ziegelsteine, seine kleinen Fenster und sein graues Strohdach wenig verspricht.

Doch tritt man durch die enge Pforte ein, so wird man um so mehr von der in Stube und Kammer herrschenden Sauberkeit überrascht. Sie be-

sitzt darin ein Wohnzimmer, ein Schlafstübchen, eine 4 Fuß breite Küche und eine Polterkammer.

Alles, was darin zu besorgen ist, besorgt die Alte allein; denn sie ist nicht reich genug, sich eine Magd zu halten, und steht in dieser Welt ganz allein, da alle ihre Verwandten und Verwandtinnen entweder durch die Wellen oder auf sonstige Weise bereits abgefordert sind. Sie hat nur noch einen Vetter, der im benachbarten Dorfe wohnt und der einzige Mensch ist, der sie mitunter besucht, und dem auch sie an gewissen Tagen eine Staatsvisite abstattet.

Das blitzende Messinggeräth, der blankgefirnißte Ofen, die gescheuerten Dielen, die geputzten Tische, alle diese Dinge finden sich in ihrem Zimmer, wie in allen diesen Zimmern der Friesen, wieder. Sie steht, wie sie mir sagte, des Morgens frühzeitig auf, dreht sich dann zwischen jenen Gegenständen geschäftig putzend, waschend, scheuernd, kramend und sorgend den ganzen Tag herum und hält sich auf diese Weise tapfer gegen alle Anfechtungen des Staubes, Rauches, Moders, der Krankheit, des Hungers und der Langeweile.

Gegen den Hunger insbesondere kämpft sie mit dem Spinnrade, an dem sie den ganzen Winter über sitzt, um so viel Geld, als sie für den Ankauf ihres Thee's und Kaffee's nöthig hat, davon abzuspinnen. Thee und Kaffee sind die einzigen warmen Gerichte, die sie regelmäßig genießt, sonst ißt sie nur zweimal in der Woche etwas Warmes. Sie spart sich so viel als möglich

am Essen ab, um ihre Sachen in desto besserem Stande zu erhalten.

Dabei bewegt sie sich wie ein rüstiges Mädchen. „Ich habe große Gnade", sagte sie mir, „ich kann immer gut gehen, sehen und hören und bin nie krank." Der Ausdruck: „ich habe große Gnade", ist wieder eine solche friesische hochdeutsche Redensart, deren sich die Leute hier oft bedienen, indem sie jene Gnade, „die sie haben", statt des gnädigen Glücks setzen, das sie von Gott empfangen.

In dem Wohn- und Staatszimmer der Alten hing ein Bildniß von ihrem Vater, der, wenn ich nicht irre, Schulmeister gewesen war, und daneben pickte eine alte Wanduhr, die unter ihrer sorgsamen Aufsicht wohl nie einen Uhrmacher gebrauchen wird. Die messingenen Gewichte der Uhr, an denen sich doch so leicht die Fliegen vergreifen, waren so nett gehalten, als wenn sie eben aus der Werkstatt des Künstlers gekommen wären.

Auch die Pflänzchen, die vor ihren Fenstern standen, hatten so blanke Blätter, als wären sie gefirnißt, wie die Holländer dieß, wenn auch nicht mit den Blättern, doch wohl mit dem Stamme ihrer Bäume thun. „Ich wische sie des Morgens zu Zeiten mit einem feuchten Schwamme ab", sagte sie, „damit der Staub nicht die Poren verstopfe und die Pflänzchen munter bleiben."

In ihrem Staatszimmer entdeckte ich noch ein mit reingewaschenen bunten Vorhängen versehenes Bett. Es war ihr Gastbett. Der einzige Gast aber, der es zu

Zeiten benutzt, und für den sie es immer in properem Stande erhält, ist ihr Vetter, von dem ich schon sprach.

Für ihn lag auch auf einem Schränkchen ein halbes Pfund Taback zusammengewickelt, und daneben standen in einem messingenen Pfeifenhalter ein paar weiße holländische Thonpfeifen. Pfeifen und Taback findet man überhaupt fast in allen Wirthschaften, selbst der friesischen Wittwen und Jungfrauen; denn es gehört hier durchweg die Friedenspfeife, wie in Holland und wie bei den Wilden in Nordamerika, zu den ersten Dingen, die man einem Gaste anbietet.

Man ist hier in Allem, was zur Pfeife gehört, sehr cultivirt und besitzt z. B. auch in dem ärmlichsten Bauernhause einen properen Wachsstock, den man dem Gaste sogleich zum Anzünden der Pfeife präsentirt, während man im übrigen Deutschland wohl schwerlich etwas Anderes als ein Stück Kohle oder ein Talglicht zu diesem Zweck erhalten würde.

In dem Zimmer meiner Alten waren Wandschränke voll von allerlei kleinen Utensilien, die sie im Laufe ihres Lebens gekauft, geerbt oder geschenkt erhalten hatte. Alle jene Dinge nun, die Alte selber mit dem Spinnrade mitten darin, gaben ein Bild, wie es Gerhard Dow in seinem Vaterlande nicht besser finden könnte.

Die Utensilien auf diesen Inseln pflegen in der Regel aus allen Ländern der Welt herbeizuströmen, wie dieß sich sehr natürlich aus dem Umstande erklärt, daß die ganze Bevölkerung ein Schiffer-

voll ist. Unter dem Küchengeräth meiner Alten war z. B. auch eine sehr große und einigermaßen stattliche Suppenterrine, die aus Rußland stammte.

Ein längst verstorbener Verwandter von ihr, der einmal beim Kaiser von Rußland zur Tafel eingeladen gewesen wäre, erzählte sie, hätte sie und außerdem noch viele Teller, Messer, Gabeln und Löffel mitgebracht und ihr geschenkt. Denn es wäre damals beim russischen Kaiser Sitte gewesen, daß jeder Gast nicht nur alle Speisen, die ihm vorgelegt worden, hätte aufessen dürfen, sondern es wäre ihm auch erlaubt gewesen, das ganze Tischgeräth zum Andenken mitzunehmen. Solcher russischen Geschirre wären mehre auf den Inseln.

In ihrer Polterkammer hatte sie schöne alte Koffer aus Zuckerkistenholz stehen, die mit dickem Leder sorgfältig überzogen waren. Der eine war 200 Jahre alt und mit Holzschnitzwerk geziert. Er zeigte einen in Holz ausgearbeiteten Wallfisch in einer Schlinge. Also ist sogar der Wallfisch von den hiesigen Künstlern gleich den Delphinen in den Arabesken angebracht.

Obgleich der eine Koffer, wie sie sagte, über 100 Mark gekostet hatte und jetzt wohl noch die Hälfte dieser Summe werth war, so wollte sie sich doch von keinem dieser alten Prachtstücke trennen, weil sie in ihnen das Andenken ihrer verstorbenen Verwandten und Vorfahren ehrte. Dieß Gefühl der Verehrung für die Verstorbenen ist immer zu achten, selbst wenn es sich nur in Bezug auf einen alten Koffer äußert.

Das einzige Ding, welches sie, so viel ich bemerken konnte, preisgegeben hatte, war ein alter Fächer, der ihr wahrscheinlich in schöneren Tagen mehr nothwendig geschienen hatte als jetzt. Sie hatte alle elfenbeinernen Rippen oder Stäbchen dieses Fächers auseinandergebrochen und daraus kleine Hecken zur Unterstützung der Blumen vor ihren Fenstern gebildet.

Die Spitzen dieser Hecken waren mit Perlenschnüren verbunden, und es war in der That eine ganz hübsche Idee, daß auf diese Weise eine verblühte Schöne ihre Perlen und Fächer den Blumen widmete.

Sie besaß auch noch ein altes musikalisches Instrument, eine Art antik geformter Cither, die sie vor sich auf den Tisch stellte, um mir ein altes Stück darauf vorzuspielen. Sie nannte diese Cither eine „Hommel" und sagte, es gäbe nur noch wenige „Hommeln" auf der Insel, die aber wohl alle, ebenso wie die ihrige, aus Holland hierher gekommen wären.

Diese Hommel hatte bloß messingene Saiten, von denen einige parallel neben einander gespannt waren, die anderen aber in divergirenden Strahlen sich auf dem Instrumente verbreiteten.

Die ersten griff sie mit dem Finger und riß sie mit einer Federspule. Am Schlusse jedes Satzes aber fuhr sie mit der Federspule über die divergirenden Saiten hin, die gleichsam nur mittönten oder nachhallten und eine Art Echo des Spiels zu bilden schienen.

Ehemals, sagte mir meine alte Freundin, wären solche

Hommeln häufiger gewesen, und man hätte wohl nach ihrer Musik getanzt, während man jetzt immer Trompeten und Violinen dazu haben wolle. Die meisten Leute aber hätten die Hommel im Hause gehabt, um darauf den „Sonntagnachmittagspsalm", der sonst in jeder Familie gesungen worden sei, zu accompagniren.

Dieser Sonntagnachmittagspsalm, den man in Ermangelung einer Hommel auch wohl mit einer einzelnen Violine begleitete, ist jetzt wie die Hommel in den meisten Häusern verstummt. Doch soll man noch hie und da aus dem einen oder anderen Hause zu der besagten Zeit die Stimme eines alten Mannes oder einer alten Frau vernehmen, die nach alter frommer Weise den Nachmittagspsalm absingt.

Wenn ich oben von meiner Alten sagte, sie würde wohl nie ein solches Buch wie dieses zu lesen bekommen, so schloß ich dieß aus ihrer Bibliothek, in der bloß die Bibel, ein altes deutsches Gesangbuch, Arndt's Christenthum und einige andere solche fromme Werke zu finden sind.

Trotz ihrer Sparsamkeit für sich, ist sie doch gegen ihren Vetter sehr freigebig. „Wenn sie einmal etwas gut bei Casse ist, so merke ich's gleich," sagte mir der Kaufmann, der in ihrer Nachbarschaft wohnte und mein Freund geworden war, „denn dann kommt sie und kauft allerlei kleine Sachen ein zu Geschenken für ihren Vetter." Als Blumenliebhaberin ermahnt sie immer alle Nachbarn, ihre Blumen in gutem Stande zu halten. Auch geht sie selbst zu ihnen und sieht nach, ob ihren Lieblingen nicht etwas fehle. Nament-

lich kommt sie auch oft zu mir und inspicirt meine Blumen, nimmt die trockenen Blätter ab, schneidet die dürren Aeste aus und fühlt im Erdreich nach, ob ich den Pflanzen hinreichend Wasser gegeben habe. Aber hierbei kommt sie oft in Collision mit einem anderen meiner Freunde, einem alten Manne, der in diesem Dorfe ehemals Schulmeister war. Dieser Mann hat ebenfalls eine stille Leidenschaft für die Blumen. Wenn er zu mir kommt und sich einen Augenblick zum Gespräche bei mir niederläßt, so blickt er dann wohl auf meine Stubengewächse, und bemerkt er, daß sie zu viel ausgeschnitten und gereinigt sind, so spricht er: „Gewiß ist die X. wieder hier gewesen. Die hat eine wahre Wuth, die Blumen zu beschneiden. Warum leiden Sie dieß? Sie wird Ihnen noch Alles verderben.“ Kommt dann die X. wieder, und erzähle ich ihr, was der alte Y. gesagt hat, so schüttelt sie den Kopf und behauptet, der alte Y., obwohl er sonst ein gelehrter Mann sein möchte, verstände gar nichts von der Blumenzucht. Die beiden Alten sind über diesen Punct völlig uneins und gehen einander aus dem Wege.“

Die Jüten und der Ackerbau.

Wie ich sagte, die Föhringer sind Friesen oder, wie sie sich selbst nennen, Freesche (das „sch" wie das französische „j" ausgesprochen). Ueber die Hälfte von ihnen weiß aber gar nicht, daß sie Friesen sind. Wenn man sie fragt, was sie sind, so sagen sie, sie seien Föhringer, und Alles, was sie Eigenes haben und besitzen, nennen sie nicht friesisch, sondern „föhringisch." Ihre Sprache ist „föhringisch", ihre Kleidung „föhringisch."

Die Fastewallinger aber und die Leute von den Halligen nennen sie „Friesen", und so ist denn hier das Wunderbare, daß ein kleiner Volksstamm seine leiblichen Brüder mit einem Namen bezeichnet, der eigentlich ihn selber mit umfaßt.

Die Helgoländer, die doch gleichfalls Friesen sind, thun dasselbe, und eben so auch die anderen Inselbewohner, die Sylter, die Amrumer u. s. w., die sich alle als besondere kleine Nationen von dem größeren Stamme ausscheiden zu wollen scheinen.

Daß sie als Friesen auch Deutsche sind, wissen sie

durch die Bank natürlich noch weniger, und sie sprechen von den Deutschen immer als von einer ganz anderen Nation. So nennen sie denn auch diejenige Kleidung, die ihnen vom Festlande herüberkommt, und die bei ihnen unter den Gebildeten immer mehr gäng und gebe wird, „deutsche Tracht". Es versteht sich dabei von selbst, daß diejenigen, welche an der Spitze stehen, wohl wissen, daß sie Friesen sind, und auch an dem deutschen Nationalgefühl mit Theil nehmen.

Es geht den Föhringern in jener Beziehung nicht anders als überhaupt der ungebildeten Masse der meisten Nationen. Ich glaube, die Mehrzahl der Deutschen, der Franzosen, der Russen, weiß auch nicht, daß sie Deutsche, Franzosen und Russen sind, weil ihnen selten oder gar nicht Gelegenheit geboten wird, sich dessen bewußt zu werden.

Je je mehr Menschen und je tiefer hinab dieß Nationalbewußtsein gedrungen ist, desto energischer ist die Nation und ihr Gemeinsinn. Es geht den Leuten in Beziehung auf ihre Nationalität ganz eben so, wie in Beziehung auf die Berge, auf denen, oder die Gewässer, an denen sie wohnen. Tausende von Alpenbewohnern wissen nicht, daß sie auf den europäischen Alpen wohnen, Tausende von Nordsee-Anwohnern wissen nicht, daß sie an der Nordsee wohnen. Sie nennen ihre Berge eben „das Gebirg" oder „den Berg", und die Nordsee heißen sie „das Meer" oder „das Wasser." Viele Millionen Europäer wissen auch nicht, daß sie Europäer sind.

Uebrigens sind auch nicht alle Bewohner von Föhr ächte Friesen. Von jeher haben sich unter allen diesen Friesen einzelne niedersächsische Familien aus Holstein und Schleswig niedergelassen, die dann allmälig mit ihnen verschmolzen. Auch sind einzelne Holländer hierher gekommen, was sich ganz natürlich aus dem langen Verkehre der Insulaner mit den Holländern erklärt.

Ja, indem ich ihre Dörfer durchwanderte, fand ich hie und da Bröckchen von allen möglichen Nationen der Welt, wie denn an solchen Schifffahrt treibenden Inseln durch Schiffbruch und auf mancherlei andere Weise Vieles angespült zu werden pflegt, und wie man denn hier, wie ich schon sagte, auch Möbeln aus Holland sowohl, als aus England und Rußland findet, und billige gute Weine von Tenedos, Samos, Sicilien, Madeira und anderen südlichen und westlichen Inseln.

Einmal fand ich einen Italiener in einem dieser Dörfer und ein andermal einen Dalmatier. Dieser interessirte mich als eine Reminiscenz an die slawische Welt besonders. Es war mir anfangs nicht leicht, ihn als solchen zu erkennen, da er sowohl friesisch, als auch niedersächsisch und hochdeutsch sprach.

Er sagte mir, er sei jetzt schon eine lange Reihe von Jahren hier und mit einer Friesin verheirathet, geboren sei er aber 10 Meilen von Venedig, in Dalmatien, weßhalb auch die Friesen ihn nur als einen „Geneetschianer" (Venetianer) bezeichneten. Sein Name in Dalmatien sei „Philipp Bojavitsch" gewesen, dieß

heiße aber auf Frieſiſch ſo viel als „Boyſen", weßhalb er ſich hier „Philipp Boyſen" nenne.

Er ſprach außer dem Italieniſchen und Dalmatiniſchen noch ganz geläufig ruſſiſch, engliſch und franzöſiſch, und man konnte ſich mit ihm über jeden Hafen Europas unterhalten. Jetzt war er ſeit 20 Jahren hier anſäſſig, flickte in Vergeſſenheit ſeines Vaterlandes und aller ſeiner Irrfahrten, die ihn bei Gelegenheit eines Schiffbruchs hierher gebracht, den Frieſen die Segel und Netze und half ihnen als Handlanger noch ſonſt bei ihren Verrichtungen.

Der Mann kam mir wirklich großartig vor, da er, nachdem er mehr als Napoleon von der Welt geſehen, auf dieſem St. Helena in ſolcher freiwilliger Zurückgezogenheit und philoſophiſchen Ruhe zu leben im Stande war.

Diejenigen Fremden indeß, welche am meiſten in das Land der Frieſen einwandern, und deren Einwanderung allein etwas zu bedeuten hat, ſind die Jütländer, und es lohnt ſich der Mühe, dieſe Erſcheinung etwas näher zu beſprechen.

Ein Arzt in Wiborg in Jütland hat ein kleines, höchſt lehrreiches Werk über die Bewegung der däniſchen Bevölkerung herausgegeben, das allerlei intereſſante Winke enthält und unter Anderem auch den Umſtand näher erörtert, daß an der ganzen Oſtküſte der cimbriſchen Halbinſel eine vorſchreitende Bewegung des deutſchen Elements emporſteigt, während auf der Weſtküſte umgekehrt eine Bewegung des däniſchen Elements von Norden nach Süden hinabgeht.

An der Ostküste sind bis in die Mitte der cimbrischen Halbinsel hinauf alle Städte mehr oder weniger deutsch, und außerdem ziehen noch beständig wohlhabende Deutsche weit über diese Mitte hinaus bis an den Limfiord, um sich in Jütland, wo die Güter wohlfeiler sind, anzukaufen.

An der Westküste der besagten Halbinsel dagegen wandern beständig viele arme jütische Bauern, Tagelöhner und Knechte abwärts, um bei den wohlhabenden Schleswigern Arbeit und Lohn zu suchen.

Weil nun die erste Bewegung meistens von Gebildeten und Wohlhabenden ausgeführt wird, so nannte der besagte Schriftsteller, der als Arzt bei der Bewegung eines Volkes innerhalb eines Landes natürlich an die Circulation des Blutes dachte, dieselbe eine „arterielle" und die nach Süden gerichtete Wanderung der armen Jüten eine „venale" Bewegung.

Jütland steht zu Schleswig-Holstein in gewisser Beziehung in einem ähnlichen Verhältnisse wie Irland zu England, wie Böhmen zum Erzherzogthume Oesterreich, wie manche Weser- und Emsstriche zu Holland. Aus allen jenen ärmeren Ländern findet zu diesen reicheren eine beständige Wanderung der Arbeitsuchenden statt, die gern von dem höheren Tagelohne in den reicheren Ländern Vortheil ziehen möchten.

Ganz England ist überfüllt mit irischen Proletariern, die ihre Hände und Arme für Geld anbieten. Wien und Oesterreich werden beständig von Böhmen besucht, die dann mit einem kleinen Sparpfennig wieder nach Hause reisen.

Von der Weser und Ems ziehen alle Sommer die „Hollandgänger" in die holländischen Marschen, um den reichen Holländern zu dienen. Und dasselbe thun die nach Friesland, überhaupt in das westliche Schleswig einwandernden Jüten.

In Jütland finden sich noch weitläufige Striche unbebauten Landes, und das Tagelohn ist dort gering, dagegen die Constitution und physische Kraft der Leute, eben so wie in Irland, sehr groß. Die Jüten kommen daher aus ihrem Lande nach Süden und verbreiten sich theils in den friesischen Marschen, theils auf den Inseln.

In den Marschen des Festlandes verbleiben sie in der Regel nur kurze Zeit, so lange die Ernte oder die Deicharbeit dauert, und kehren dann, ohne festen Fuß zu fassen, mit ihrem Lohn wieder nach ihrem Norden zurück.

Auf den friesischen Inseln aber ist ihr Einfluß wichtiger, weil sie hier nicht so vorüberziehend sind, sondern sich häufig ansiedeln. Dieß erklärt sich aus dem oben angeführten Umstande, daß die Insulaner als Schiffer von jeher den Ackerbau vernachlässigt haben. Die Leute nahmen gern einen jütischen Knecht um ein Billiges in ihre Dienste, überließen ihm die Wirthschaft, und sie selbst betrieben dann die durch Aussicht auf größeren Gewinn lockende Wallfischjagd.

Der so eingebürgerte und in die Familie aufgenommene jütische Knecht nistete sich auf diese Weise ein, wurde endlich im Hause unentbehrlich und heirathete, wenn der Hausherr „von den Wellen abgefordert wurde", auch wohl dessen hinterbliebene Wittwe.

Die eingewanderten Jütländer werden hier unter den Friesen gewöhnlich als die Erbschafter der Wittwen bezeichnet, welche letztere die Friesen selber, wie gesagt, nicht heirathen mögen.

Die Jütländer haben etwas von dem Charakter der Schotten. Sie sind sparsam, knauserig, gewinnlustig, und arbeiten sich mit Mühseligkeit und stetiger ängstiger Ausdauer auf ihrer Lebensbahn durch. Sie kommen daher auch zu etwas, und so findet man auf Föhr, Sylt u. s. w. in allen Dörfern mehre Jüten, die sich zu Herren von kleinen Bauernhöfen aufgeschwungen haben. Auch nach vielen dänischen Orten, namentlich nach Kopenhagen, kommen beständig viele Jüten, die dort Wurzel fassen und sich ein Eigenthum und eine Stellung verschaffen.

Indeß ist man ihnen hier auf Föhr nicht hold, wie man denn immer den sich eindrängenden Fremdlingen nicht gewogen ist. Sie bringen fremde und, weil die Auswanderer wohl nicht immer gerade die Besten des Volkes sind, wenigstens nach dem Urtheil der Insulanen, auch schlechte Sitten mit.

Die Jüten werden von den Friesen, die gewohnt sind, sie als ihre Knechte anzusehen, meistens als verächtliche arme Schlucker, als Säufer und zanklustige Leute betrachtet. „Sie kommen", so sprechen die Friesen, „schmutzig und hungrig hier an und putzen und füttern sich erst allmälig mit friesischem Gelde und Brode heraus." Fast Alles, was schlecht und gemein ist, wird „jütisch" genannt. In Holland urtheilt man über uns eingewanderte Niederdeutsche beinahe ebenso.

„Jütischer Branntwein" ist Fusel, „jütischer Tabak" die schlechteste Tabacksorte. Es versteht sich von selbst, daß dieß nur bezeichnend ist für das Verhältniß des Friesen zu demjenigen Jüten, der zu ihm kommt, und nicht für die Jüten überhaupt. Ich habe vielmehr viele unparteiische Männer vom dem Charakter der Jüten mit hoher Achtung sprechen und sie vielfach loben hören.

Die Föhringer sind dem Gesagten nach der Einwanderung der Jüten nicht hold, und da nun das Ausziehen der Föhringer auf den Fischfang in der letzten Zeit abgenommen hat, und die Insulaner selbst sich mehr auf den Ackerbau zu legen und zu verstehen anfangen, so ist es wahrscheinlich, daß auch diese jütische Einwanderung im Abnehmen begriffen ist.

Die Hauptverbesserung des Ackerbaues besteht wohl darin, daß man in der neueren Zeit auch angefangen hat, zu „kleien", d. h. den fetten unteren Boden der Marsch umzugraben und auf die Oberfläche zu vertheilen, worauf man nun Raps und manche andere Ackerbaupflanzen cultivirt, die auf diesen Inseln bisher noch ganz unbekannt waren.

Wie weit es aber doch noch damit hier zurück sein mag, dieß schloß ich aus dem Aerger eines mecklenburger Oekonomen, mit dem ich einst einen Theil der Insel durchreiste und der seinen Kummer über diese nachlässigen und unwissenden Insulaner kaum bergen konnte.

Der Leser aber mag daraus, daß die Leute den Mist verbrennen, daß sie in den Heideflächen der Insel mit der

obersten Erde sammt der Heide, welche das beßte Theil vom Boden ist, dasselbe thun, daß sie erst kürzlich ihre großen Gemeindebesitzungen unter sich vertheilt haben, daß die Aecker nicht eingefriedigt sind, daß man, wie Herr von Warnstedt anführt, noch vor 20 Jahren einen Menschen, der mergeln wollte, auf der Insel für verrückt hielt, daß die Schafe während der einen Hälfte des Jahres auf der ganzen Insel völlig wild von einem Ende zum anderen herumstreifen, aus diesem Allen, sage ich, mag der Leser abnehmen, welcher Verbesserungen der Ackerbau hier noch fähig ist.

Meinem Mecklenburger war dieser letzte Umstand besonders anstößig, weil er den halbwilden Zustand dieser Inseln charakterisirte. Mir dagegen war er besonders interessant, und ich bedauerte es fast, zu hören, daß dieses wilde Streifen der Schafe jetzt in demselben Verhältniß abkomme, in welchem die Rapssaat in der Marsch vorschreitet. — Indeß die Schafe haben mich auf Föhr viel zu viel beschäftigt, als daß ich nicht noch ein Wörtchen von ihnen sagen sollte.

Vor allen Dingen war es mir interessant, von einem Herrn, der alle Schafracen Europas und namentlich die englischen und deutschen genau kannte, zu hören, daß diese friesischen Inselschafe entschieden den Charakter der englischen Southdowns trügen, und daß entweder die englischen Southdowns hierher, oder diese friesischen Schafe nach Südengland, wo bekanntlich jene Schafrace eine weitverbreitete ist, hinüber gekommen sein müßten.

Mein Freund glaubte mir die Wahrheit dieser Be-

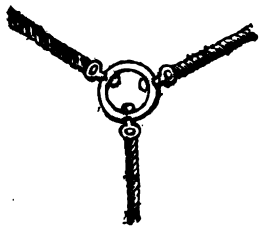
hauptung bestimmt nachweisen zu können in dem Bau der Brust, in der Höhe der Beine und in der Länge der Wolle dieser Schafe. Vielleicht nahmen die Friesen und Sachsen bei ihren verschiedenen Uebergängen nach Britannien auch Schafe mit hinüber und breiteten die Racen derselben dort aus.

Mit der Weide, welche die friesischen Insulaner diesen ihren Schafen geben, verfahren sie auf zwei sehr entgegengesetzte Arten. Die eine Hälfte des Jahres hindurch machen sie sich eine entsetzliche Noth und Sorge mit ihnen, die andere Hälfte dagegen nicht die allergeringste.

Im Sommer nämlich, so lange das Korn auf dem Felde und das Gras, das zum Heu bestimmt ist, in der Marsch steht, weiden sie ihre Schafe nicht in solchen von Hunden bewachten Heerden, wie dieß anderswo geschieht, sondern sie binden sie auf den Deichen, an den Wegen, auf den Rainen und sonstigen kleinen Grasplätzchen alle paarweise an.

Die Art, wie sie die beiden Schafe anbinden, ist eine ganz künstliche Erfindung. An dem einen Ende ist der dazu bestimmte Strick an einem spitzigen Pflock im Boden befestigt, an dem anderen dagegen geht er in zwei Theile aus einander, für jedes der beiden Schafe eine Schlinge bildend. Damit nun aber die beiden Schafe bei ihren Kreuz- und Quersprüngen sich nicht in den Strick verwickeln, so haben die Leute folgende Veranstaltung getroffen. Sie befestigen die drei Stricke an eisernen Ringen mit Stiften, und diese Ringe und Stifte drehen sich ganz locker in drei

Löchern, die durch einen in der Mitte befindlichen eisernen Reifen gehen, etwa wie in nebenstehender Zeichnung.



So können denn die Schafe hüpfen und sich drehen, wie sie wollen, denn die drei Stricke in den drei Ringen drehen sich immer mit und verwickeln sich nicht so leicht. In ähnlichen sich drehenden Ringen sitzen die Stricke an dem Halse der Schafe fest.

Die Armen, die solche Eisenringe nicht erschwingen können, haben dieselbe Vorrichtung, nur etwas anders arrangirt, von Holz. Sie nennen eine solche Schafleine einen „Tüder," wovon sie auch das Verbum, die Schafe „tüdern" gebildet haben.

Den ganzen Sommer über haben sie nun mit dem „Tüdern" ihrer Schafe zu thun, bald müssen sie dieselben hierhin, bald dahin tüdern, je nachdem es das Futter verlangt. Die Schafe sind aber so ungeschickt, daß sie sich trotz der künstlichen Beihilfe des Menschen, doch zuweilen in den Stricken verwickeln. — Die Stricke werden auch wohl alt, und wenn die Schafe, schreckhaft und täppisch, wie sie sind, durch irgend etwas in Angst gesetzt werden, so rennen sie wüthend mit dem Strick in gerader Linie davon, und je nachdem der Strick aushält oder nicht, purzeln sie, von ihm angezogen, ins Gras oder rennen mit dem morschen zerrissenen Ende davon.

Dieß giebt nun eine Menge kleiner Geschäfte für die Tüderer, und man sieht die friesischen kleinen Schafbesitzer

alle Augenblick aufs Feld hinauslaufen, um bei ihren getüderten Schafen irgend etwas zu reguliren.

Die Armen unter ihnen haben meistens bloß ein paar Schafe, und sie trinken die Milch derselben gewöhnlich zum Kaffee. Gegen Abend sind daher alle Wege und Stege der Inseln voll von Männern und Mädchen, die zu ihren getüderten Schaf-Pärlein gehen, um sich von ihnen Milch für den Kaffee auszubitten.

Man sieht dann in der Dämmerung die Leutchen überall von den Feldern mit einem Töpfchen oder Näpfchen, das ihnen an der Hand hängt, nach Hause schleichen und erblickt in diesem Gefäße ein wenig Weißes tief auf dem Grunde schwimmen, welches die Schafmilch für zwei Tassen Kaffee ist. Ich konnte diese Diminutivportionen nicht ohne einiges Lächeln in den Händen dieser Grönlandsfahrer sehen, die sonst nur aus einem so unerschöpflichen Milch- und Fettborn, wie die Wallfische es sind, zu schöpfen gewohnt sind.

Im Herbste dagegen machen sich die Leute nicht die geringste Sorge um ihre Schafe, sondern geben ihnen unbedingte Freiheit und lassen sie, indem sie sie vom Tüder lösen, für sich selbst sorgen. Die Thiere schweifen dann über Marsch und Geest dahin und führen ein völlig wildes Leben.

Die Insulaner lassen sie sogar den Winter über draußen, oder, wie man hier sagt, sie lassen sie „streifen," was Manchen in einer so nördlichen Gegend wohl verwundern mag. Allein ich hörte, es falle wenig Schnee auf diesen Inseln, und wenn auch der Winter hart

sei, so gäbeles doch immer noch in den Gräben und an anderen geschützten Stellen einiges Futter, das die Schafe suchten. Auch lernten sie, wie die Rehe und andere wilde Thiere, das Futter unter dem Schnee hervorkratzen. Ist der Schnee mit Glatteis überzogen, so bringt man ihnen das nöthige Futter hinaus.

Im Frühling fängt man dann die Schafe wieder ein, und Jeder erkennt das seine an den Zeichen, die er ihm an den Ohren gemacht hat. Auch weiß Jeder immer ungefähr, in welcher Gegend der Insel seine Schafe sich aufhalten mögen, so wie ein Jäger den Stand seines Wildes kennt, so daß er zu Zeiten nach ihnen sich umsehen kann.

Denn die Schafe, obgleich ihnen die ganze Insel frei gegeben wird, attroupiren sich, sammeln sich in einzelnen Partieen, die sich zusammenhalten und nach einer Art Naturinstinct, wie es scheint, die Insel unter einander vertheilen. Uebrigens findet man doch im Frühlinge manches Schaf, das im Wasser, im Sturme, im Schnee, in den Gräben oder sonst wo umkam, nicht wieder.

Auf anderen Inseln — z. B. auf Sylt — streifen die Schafe nicht über die ganze Insel hin, sondern zerstreuen sich nur auf gewisse den Dorfschaften gehörende Districte. Da unterhält denn die eine Dorfschaft gegen die andere Wächter, damit die Schafe sich nicht in fremde Gebiete verlaufen. Der Bauernvogt macht den Tag bekannt, an welchem Alles von den Aeckern heimgeholt ist und die Schafe losgelassen werden können.

Ich weiß, daß ich mit diesen Schilderungen friesischer Sitten nicht friesische Sitten allein schildere, denn auf allen den Inseln an der Nordseeküste bis nach Texel hin bieten sich ähnliche Sitten, Scenen und Verhältnisse dar. Auch gedachte ich bei dem Studium der Schafzucht der friesischen Insulaner häufig der Beschaffenheit und der Bewohnerschaft der Hebriden, der Orkneys, der Shetlands, der Färoer und Islands, von denen man etwas ganz Aehnliches meldet und deren Viehzucht fast ganz in demselben Zustande zu sein scheint, wie die hiesige.

Ueberhaupt muß man bei der Betrachtung dieser Westseeinseln immer fleißig die Beschaffenheit jener noch nördlicheren Inseln in Vergleichung ziehen. Es finden sich zwischen beiden viele ähnliche Züge. Dort wie hier Schafe als Hauptviehstand, — dort wie hier eine wilde Viehwirthschaft, — dort wie hier kleine Pferde, — dort wie hier Wollenstrickerei eine Hauptindustrie, — dort wie hier Robbenschlag, Fischfang und Schifffahrt.

Gehörten doch früher alle jene genannten Inseln zu demselben Reiche, zu welchem die Westseeinseln noch jetzt gehören. Erst seit kaum 400 Jahren sind einige von ihnen, die Shetlands und Orkneys, an Schottland gekommen. Als nämlich Jacob III. Margarethen, die Tochter Christian's I., heirathete, konnte dieser von der stipulirten Mitgift von 60,000 Gulden nur 2000 baar zahlen und mußte für das Uebrige die besagten Inseln verpfänden, die nie wieder eingelöst wurden.

Der geschilderte interessante Zustand der friesischen

Schafwirthschaft ist jetzt, wie gesagt, im Uebergang zu einem anderen Zustande begriffen. Die reichen Leute, welche viel Winterraps in der Marsch zu säen anfangen, liegen nun mit den kleinen Schafeigenthümern in Proceß und wollen jenen Unfug, die Schafe wild herumschweifen zu lassen, abgestellt wissen.

Außer den Schafen haben die Föhringer eine andere Gattung gezähmter Thiere, die sie in der einen Hälfte des Jahres verwildern lassen. Dieß sind die Enten. Nur ist bei diesen der Sommer die Zeit der Freiheit und der Winter die Zeit der Gefangenschaft, während bei den Schafen gerade das Gegentheil stattfindet.

Um nämlich das Futter bei den Enten zu sparen, lassen sie dieselben allesammt im Frühlinge in die Marsch hinaus, die mit ihren vielen sumpfigen Stellen, Wassertümpeln und Wassergräben ein wahres Paradies für die Enten ist. Wie die Schafe, theilen sich die Enten dann in Trupps, besetzen, ihrem Naturtriebe folgend, gewisse Gebiete und erleichtern es dadurch den Menschen, sie wiederzufinden.

Die Entenzucht steht in einer friesischen Wirthschaft gewöhnlich unter der Inspection des jungen Sohnes vom Hause. Er kennt die Enten seines Vaters selbst von Weitem und im Fluge an der Schattirung ihrer Federn. Da er häufig Spaziergänge in die Marsch macht, so weiß er in der Regel zu melden, welche Ente genistet und wie viel Junge sie ausgebrütet hat. Auch ist es sein Geschäft, die Enten im Herbste wieder einzufangen und zusammenzubringen.

Außerdem aber hat auch noch jeder Entenbeſitzer ſein eigenes Zeichen, mit welchem er die Enten an der Schwimmhaut der Füße ſtempelt. Der Eine macht zwei Einſchnitte, der Andere drei, der Eine macht ſie zwiſchen den beiden erſten Zehen am rechten Fuße, der Andere am linken Fuße, ein Dritter macht einen Kreuzſchnitt an beiden Füßen, und ſo denkt ſich Jeder Etwas aus, worauf ein Anderer noch nicht verfallen iſt, und die noch ungezeichneten Jungen vom laufenden Jahre halten ſich zu ihren Alten.

Die Leute bekommen oft zwei oder drei Mal ſo viel Enten aus der Marſch zurück, als ſie hinauslaſſen, aber viele gehen natürlich auch zu Grunde, werden von Entendieben geſchoſſen, weggefangen u. ſ. f. Manche von dieſen zahmen Enten ſollen auch völlig verwildern und nicht zum Stall zurückkehren. Dieſe nennt man „Entvögel.“

Es iſt beſonders intereſſant, wenn man an einem kleinen Fleck ſich heftend und dieſen genau ſtudirend, von da aus die Blicke weit umherſchweifen laſſen kann. Und ſo mag denn der Leſer hier wieder wie bei den Schafen an viele weitverbreitete Landſtriche denken. Denn in allen den feuchten und gräbenreichen Marſchen an der ganzen Nordſee, an der Elbe, in Holland, in Oldenburg, im Braunſchweigiſchen, ſelbſt an den Mittelläufen und in den Niederungen an der Havel und Spree giebt es eine ganz ähnliche Entenzucht. Auch dort leben die Enten abwechſelnd in halbwildem, abwechſelnd in zahmem Zuſtande.

Der Entenfang.

Interessanter noch als die Zucht jener Hausenten ist der Fang der wilden Enten, die im Herbste auf ihren Zügen von Norden nach Süden über diese Inseln hinziehen.

Diese wilden Enten werden durch eine ganz eigenthümliche, von den Holländern ersonnene Vorrichtung eingefangen, und da ich diesem Fange sowohl in Holland, als auch hier in Friesland mit beigewohnt habe, so will ich ihn hier näher beschreiben.

Die wilden Zugenten haben auf ihren langen Reisen natürlich gewisse Stationsplätze nöthig, theils um auszuruhen, theils um Futter einzunehmen. Sie wählen dazu ruhige, kleine Binnengewässer und namentlich solche, die in Gebüsch versteckt sind und fern von den menschlichen Wohnungen liegen.

Der Mensch ist nun auf den Gedanken gekommen, ihnen da, wo solche Stationsplätze nicht von Natur vorhanden waren, dergleichen künstlich zu bereiten und sie vermöge derselben dahin zu locken, wohin er sie haben will.

Er hat daher mitten in den nur von Vieh bevölkerten Marschen, fern von allen Wohnungen, kleine Teiche oder Seeen ausgegraben und sie ringsum mit Buschwerk und Bäumen umpflanzt. Man nennt einen solchen See mit seinen Appertinentien eine „Koje" oder eine „Vogelkoje", eine Benennung, die, wie die Sache selbst, aus Holland gekommen ist.

Da dieß eine ziemlich kostspielige Arbeit ist, und da rund um den See herum auch noch eine gute Strecke Landes angekauft werden muß, die öde liegen bleibt, und wo Jedem zur Zeit des Fanges der Durchgang verboten wird, so haben sich in der Regel zu der Anlage einer solchen Vogelkoje größere Gesellschaften zusammengethan, die das nöthige Capital einschießen und den Fang für gemeinsames Interesse besorgen lassen.

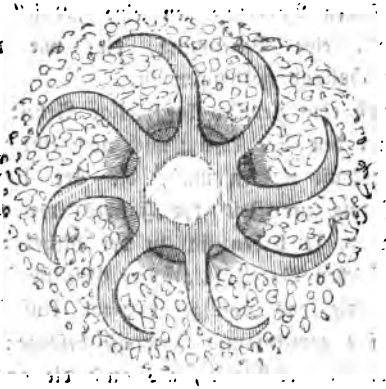
Um sowohl das Wasser, als auch die angepflanzten Gebüsche vor den Stürmen zu schützen und das Versteck für die Vögel noch einladender zu machen, hat man den See mit einem hohen Walle umgeben und so tief ausgegraben, daß er nie trocken liegt.

Das Wasser hat nur den Zweck, daß sich die Vögel darauf sammeln; für den Fang selbst aber sind kleine Canäle bestimmt, die aus dem See herausführen und deren es in der Regel 6 oder 8 giebt, die in verschiedener Richtung strahlenförmig fortgehen.

Diese Canäle sind etwa 100 Ellen lang, anfangs breit, gegen das Ende zu aber immer schmaler zulaufend. Auch krümmen sie sich allmälig gegen die Spitze hin, damit den Enten auf dem See verborgen

bleibe, was an diesem Ende, wo der eigentliche Fang geschehen soll, vorgenommen wird.

Ein solcher See mit seinen Canälen sieht demnach im Grundriß ungefähr so aus:



Alles rund umher und alle Zwischenräume sind dicht mit Gebüsch bedeckt. Die Canäle selbst nennen die Insulaner „Pfeifen" oder „Pipen". Ueber diese Pipen sind nun Netze ausgespannt, die nach hintenzu desto niedriger werden, je schmaler der Canal wird.

Der Canal verläuft sich hinten in einen ganz engen, mit Bretern ausgeschlagenen Kasten, durch den die Enten, die etwa dem Canale folgen sollten, zuletzt auf's Trockene gebracht werden.

Am äußersten Ende dieses Kastens liegt ein Netzsack oder eine Reuse, von der aus es keinen Ausgang mehr giebt, und die sich durch einen leichten Ruck von dem Kasten trennen läßt.

Es kommt nun darauf an, die wilden Enten zunächst auf den See und von da aus in die Canäle und Reusen zu verlocken. Dieß könnte nun freilich auch ohne weiteres Zuthun geschehen, indem die wilden Enten, durch die schöne Situation des See's angelockt, von selbst sich darauf niederlassen und sich täppisch in die Canäle und Netze verlaufen. Um aber sicherer zum Zwecke zu gelangen, läßt man immer eine kleine Partie der gefangenen Enten leben, zähmt sie und gebraucht sie dann als Lockvögel. Zum Zweck der Zähmung derselben hat man einen eigenen Reinen, sehr engen und tiefen, mit Wasser gefüllten Verschlag, in welchen man die zu zähmenden Enten mit beschnittenen Flügeln hineinläßt.

Der „Kojenmann", — so heißt Derjenige, der bei einer solchen Koje angestellt ist und alle vom vorfallenden Geschäfte kennt und besorgt — der Kojenmann geht nun häufig zu den zu zähmenden Enten, läßt sie hungern, füttert sie dann reichlich, lockt sie, pfeift ihnen und gewöhnt sie auf diese Weise sowohl an seine Person, als an die Localität.

Danach bringt er sie auf den See hinaus, auf dem sie sich friedlich nähren und von wo aus sie auf ihren täglichen Ausflügen die Koje und die Insel noch näher kennen lernen.

Einige von diesen gezähmten Enten läßt er im Herbste sich an die wilden Züge anschließen und mit ihnen in ferne Länder ziehen, wo sie ihre Eier legen und ihre Jungen ausbrüten. Sie führen dann

im nächsten Jahre ihre Freunde und ihre Jungen zu der ihnen bekannten futterreichen Insel und Koje zurück und liefern sie dem Kojenmann in die Hände.

Andere dagegen behält der Kojenmann Sommer und Winter auf der Koje zurück, und deren Geschäft ist ein doppeltes. Erstlich fliegt ein Theil von ihnen in die Marsch und an das Meeresufer hinaus, mischt sich dort unter die angekommenen wilden Enten, welche die Koje nicht entdeckt haben sollten, und führt sie zu derselben heran. Zweitens bleibt ein anderer Theil auf dem See und lockt die vorüberfliegenden Züge aus der Luft herab, indem er dieselben durch Geschrei auf den See aufmerksam macht.

Die wilden Thiere schnattern nun mit den zahmen vermischt fleißig auf dem kleinen Wasser herum, das mitten in der Fangzeit oft ganz mit Enten bedeckt ist. Der Kojenmann aber streut an dem Anfange einiger Canäle oder Pfeifen Futter aus, zu dem die zahmen begierig herbeischwimmen, indem sie die wilden nach sich ziehen. Natürlich hat er sich dabei wohl zu hüten, daß die Vögel ihn sehen oder riechen, denn bekanntlich haben die wilden Enten einen unglaublich feinen Geruch und sind wie scheue Mädchen beständig auf dem qui vive. — Zunächst darf er nur diejenigen Pfeifen zum Fange benutzen, die gegen den Wind liegen, damit dieser seine Ausdünstung vom See wegführe, und außerdem hält er noch einen kleinen Topf mit glimmendem Torf in der Hand, um durch den Rauch seine eigene Ausdünstung völlig zu neutralisiren.

Von dieſem glimmenden Torftopfe iſt er unzertrennlich, und ſo ein Kojenmann ſieht daher aus wie eine wandelnde Rauchſäule.

Mir war dabei Zweierlei merkwürdig, ſowohl die Feinheit der Geruchswerkzeuge der Enten, als auch die Stärke der Ausdünſtung eines Menſchen, die auf 200 Schritt Entfernung Tauſenden von Enten einen wahren Todesſchrecken einzujagen im Stande iſt.

Die Ufer des ganzen Sees ſowohl, als auch die der Canäle ſind mit Couliſſen beſetzt, die aus Holz und Stroh zuſammengefügt ſind. Durch kleine Löcher kann der Jäger die Enten und jede ihrer Bewegungen auf dem See beobachten.

Die Couliſſen an den Canälen ſtehen ſchräg gegen den Canal, wie die Couliſſen eines Theaters ſchräg gegen die Bühne, ſo daß der Kojenmann zu jedem Puncte des Canals kommen kann, ohne von den Enten geſehen zu werden.

Er kriecht nun zunächſt ganz geräuſchlos, wie Jupiter, als er todbringend der Semele nahete, in Nebel und Rauch gehüllt, durch zwei Couliſſen an die Mündung des Canals und ſtreut da etwas Gerſte aus. Die zahmen Enten, welche gewohnt ſind, hier Futter zu erhalten, ſchwimmen heran und freſſen begierig, die wilden eilen ihnen nach.

Der Kojenmann tritt nun zwiſchen die nächſten Couliſſen und wirft auch hier Gerſte durch. Schnatternd und freſſend folgt ihm der Zug, der vielleicht ein Dutzend oder auch mehr, oft bis 100 Enten enthält.

Hat der Mann sie auf diese Weise endlich tief in den Canal, bis zur hintersten Coulisse, bis zu der Krümmung der Pfeife, hineingelockt, wo die auf dem See zurückgebliebenen Enten, die er natürlich nicht stören will, nicht mehr sehen können, was hier vorgeht, so tritt er plötzlich hinter den Enten mit Geräusch zum Wasser hervor.

Die zahmen Enten, die ihn kennen, lassen sich dadurch nicht irre machen, und indem sie sich umdrehen, schwimmen sie ruhig an ihm vorüber wieder zum See hinaus. Die wilden könnten auf diese Weise auch leicht entkommen, aber ihre scheue Wildheit wird eben Ursache ihres Verderbens. Der Schrecken über die Erscheinung des Menschen macht sie glauben, daß der Weg zum See ihnen abgeschnitten sei, und so stürzen sie sich alle nach vorn in den enger und enger werdenden, mit dem Netze überspannten Canal hinein, immer von dem sie scheuchenden Manne verfolgt. Sie schwimmen, fliegen, flattern, zuletzt laufen sie auf dem Trockenen in der Kastenröhre eine über die andere hinweg und stürzen sich am Ende in den engen Netzsack oder die Reuse. Der Jäger springt nun schnell herbei, dreht diesen Netzsack sammt den Enten ein paar Mal herum, so daß er sich zuschnürt, hebt ihn dann heraus und tödtet die Enten Stück für Stück, indem er ihnen den Hals umdreht.

Auch bei diesem Tödten ist ein eigener Vortheil und Kunstgriff, den mir ein Kojenmann zeigte. Man hat nämlich beobachtet, daß man die Enten am sichersten und raschesten um's Leben bringt, wenn man ihren Kopf

und Schnabel mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand hält und dann den ganzen Körper über die Hand herumschwingt und nun erst zudreht. Nur auf diese Weise kommen die Halswirbel rasch und völlig aus dem Gelenke.

Das Hauptcorps der wilden Enten bleibt indeß, wie ich sagte, auf dem See, und die zahmen kehren immer dahin zurück, um verrätherischer Weise wieder eine kleine oder große Partie ihrer Genossen in die Pfeife zu führen, wo sie im Stillen und ohne Aufsehen abgeschlachtet werden.

Die Leute versicherten mir, die wilden Enten schrieen in der Regel nie beim Aufsteigen in die Pfeifen, nur ganz selten sei eine ungezogene darunter, die dieß thäte. Dann freilich würden wohl die anderen aufmerksam und ergriffen die Flucht.

Der Jäger geht sofort zu einer der vorderen Pfeifen zurück, wiederholt dasselbe Manöver und fängt auf diese Weise, in kleinen Partieen zu 6, 20, 60 und mehr Stück, oft 500 bis 600 Enten an einem Tage. Während der ganzen Jagdzeit kann er wohl 20,000 Enten auf einer solchen Koje fangen.

Die Thiere werden von hier in die benachbarten Gegenden und auch nach Kopenhagen und Hamburg versandt. Zu diesem Zwecke kocht man sie in Essig und verpackt sie in Tonnen.

Die Zeit der Ankunft der wilden Enten und ihres Fanges auf den friesischen Inseln beginnt im Anfange des Monats September, ja oft schon zu Ende

Augusts. Im nördlichen Frankreich kommen sie nach Buffon's Versicherung gegen den 15. October und auf Malta erst im November an, so daß sie also zu der Reise von Friesland bis zum Mittelmeere, von Fluß zu Fluß, von See zu See flatternd, mindestens zwei volle Monate brauchen.

Die Fangzeit dauert bis in den Monat December hinein, wo ihre Züge endlich aufhören und Frost und Eis ihr Vorschreiten nach dem Süden beschleunigt.

Es giebt hauptsächlich drei Sorten von Enten, welche man hier einfängt. Die gewöhnlichste ist die kleine Krickente, dann giebt es eine mittlere und eine größere Sorte. Aus den Registern über die von jeder Sorte in den letzten 10 Jahren gefangene Anzahl schien hervorzugehen, daß die mittlere Sorte mehr und mehr ausstirbt oder die Insel verläßt und vielleicht im Begriff ist, eine andere Richtung bei ihren jährlichen Reisen einzuschlagen.

Ich sagte, die Erfindung der Vogelkojen stamme von den Holländern her, eigentlich ist dieß aber nur mit der Einrichtung dieser so perfecten und völlig zweckmäßigen Kojen, die man in diesen Gegenden findet, der Fall. Denn da die wilden Enten von Grönland, Spitzbergen, Lappland, den Umgegenden des Nordcaps, von Kamschatka und Sibirien aus in ungeheueren Zügen durch ganz Asien und Europa fliegen, und da die Menschheit ihnen schon lange nachgejagt und ihren Charakter studirt hat, so ist die Entdeckung, daß man sie durch zahme Enten verlocken und in enge Canäle

und Netze treiben könne, wie es scheint, schon so alt wie die Geschichte. Die Chinesen haben etwas Aehnliches, und daß schon die Römer dieses Verfahren kannten, zeigen ihre Dichter, die von einer „anas allectator“ singen:

„Congeneres cernens volitare per aëra turmas,
Garrit, in illarum se recipitque gregem,
Incautas donec praetensa in retia ducat.“

Auch im ganzen nördlichen Frankreich und in Flamland werden sie auf ähnliche Weise gefangen, wo man die zahmen Enten „traîtres,“ die Pfeifen „cornes,“ die Kojen „canardières“ nennt. An den Ostküsten von England, in Norfolk und Lincoln, hat man ebenfalls Kojen, die denen der Holländer und Friesen ähnlich sind; auch in Ostfriesland und Oldenburg haben sich hie und da holländische Entenkojen verbreitet.

Dieß ist bemerkenswerth. Denn obgleich auch in den meisten Binnenländern Europas sich wilde Ententrupps verbreiteten, so scheint es doch, als ob dieser großartige Fang auf künstlichen Seeen und Canälen sich mehr an den Küsten des Meeres und namentlich an denen der Nordsee hinziehe. Man kann eine ganze Kette von Kojen von den friesischen Marschen durch Holland und Flamland bis nach der Picardie hin verfolgen, während diese Fangapparate im Inneren des Landes nicht so gewöhnlich scheinen, und man könnte daraus wenigstens folgern, daß eine Hauptbranche der Züge dieser Ententrupps an den besagten Küsten hingehe.

Es mag, wie dieß Anfangs auch mir geschah,

Manchem aufgefallen sein, daß die Leute nur den aus dem Norden herabkommenden Zügen im Herbste aufpassen und die im Frühling nach dem Norden zurückkehrenden frei passiren lassen. Dieß hat jedoch viele Gründe.

Im Herbste sind die meisten dieser Enten jung und zart, während im Frühjahr natürlich gar keine dießjährigen sich darunter befinden.

Im Herbste sind sie aus derselben Ursache viel zahlreicher als im Frühjahre, wo die Jäger, die Kojenmänner, die Schneestürme und die Füchse halb Europas ihre Armeen schon decimirt haben, während sie im Sommer unangefochten in den Einöden und auf den Inseln und Felsen, die den Nordpol umgeben, hausen.

Endlich aber — und dieß ist, wenigstens für die Kojenmänner, wohl die Hauptsache, scheinen die Thiere im Frühling allen Trieb zur Association verloren zu haben. Im Herbste besteht noch die Familie unter ihnen unzerrissen, alle Jungen folgen ihren Alten in das ferne Land. Im Frühling dagegen, wo die Mutter das Kind schon vergessen hat, ist der ganze gesellige Zustand bei ihnen desorganisirt. Sie flattern daher nur einzeln in ihre nordische Heimath zurück, und vielleicht auch auf ganz anderen Wegen.

Das Merkwürdigste bei der ganzen Sache scheint mir der Umstand zu sein, daß es dem Menschen durch seine List gelungen ist, diese wilden Thiere von Friesland aus bis selbst an die Gränzen der Welt hin durch seine Emissäre bewachen zu lassen und gleichsam bis an den Nordpol am Gängelbande zu behalten.

Als ich einmal einem Kojenmanne eine ganze Schaar wilder Enten durch meine Unvorsichtigkeit verjagt hatte und mich deßhalb bei ihm entschuldigend anklagte, sagte er: „Laßt's gut sein, Herr. Sie sind vielleicht nicht weit geflogen, und wenn sie auch bis an den Nordpol geflogen wären, so müssen sie mir doch wenigstens nächstes Jahr wiederkommen, denn es sind einige von meinen Wächtern bei ihnen."

Uebrigens erzählen die Reisenden noch von anderen Insulanern, welche den wilden Enten auf eine, wenn nicht verständigere, doch noch viel listigere und noch weit mehr Gewandtheit erfordernde Weise beikommen.

Die Eingeborenen einiger Inseln im indischen Archipel begeben sich nämlich so weit in's Wasser, daß nur noch ihr Kopf hervorguckt, und schwimmen zu den Enten vorsichtig und ohne mit den Händen zu plätschern, hin. Sie haben ihren Kopf mit einer hohlen Kürbisschale bedeckt, in welche kleine Löcher zum Durchblicken eingeschnitten sind. Die Enten sind der Meinung, es schwimme ein Kürbis mitten unter sie heran, bis die Wilden plötzlich einige von ihnen bei den Beinen ergreifen. Dieß ist ein Kunststück, welches wohl neben das jener Grönländer gesetzt zu werden verdient, die sich den Wallfischen leise schwimmend nähern, ihnen auf den Rücken klettern, hölzerne Pflöcke in ihre Nasenlöcher schlagen und sie auf diese Weise zum Tode bringen.

Tauf- und Familiennamen.

Zu den Dingen, die einem Fremden gleich von vornherein unter den Friesen auffallen, gehören die wunderlichen Vor- und Familiennamen, welche die Leute hier führen, und die größtentheils noch aus dem Heidenthume zu stammen scheinen.

Die Friesen waren bekanntlich zu ihrer Zeit recht starre, eingefleischte Heiden, brachten manchen Missionair und Heiligen um's Leben und wagten nicht wenige blutige Schlachten und Kriege, bevor sie sich in die Annahme des Christenthums ergaben.

Ich weiß nicht, ob diesem Umstande, oder welchem sonst es zuzuschreiben ist, daß die Friesen noch heutiges Tages in so hohem Grade in Bezug auf ihre Taufnamen eine Ausnahme unter den Völkern Europas machen, wie vielleicht kein zweites. Nicht nur die großen europäischen Nationen, die Engländer, die Deutschen, die Franzosen, die Spanier ꝛc., sondern auch eine Menge kleiner, wie z. B. die Letten, die Lithauer und andere, haben mit der Zeit gemeinsame Taufnamen angenommen,

die sie alle dem christlichen Kalender und der Reihe der darin aufgezählten Heiligen entnahmen.

Die meisten von ihnen haben zwar neben den ihnen allen gemeinsamen Peters, Pauls, Johannes', Heinrichs, noch manche alte Vornamen beibehalten, die nicht christlich und ihnen von Alters her eigenthümlich sind. Allein die Zahl der gemeinsamen christlichen Namen überwiegt bei Weitem, ja in der Regel wurde es den Täuflingen gar nicht erlaubt, solche alte heidnische Namen beizubehalten.

Bei den Friesen dagegen ist eine außerordentliche Menge uralter Namen, die in der übrigen Welt gar nicht mehr vorkommen, geblieben, und die eigentlichen christlichen Namen scheinen bei ihnen noch jetzt sehr selten zu sein. Es wäre interessant genug, einmal alle friesischen Vornamen zu sammeln; wir würden darunter gewiß uralte deutsche Namen conservirt finden, die von manchem ehrlichen Germanen oder Teutoner, der gegen die Römer focht, geführt wurden. Andere mögen von jeher den Friesen ausschließlich eigen gewesen sein.

Solche friesische Vornamen für Männer sind z. B. folgende: Arvs, Folkert oder Wolquard, Niels, Baje, Früdde, Oes, Pave, Tete, Fedder, Henneke, Heine, Edlef, Dettlef, Wurke, Edo, Haje, Follich, Melleff, Holle, Rickmer, Medleff, Rinleth, Thietleff, Foukleff, Wenke, — und für die Frauen folgende: Meike, Algat, Dede, Gunne, Sell, Sieg, Ehle, Gierlich, Tat, Mauke, Wabe, Ode.

Uebrigens haben sich natürlich von diesen alten

friesischen Namen auf jeder Insel und wahrscheinlich auch in jedem Kooge besondere erhalten. So z. B. wurden mir auf der Insel Sylt als nur dort noch vorkommende alte Frauennamen folgende genannt: Inke, Moike, Erkel, Gundel, Kressen, Keike. Noch älter aber und noch seltener sollen folgende Namen sein: Sei, Tei, Moi, Töl, Tett, Gui, Isk, Mas; es scheint also, als wären die allerältesten alle einsylbig. Als sehr alte Männernamen wurden mir auf derselben Insel folgende bezeichnet: Smik, Fried, Bavik, Hoik, Bu, Bunj, Bleik, Heik, wovon die Familiennamen Tedden, Hoiken, Bleiken ꝛc. stammen.

Viele dieser friesischen Namen sind sowohl Frauen- als Männernamen. Ein Schulmeister, der vom Festlande herübergekommen war, hatte Anfangs bei den einzelnen Nummern des Namenverzeichnisses seiner Schüler darunter geschrieben, ob ein Mädchen oder ein Knabe gemeint sei.

Jene alten Namen sind jedoch jetzt in einem, wenn auch vielleicht nur sehr langsamen Aussterben begriffen. Statt ihrer werden jetzt, wie mir ein Friese sagte, bei den Müttern sehr „romanhafte" Namen beliebt, als z. B. „Louise," „Margarethe," „Ida," „Jette," „Maria." Es scheint, als ob den Friesen noch sehr Vieles romanhaft vorkäme, was bei uns dieses Beiwort gar nicht mehr verdient. Wir würden erst die „Melusinen," „Genoveven," „Rosalinden" romanhaft nennen.

Einige wenige von jenen Namen sind auch bei den Dänen üblich; aber die meisten sind ächt und aus-

schließlich friesisch und deutsch. Es ist möglich, daß sie zur katholischen Zeit schon etwas zurückgedrängt waren und wieder mehr zum Vorschein kamen, als die Friesen protestantisch wurden, wie denn überhaupt überall bei uns Protestanten die alten Namen wieder mehr in Schwung gekommen sind.

In neuerer Zeit wird nun freilich auf mancherlei Weise gegen diese alten Namen gekämpft. Die Mode setzt manchen derselben außer Gebrauch, und die einströmende hochdeutsche Sprache und Bildung bringt die Friesen zu dem Gefühle, daß solche Namen etwas gar zu absonderlich und zum Theil häßlich klingen. Manche Mädchen fangen an, sich ihrer friesischen Namen zu schämen, und vertauschen sie mit ähnlich klingenden deutschen, oder verdrehen sie wenigstens so, daß sie irgend einem deutschen Namen ähnlich werden.

So z. B. kannte ich eine friesische „Gierlich," die sich „Gilda" nennen ließ, eine „Ehle," die lieber „Helene" heißen wollte, eine „Meike," die behauptete, sie heiße „Marie" und nicht „Meike." Indeß ist dabei zweierlei zu bemerken, einmal, daß es von jeher Einzelne gegeben haben mag, die ihrer alten Namen sich schämten und auf die angegebene Weise verfuhren, dann aber, daß viele der ursprünglich altheidnischen Namen weiter nichts sein mögen als auf friesische Weise verdrehte christliche Namen.

Mehre von jenen Namen sollen besonders alt und sehr selten geworden, ja viele von ihnen ganz auf dem Abmarsch begriffen sein. Manche wurden mir genannt, die noch im vorigen Jahrhunderte gebräuchlich gewesen

wären, die aber jetzt gar nicht mehr gehört würden; andere halten sich nur, weil sie sich mehr an die gewöhnlichen deutschen Namen anschließen.

Eben so bemerkenswerth wie diese Namen ist auch der Umstand, daß die Friesen noch bis auf die neueste Zeit herab keine Familiennamen oder wenigstens keine Geschlechtsnamen gehabt haben. — Sie befolgten dabei ein sehr natürliches System, welches im ganzen scandinavischen Norden stets beobachtet worden ist und noch jetzt zum Theil befolgt wird.

Sie gaben nämlich den Kindern einen eigenen Namen und setzten dann hinzu, daß sie die Söhne und Töchter dieses oder jenes Arvs, Folquart oder Leten seien. Ich nenne dieß System natürlich; denn der einfachen Betrachtungsweise des gemeinen Mannes erscheinen die Kinder als Eigenthum und Zubehör des Vaters und tragen, indem sie nach ihm benannt werden, mit Recht seinen Stempel.

Der gewöhnliche Mensch, der die Geschichte nicht weiter verfolgt, übersieht nur die lebenden Mitglieder eines Stammes, d. h. die Familie, Vater und Kinder. Das ganze Geschlecht in seiner Entwickelung durch die Zeitläufe der Geschichte geht erst dem historischen Forscher auf, und daher scheint es auch erst bei einer fortgeschrittenen Entwickelung des geselligen Zustandes nöthig, die Geschlechter zu unterscheiden und mit eigenen Namen zu bezeichnen.

Wir finden daher auch bei vielen anderen Völkern die Sitte, dem eigenen Namen einer Person noch ihren

Vaternamen anzuhängen. Die Nationen haben das Patronymicum vom Stammworte auf verschiedene Weise gebildet, die Russen z. B., indem sie ein Adjectivum davon machten, das dem Eigennamen als Beiwort zugefügt wurde. Sie sagen z. B. Nikolai Pawlowitsch, Nikolaus der Paul'sche, und Helena Pawlowna, Helene die Paul'sche.

Andere haben den Genitiv mit dem Worte „Sohn" und „Tochter" hinzugefügt. Dieß geschah meistens bei den Scandinaviern, z. B. in Ohle Christiansson, d. h. Ohle, Christian's Sohn, — Anne Christiansdatter, Anne, Christian's Tochter. Andere wiederum haben bloß den Genitiv beigesetzt und Sohn und Tochter stillschweigend supplirt. Dieß thaten die Friesen, indem sie z. B. sagten: Wabe Teten's, d. h. Wabe, des Teten, scilicet Tochter, — Knut Wunk's, d. h. Knut, des Wunk, scilicet Sohn. Nach dieser friesischen Weise bekommen also Schwester und Bruder dasselbe Patronymicum, während sie nach der russischen verschieden geformte Patronymica erhalten.

Hieß demnach ein Friese Jürgen Folquerts, so bekamen alle seine Söhne und Töchter das Beiwort Jürgens, Hinrich Jürgens, Ide Jürgens u. s. f. Da der Mann das entschiedene Haupt der Familie war, so erhielt dasselbe Beiwort auch seine Frau, wonach denn die, Meike geheißene Frau eines solchen Jürgen Folquerts nicht etwa Meike Folquerts, sondern Meike Jürgens wie ihre Kinder genannt wurde. Dieß ist verständlich und einfach.

Viel complicirter aber scheinen mir die Regeln zu sein, welche die Friesen bei der Wahl eines Taufnamens

für ihre Kinder beobachteten und noch beobachten. So viel ich davon durch Nachfragen bei einigen alten Männern habe erfahren können, will ich hier mittheilen.

Dem ältesten Sohne geben sie durchweg den Vornamen des Großvaters väterlicher Seits, so daß er also den Vornamen seines Vaters als Patronymicum und das Patronymicum des Vaters als Vornamen trägt. Des genannten Jürgen Folquerts ältester Sohn müßte also Folquert Jürgens genannt werden, weil sein Großvater, wie aus seines Vaters Patronymicum ersichtlich, mit seinem Vornamen Folquert hieß.

Hieraus folgt nun, daß in der ganzen Reihe der ältesten Söhne eines Stammes, so lange es solche gab, immer nur zwei Namen mit einander abwechseln mußten. Also so: Jürgen Folquerts, dessen Sohn Folquert Jürgens, — dessen Enkel Jürgen Folquerts, — dessen Urenkel Folquert Jürgens, — dessen Ururenkel Jürgen Folquerts, und so fort.

Natürlich muß dieß sehr einförmige und daher sehr wenig bezeichnende und wenig brauchbare Stammbäume geben.

Der zweite Sohn wurde gewöhnlich nach dem Großvater von mütterlicher Seite genannt und bekam daher einen anderen Namen als sein Bruder und Vater. Der dritte Sohn ging wieder auf des Vaters Seite hinüber; man wählte für ihn den Vornamen eines Vatersbruders, und dabei gab dann in der Regel das Alter dieser Oheime den Ausschlag.

Waren die älteren Oheime todt, so gingen

die lebenden vor, so daß also ein Täufling, dessen ältester, aber verstorbener Vatersbruder Jürgen und dessen zweiter, aber lebender Vatersbruder Hans hieß, dann nicht Jürgen, sondern Hans genannt wurde.

Der vierte Sohn ging wieder auf der Mutter Seite und wählte sich da den Namen des nächsten lebenden Anverwandten seiner Mutter.

In der Regel bekamen auf diese Weise die Brüder verschiedene Namen, sehr oft waren aber diese natürlich auch ganz dieselben. Hieß z. B. der Großvater sowohl väterlicher als mütterlicher Seits Folquert, so ward der erste Sohn des Jürgen Folquerts natürlich Folquert Jürgens genannt, aber auch sein zweiter Sohn hieß Folquert Jürgens. So konnte man auf diese Weise dem Namen nach weder Bruder von Bruder, noch Enkel von Großvater unterscheiden.

Man kann sich denken, zu welchen Verwirrungen solche Verhältnisse Anlaß gegeben haben mögen. Gewöhnlich war es in einem Falle, wie der genannte, daß dem jungen Bruder ein „Jung" vorgesetzt wurde, und er hieß dann z. B. Jung Folquert Jürgens; ja dieses „Jung" selbst wurde wieder zu einem bei den Friesen sehr gebräuchlichen Taufnamen.

Ich war in einer friesischen Familie bekannt, in welcher sich drei Söhne befanden, die alle drei Folquert Arvs hießen, weil sowohl ihre beiden Großväter als auch ihr ältester Mutterbruder den Vornamen Folquert gehabt hatten. Bei dem zweiten Sohne half man sich, indem man ein „Jung" vorsetzte, bei dem dritten aber

wollte sich die Mutter durchaus gar keinen Zusatz gefallen lassen. Ihr ältester Bruder, den sie hochverehrte, hatte bloß Folquert geheißen, und so sollte denn auch ihr dritter Sohn bloß Folquert genannt werden und nicht anders. Als die drei Folquert Arvs herangewachsen waren und sich etablirt hatten, wünschten sie sich jedoch von einander unterscheiden zu können und vereinigten sich daher darüber, daß der eine seinem Namen „senior", der andere „Jung" und der dritte „junior" beifügte, und so nannten sie sich denn: Folquert Arvs senior, Jung Folquert Arvs, und Folquert Arvs junior. Eigentlich hätte letzterer noch einen Superlativ von diesem junior bilden müssen, allein wie konnten die Römer im Voraus an einen so wunderlichen friesischen Fall denken und sich darauf vorbereiten.

Statt Jung setzt man auch wohl „Gurt" (groß) und „Lüt" (klein) vor, und diese Worte bilden eben so stehende Namen wie Jung. Was für wunderliche Namen bei einem solchen System herauskommen, wurde mir durch den Namen eines Mannes klar, welcher Gurt Peter Lüt Peters (Groß Peter Klein Peters) hieß. Seinen Vater hatte man nämlich zur Unterscheidung von einem älteren gleichnamigen Bruder „den kleinen Peter" genannt und ihn, den Sohn, nannte man zum Unterschied von einem jüngeren Bruder wieder „den großen Peter". Er mußte nun seinen eigenen und seines Vaters Namen auf die besagte Weise verbinden.

Man sieht dem Gesagten nach leicht, besonders

wenn man mit einiger Phantasie bedenkt, welche Fälle hier noch möglich waren, zu welchen Verwirrungen in Erbschaftsangelegenheiten und überhaupt in allen bürgerlichen Geschäften eine solche abnorme Art der Personenbenennung Anlaß geben mußte. Und es ist fast unbegreiflich, wie ein solches primitives System sich so lange bei den Friesen erhalten konnte, die doch trotz ihrer demokratischen Tendenzen sehr gern die Herkunft ihrer Familien verfolgten und nachwiesen. Die Stammbäume der Friesen sehen ganz so aus wie die arabischen oder jüdischen, die uns in der Bibel gegeben werden.

Die Verwirrung wurde noch größer dadurch, daß die Friesen oft in's Ausland kamen und dort häufig einen anderen Namen führten als in Friesland, wahrscheinlich weil ihnen Schiffsherren diese in der übrigen civilisirten Welt durchaus unbekannten Namen nicht gefielen. Man taufte sie daher dort förmlich um, so wie wenn ein solches Umtaufen in den Privathäusern vieler Orte mit den Domestiquen und Hausgenossen stattfindet.

Ein Friese, mit dem eine solche Umtaufung vorgenommen worden war, theilte mir darüber Folgendes mit. Er habe von Haus aus eigentlich Jung Bören Hatje geheißen; als Steuermann auf seinem Schiffe aber wäre er Simon Claußen genannt worden. Dieß wäre so zugegangen. Als er als Schiffsjunge nach Holland gekommen wäre, hätte ihn der reiche Amsterdamer Rheder gefragt: „Wie heißt Du?" — „Jung Bören Hatje!" — „Was?" hätte

der Rheder, der dieß nicht hätte nachsprechen können, gerufen. „Wie? Das ist ja gar kein Name. Kein Mensch kann Dich hier so nennen. Simon Claußen sollst Du heißen! Willst Du?" — „Wie's beliebt, mein Heer", hätte er geantwortet. So hätte man ihm denn in der Schiffsrolle und in seinem Paß den Namen Simon Claußen gegeben und er habe diesen immer auf dem Schiffe behalten.

Ein Pastor sagte mir, daß schon die kleinen Knaben der Inseln es sehr wohl wissen, daß man sie einst, wenn sie zur See gehen, in Amsterdam oder Hamburg umtaufen wird, und daß sie daher oft schon im Voraus sich darüber besprechen, wie sie ihre friesischen Namen umändern und welchen, den Holländern bequemeren, sie dafür entnehmen wollen.

Der eine beschließt, sich statt Tede [illegible] — Theodor Friedrichs, der andere statt Mören — Mörmens, der dritte statt Hache — Hinrichs zu nennen. Und in den Schulen nennen sie sich wohl schon scherzweise, statt mit ihren ächten Namen, mit diesen im Voraus angenommenen Holländernamen.

Man ersieht leicht, wie wichtig feste und vernünftige Familiennamen bei Leuten sind, wie die Friesen, die so viel in die Fremde kommen und oft auch dort sterben.

Wie oft mag wohl in den Zeitungen gemeldet werden, daß ein gewisser Steuermann Simon Claußen aus Föhr da und dort umgekommen sei, und daß seine Verwandten sich zu seinem Nachlasse melden möchten;

ohne daß diese Verwandten wissen, daß unter diesem Namen Claussen ihr Jung Mönen Hatje verborgen sei. Wie viele Briefe mögen auf diese Weise nicht zu ihrer Adresse gelangt, wie viele Erbschaften verloren gegangen sein!

Endlich kürzen die Friesen wie die Engländer die Namen sehr ab. So z. B. wird Jürgen Jung Jürgens in der Alltagssprache zu „Jilke Jung Jilkes", Helena Christina zu „Lentine" u. s. w.

Eigentlich hat also jeder Friese dreierlei Namen, nämlich seinen ächten friesischen Namen, auf den er getauft ist und mit dem er sich bei wichtigen Fällen unterzeichnet, dann seinen Holländernamen, den er auf der Fahrt nach Grönland und bei seinen Rhedern führt, endlich noch den Namen, den er im gemeinen Leben unter seinen Landsleuten hat. Dieser letzte Name weicht gewöhnlich von den beiden andern ganz ab. Es ist entweder ein Spitz- und Spottname oder ein Liebename, oder ein etwas gemodelter oder mundgerecht gemachter Taufs- oder sonst ein Beiname, wie die Leute sie, so viel ich bemerkt habe, in fast allen Landen und mehr oder weniger in allen Ständen der Gesellschaft führen. Daher kommt es auch, daß ein Jeder nur den gangbaren Alltagsnamen kennt und weiß. Man hat sich vielleicht aus Kirchenbüchern, oder sonstigen Documenten vollkommen und fest überzeugt, daß Jemand Peter Hansen heißt; fragt man aber in Friesland nach, wo Peter Hansen wohnt, so kennt ihn kein Mensch, und es dauert lange, bis man sich darüber verständigt hat, daß man eigentlich den Jap Lidt Piders sucht.

Die Gesetzgebung hat sich in neuerer Zeit ins Mittel geschlagen und allen Leuten geboten, bleibende Familien- und Geschlechtsnamen anzunehmen, und alle Prediger und Amtleute wirken darauf hin, dieses Gebot in Ausführung zu bringen.

Doch ist so etwas bei einem Volke, das an so alten Gewohnheiten klebt, nicht so leicht. Die desfallsigen Vorschriften sind schon über 50 Jahre alt*) und doch noch keineswegs in allen Theilen der dänischen Monarchie in's Leben getreten. Es war mir in dieser Beziehung interessant, mit einem Prediger dessen Kirchenbücher durchzusehen, denn es ging aus ihnen hervor, daß noch das ganze vorige Jahrhundert hindurch alle Leute bloß mit ihren Patronymiken eingetragen waren, daß man aber seit dem Anfange dieses Jahrhunderts angefangen hatte, sich feste Familiennamen zu geben.

Doch scheint es mir, als wolle sich die Volkssitte mit dem Gesetze in einer gewissen Weise ausgleichen und vereinigen, und zwar so, daß sie das wandelbare Patronymicum neben dem angenommenen festen Geschlechtsnamen fortbestehen läßt und daß, wenn z. B. ein gewisser Trúdve, in dessen Familie der Name Fodversen als fest angenommen wäre, einen Sohn Namens Tete hätte, dieser von der Familie Tete Trúdvens Fodversen, d. h. Tete der Sohn Trúdvens Fodversen, genannt werden würde.

*) Für das Herzogthum Schleswig wurde eine unveränderte Beibehaltung der Geschlechtsnamen schon im Jahr 1777 angeordnet.

Die Frau eines gewissen Boy Boy Tetens fand ich „Meike Tetens" genannt und dabei den Zusatz: „geborene Hans Jensen." Meike Tetens war in der neuen Weise, nach welcher die Frau den Familiennamen des Mannes annimmt, ganz richtig. Nach alter Weise aber hätte es heißen müssen: Meike Boy's (scilicet: Frau). Aber bei dem Zusatze: „geborene Hans Jensen" waren beide Weisen, unsere und die alte friesische, vereinigt. Nach unserer Weise müßte es nämlich bloß „geborene Jensen", nach alter friesischer Weise aber bloß „Hansens Dattes" (des Herrn Hans Tochter) heißen.

Wenn Fremde sich unter den Friesen niederließen, so scheinen sie mit den Familiennamen ganz nach ihrer Weise verfahren zu haben, indem sie dieselben bei den Söhnen als Vornamen behandelten. Wenigstens fand ich einen Mann Namens Herrmann de Voß (wahrscheinlich aus Holland), dessen Sohn De Voß Herrmann's genannt war.

Dieß scheint bei vielen Nationen in der Zeit, wo sie feste Familiennamen annahmen, der Hergang gewesen zu sein, namentlich bei den Russen, bei denen die vornehmen Geschlechter zwar längst feste Namen führen, aber immer ihr Patronymicum noch zwischen den Familiennamen und den Taufnamen einfügen. So nennen sich z. B. die Mitglieder des großen Geschlechts Wassiltschikow: Peter Pawlowitsch Wassiltschikow, Anna Petrowna Wassiltschikow, d. h. Peter Paul's Sohn Wassiltschikow, Anna Peter's Tochter Wassiltschikow.

In Dänemark und Norwegen haben sich selbst die

adeligen Geschlechter noch bis zum Ende des Mittelalters ganz nach demselben Systeme wie die Bauern genannt, z. B. Peter Nielsen, Niels Petersen u. s. f. Erst Friedrich I. befahl 1526 dem dänischen Adel, Familiennamen anzunehmen, um den sonst unausbleiblichen Verwirrungen vorzubeugen.

Viele Edelleute fuhren aber dennoch über ein Jahrhundert lang (bis 1660) fort, sich auf die alte Weise zu nennen. Manche fügten dem Familiennamen noch das Patronymicum hinzu, z. B. so: „Frederik Jasper's Sohn Ville." Erst jetzt, nach 300 Jahren, ist die Reihe der Wandlung auch an die Bauern gekommen. Wie schwer ist es doch, die Völker zu reformiren, und wie unselig lange schleppen sich alte Mißbräuche fort. Die Nationen en masse gehen wie die Schnecken.

Es ist bemerkenswerth, daß im vorigen und in diesem Jahrhundert eine Menge interessanter Verordnungen verschiedener europäischer Regierungen gegen die Mißbräuche bei der Benennung der Individuen der ihnen untergebenen Völker fast gleichzeitig angetroffen ist.

Im vorigen Jahrhunderte traten die Engländer mit mehren Verordnungen hervor, in denen den Schotten, die bisher gewohnt waren, sich bloß nach dem Häuptling ihres Clans zu nennen, vorgeschrieben wurde, sich besondere Familiennamen beizulegen.

Vor 20 oder 30 Jahren befahl die hannöversche Regierung den ihr untergebenen Friesen, ihre alte Be-

nennungsweise aufzugeben und sich Familiennamen zu wählen.

Vor 10 Jahren erschienen auch in Rußland Ukasen, welche den Letten, die bisher gewohnt waren, zu ihren Vornamen weder einen Vaternamen, noch einen Häuptlingsnamen, sondern nur den Namen des Bauernhofes, auf dem sie geboren waren, zu setzen, Familiennamen anzunehmen befahlen. Durch diese Ukasen wurden die Herzogthümer Livland und Kurland in eine geschäftige Aufregung versetzt, eine Aufregung, von der ich selbst Zeuge war, indem ich für die darum verlegenen Letten Namen suchen half.

Hat man alle diese interessanten Staatsoperationen und die dabei zu Tage geförderten Gesetze und Erscheinungen schon irgendwo gesammelt und in ihrer historischen Entwickelung verfolgt?

Ich erwähnte so eben die Verordnungen der hannöverschen Regierung gegen den Namenunfug. Ich hätte schon im Voraus bemerken können, daß dort, obschon die friesische Sprache daselbst völlig ausgestorben ist, doch noch die alten friesischen Namen sowohl, als auch das System der Namengebung bis auf die neueste Zeit geblieben sind.

Ich habe einige Tausend Namen ostfriesischer Familien vor mir liegen und will einige davon anführen, die allgemein friesisch sind und zum Theil auch noch bei unseren Nordfriesen vorkommen, z. B. Auts, Bewen, Braß, Brawe, Bley, Brötje, Brahms, Djurken, Edbens, Eimen, Ennen, Ehnts, Freese, Gerdes, Hemken,

Hommes, Hebleſs, Heycken, Hajen, Hobbie, Hemmie, Irps, Lauts, Lübbers, Meents, Mennen, Meints, Mammen, Oyen, Olck, Remmers, Rolfs, Symens, Sents, Suur, Tönjes, Tetens, Tabbiken, Tjaarks, Tjarts, Tjaden, Ubben, Ulms, Umbſen, Wübbers. — Mancher Nordfriese wird dabei vielleicht mit Vergnügen bemerken, daß ſein eigener Name auch noch jenſeits der Elbe und Weſer blüht. Die Eigennamen, welche an Perſonen und Sachen kleben, ſind wohl immer das Letzte, was von einer Sprache zu Grunde geht.

Die meiſten der alten frieſiſchen Namen ſind einſylbig, wenigſtens äußerſt kurz. Merkwürdig und faſt wie weiße Schafe unter ſchwarzen nehmen ſich unter ihnen die vielen auf „a“ ausgehenden Familiennamen aus, die, obgleich faſt wie italieniſche lautend, doch ächt frieſiſch ſind, als: Wiarda, Abena, Butzinga, Menninga, Kammenga, Gerzema, Mäntinga, Poppinga, Mezima, Heyenga, Agena, Krummenga, Thedinga. Woher mag dieſe abweichende Form nach Friesland gekommen ſein? Auch im Ruſſiſchen kommen viele Namen vor, die frappant wie italieniſche klingen und doch ächt ruſſiſch ſind, z. B. Borosino.

Das Westerland.

Ich habe schon oben gesagt, daß die Tetens und Taddikens von Westerland-Föhr viel eigenthümlicher und altfriesischer sind als die Tetens und Taddikens von Osterland-Föhr. Bei ihnen giebt es nicht nur alte Kleidung, sondern auch noch viele alte Worte, Alterthümer, Riesengräber, Schanzen und hübsche Sagen. Kurz Föhr hat sein Westerland, wie Dänemark sein Jütland, wie Kurland sein Semgallen, wie der Mond seine Schattenseite.

Die Vergleichung mit dem Monde ist wohl die beste, denn unsere Insel ist fast so rund wie die Mondscheibe; nur daß man dort oben von einem traurigen wüsten Vulcan zum anderen in's Schattenreich reist, während man hier von einem freundlichen Dorfe zum anderen bis in's Westerland kommt. Wir stiegen zu Zeiten in diesen Dörfern aus, um den einen oder anderen unserer Bekannten zu besuchen, oder um hie und da Einiges von den Bewohnern zu lernen oder Notizen nachzuholen.

In dem einen trafen wir einen Jüten, der auf seiner Tenne tüchtig arbeitete. Er hatte sich als Knecht mit seiner Hausfrau verheirathet. Ein Friese, mit dem wir über seine Lebensgeschichte sprachen, machte die Bemerkung: „Ja, diese Jüten kommen hierher und heirathen unsere Wittwen. Se dot et ober nich út Trieb. Se heirothet scheef un krum, dat is ánen alle lige vál." (Sie thun es aber gar nicht aus Trieb. Sie heirathen darauf los, schief oder krumm. Das ist ihnen ganz gleich viel.)

In einem anderen Dorfe stiegen wir bei einem ehemaligen Schulmeister ab, der uns sagte, daß er zu seiner Zeit (vor etwa 50 Jahren) sich viel mit seinem Prediger gestritten habe. Er selber, der Schulmeister, habe nie an den Teufel und an Gespensterspuk glauben wollen, und da habe der Prediger, der anders gesinnt gewesen, ihn für einen Atheisten erklärt und ihm so viel zu schaffen gemacht, daß ihm das ganze Schulmeisterhandwerk dadurch verleidet worden sei. In seiner Jugend hätte man noch in den alten Gesangbüchern Verse wie folgenden gesungen:

„Christi Blut und Herrlichkeit
Ist meiner Seele Schmuck und Ehrenkleid."

Er erinnere sich dieses Verses noch genau aus seiner Jugend her. Auch wisse er noch sehr wohl, was er sich bei diesem Verse gedacht habe; es habe ihm nämlich dabei ein mit Blut beschmiertes Kleid vor der Seele geschwebt. Später habe zwar seine vernünftigere und aufgeklär-

tere Ansicht von religiösen Dingen unter den Leuten die Oberhand gewonnen, jetzt aber wehe wenigstens von Seiten der Prediger zum Theil wieder ein anderer Geist; allein sie hätten einen schweren Stand, das Volk sei nun einmal aufgeklärt, und man werde es so leicht nicht wieder herumbringen.

Es war uns leicht, in den Erzählungen unseres Alten die Phasen zu erkennen, durch welche die religiösen Ansichten und Stimmungen in den letzten Jahrzehnten in diesem Lande gegangen sind, nämlich den im vorigen Jahrhunderte herrschenden alten Glauben, den diesen wegwerfenden und allgemein werdenden Rationalismus, und dann den durch Claus Harms, diesen neueren Apostel des Nordens, wieder angefachten und vermehrten Eifer und Pietismus.

Das Westerland von Föhr oder, wie die Leute hier sagen, Westerland-Föhr erreicht man ungefähr in der Mitte der Insel, denn Westerland und Osterland schneiden sich auf diesem Monde durch eine Diagonale die jeder Hälfte ungefähr gleich viel zutheilt.

Die politischen Zustände des Westerlandes sind im Ganzen bunt genug, und ich will sie hier erwähnen, um an ihnen beispielsweise zu zeigen, wie sich hier dänische und deutsche Verhältnisse zu Zeiten mischen. Denn obgleich, wie oben gesagt, das Westerland der Hauptsache nach zu Jütland und zwar unter den Amtmann von Ripen gehört, so giebt es doch mehre Verhältnisse, in Bezug auf welche es mit dem Herzogthume Schleswig verbunden ist.

Im Ganzen genommen, gehört es in finanzieller Rücksicht zu Schleswig, aber es giebt Finanzbrauchen, wo dieß nicht der Fall ist; so z. B. nimmt es nicht an der schleswig'schen Brand- und Criminalcasse Theil. In Bezug auf die Deichlasten gehört es ebenfalls zu Schleswig, und ein Theil von ihm ist auch in kirchlicher Beziehung diesem Herzogthume einverleibt, obgleich der größte Theil unter dem jütischen Bischof von Ripen steht.

Obwohl diese bunten Verhältnisse mancherlei Unbequemlichkeit hervorbringen, so entspringt doch für die Bewohner des Landes daraus eine gewisse Freiheit und Unabhängigkeit, wie es denn häufig bei solchen entfernt liegenden Erdwinkeln der Fall ist, von denen Niemand recht weiß, wer darüber zu verfügen hat. Ein dänischer Birkvogt ist hier Beamter, der mit den Repräsentanten, welche das Land wählt, ziemlich unabhängig dasteht. Die Leute wünschen daher, wie mir es scheint, gar keine Veränderung in ihrem Zustande. Sie sehnen sich nicht nach der Vereinigung mit dem Herzogthume Schleswig und suchen dieselbe, die schon mehre Male vorgeschlagen und versucht, ja einmal im vorigen Jahrhunderte anbefohlen wurde, zu verhindern. Sie stehen deßhalb bei der jetzigen Bewegung der Gemüther im Herzogthum Schleswig mit den Osterlandföhringern, obgleich sie mit ihnen Sprache und Sitten gemein haben, in einiger Opposition, und einige von den gegenseitigen, an der Spitze stehenden Parteimännern feinden sich an und stellen so auf dieser kleinen

Inſel in einem ſehr verjüngten Maßſtabe das Bild des Streites dar, den die Schleswiger und die Dänen auf einem größeren Schauplatze durchführen.

Die Weſterländer lieben ihr jetziges Regiment, weil die Dänen, wie ſie rühmen, ſie immer bei ihren alten Privilegien gelaſſen haben.

Wie friedlich die Leutchen ſich hier immer ausgleichen und wie primitiv es auf dieſen Inſeln im Vergleich mit dem Verfahren in unſeren deutſchen Polizeiſtaaten noch hergeht, hatten wir ſelbſt zu bemerken Gelegenheit, als wir einmal auf einer derſelben mit dem ihr vorſtehenden Beamten umherfuhren, und er unterwegs Gelegenheit bekam, einen Paß zu renoviren.

Mitten in der Heide kam uns eine Frau haſtig entgegengelaufen und gab, bei unſerem Wagen angelangt, ein Zeichen, daß ſie den Herrn Hardesvogt (Oberbeamten) zu ſprechen wünſche. Sie ſagte, daß ihr Sohn ſeinen alten Paß verloren habe, und daß er noch heute einen neuen zu haben wünſche, weil er morgen nach Grönland abreiſen wolle. „Iſt es gewiß wahr, daß Dein Sohn ſeinen Paß verloren hat?“ — „Ja wohl, wie ich Ihnen ſagte.“ — Wie heißt Dein Sohn?“ — „Dirk Jung Dirkſen.“ — „Was hat er für Augen?“ — „Bloue.“ — „Was für Haare?“ — „Ja ich glowe, ſe ſint jo wol brun!“ — „Biſt Du deſſen gewiß?“ — „Ja.“ — „Kennſt Du meine junge Nichte, die mit mir in meinem Hauſe wohnt?“ — „Ja.“ — „Nun dann gehe

nur in mein Haus zu meiner Nichte und sage ihr, sie solle Dir auf eins von den Blanqueten, wo mein Name schon unterschrieben ist, den Namen Deines Sohnes und das Uebrige darauf schreiben. Lebe wohl."

Natürlich konnte der Hardesvogt in einem Lande, wo die Leute nicht lügen und wo noch Treue und Glauben herrscht, mit Fug und Recht so verfahren. Es war tausend gegen eins zu wetten, daß die Sache sich gerade so verhielt, wie die Frau sagte.

Ein Umstand, der den Leuten in Westerlandsöhr besondere Freiheit verschafft, ist der, daß sie die Verordnungen, welche ihnen die Beamten aus Jütland zusenden, nicht verstehen und daher auch nicht befolgen können. Sie bekommen diese Verordnungen nämlich in dänischer Sprache zugeschickt, diese aber kann bei ihnen außer dem dänischen Birkvogt Niemand lesen.

Eigentlich sollen diese Verordnungen von den Küstern in den Kirchen vorgelesen und der Gemeinde publicirt werden. Diese Küster verstehen aber kein Dänisch, und wenn sie es auch lesen könnten, so würde es doch die Gemeinde nicht begreifen. So werden denn alle solche Verordnungen, deren ziemlich viel sein sollen, ad acta gelegt. Dieß ist hier schon seit Jahrhunderten Gebrauch.

Auch an dem in Jütland neu aufgelebten Ständeleben nehmen diese Hintersassen keinen Theil. Sie schicken keinen Deputirten zu der jütischen Ständeversammlung, weil Keiner unter ihnen ist, der den vom

Gesetz bestimmten Grundbesitz hat. Eigentlich hätten wohl Mehre von ihnen so viel; allein das für Jütland geltende Maß ist bei ihnen viel größer, und da sie also nach ihrem größeren Maßstabe bemessen werden, so hat keiner von ihnen den zur Vertretung befähigenden Grundbesitz.

So wie die dänischen Verordnungen, so kommen zu Zeiten auch die dänischen Bischöfe auf ihren Inspectionsreisen hierher und halten in der Kirche dänische Reden, die ebenfalls außer den etwa vorhandenen jütischen Knechten Niemand versteht. Es ist bekannt, daß in dem nördlichen Schleswig, wo die dänische Sprache beim Volke und die deutsche bei den Gebildeten herrscht, eine Menge eben so großer, ja noch empfindlicherer Uebelstände zum Vorschein kommt.

Derjenige Theil von Westerlandföhr, welcher in kirchlicher Beziehung zum Herzogthum Schleswig, in politischer aber zu Jütland gehört, hat noch das eigene und für die, welche sich mit Statistik befassen, lehrreiche Schicksal gehabt, daß er bisher bei den großen allgemeinen Zählungen der Bewohnerschaft der ganzen dänischen Monarchie gar nicht mitgezählt wurde.

Dieß kam daher, weil in Dänemark die Zählungen von den Geistlichen, in Schleswig und Holstein aber von der politischen Behörde vorgenommen werden. In dem besagten Inselstücke konnte sich also Niemand zur Zählung befugt und verpflichtet fühlen, weder die dänische Regierungsbehörde, noch die schleswig'sche Kirchenobrigkeit; die Leute blieben daher ungezählt, und doch waren

es ungefähr 1200 Menschen, was beinahe ein Viertel der ganzen Bewohnerschaft der Insel ausmacht.

Es mag dieß für die, welche ihre statistischen Tabellen immer so prunkhaft bis auf Zehner und Einer ausfüllen und wo möglich auch noch in die Brüche gehen, ein kleiner Wink sein. Ich muß übrigens hinzusetzen, daß man jetzt jene 1200 ausgeschlossenen Insulaner mit in Rechnung gebracht hat.

Die westlichste äußerste Kirche von Föhr, zu der wir pilgerten, hieß St. Laurentii. Sie liegt ganz einsam, fern von allen Dörfern auf der hohen Geest, mitten in der Heide, und daher auch, so zu sagen, mitten unter den Antiquitäten und alten Baumonumenten der Insel.

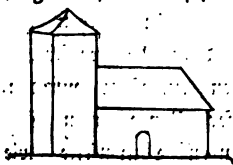
Ich sage — „daher," denn ich habe bemerkt, daß die Geest, namentlich die mit Heide und Torfmoor bedeckte, in diesen Ländern die Hauptbewahrerin der Reste des Alterthums ist.

Die Marsch, als neugebildetes Territorium, hat natürlich fast nie etwas sehr Altes, man findet dort namentlich keine heidnischen Grabhügel. Und wo die Geest sehr bebaut ist und daher Heide und Moor vernichtet sind, da sind auch die alten Ueberbleibsel mehr bei Seite geschafft.

Die Kirche selbst ist schon alt und stammt, wie man behauptet, aus dem 12ten Jahrhundert. Ueberhaupt sind alle Kirchen auf diesen friesischen Inseln sehr alt und haben auch ganz das Ansehen danach. Die jüngste auf unserer Insel Föhr soll aus dem 13ten Jahrhunderte stammen. Mancher Kirche schreibt die Sage ein

fast tausendjähriges Alter zu, wenn schon sie ihre Behauptung wohl schwerlich erweisen kann.

Obgleich ich mich viel danach umsah, so erinnere ich mich doch nicht, in Friesland eine neugebaute Dorfkirche gesehen zu haben. — Auch herrscht bei den meisten von ihnen ein und derselbe alte höchst einförmige und schmucklose Styl. Die Kirche selbst ist meistens ein längliches, schmales Gebäude mit spitzem Giebeldach, an dessen einem Ende sich ein dicker, plumper, vierkiger Thurm anschließt. Man kann sich etwa die nebenstehenden Linien als charakteristisch merken. Wenn man auf einem kleinen Schiffe mitten zwischen den friesischen Inseln dahin segelt, so bekommt man an vielen Stellen des Horizonts, auf den Inseln und auf dem Festlande, diese Figur zu sehen.



Ich weiß nicht, zu welchem Zwecke die Kirchen eigentlich den Thurm haben, denn fast durchweg findet man noch ein kleines Glockenthürmchen neben der Kirche stehen. Dieses närrische sonderbare Gebäude ist ein spitziges aus Baumstämmen und Balken zusammengesetztes Blockhaus. Wenn die Kirche etwas entfernt ist, so sieht auch wohl, wie in Wyk, wo man bei gewissen Winden die Glocke der Kirche nicht hören kann, noch ein solcher Glockenthurm in dem Hauptdorfe selbst, und dieser zeigt dann den nahen Einwohnern an, was in dem entfernten Gotteshause vorgeht.

So viel ich weiß, ist es eine uralte christliche Sitte,

den Glockenthurm von der Kirche zu trennen, und sie findet sich unter Anderem in der ältesten christlichen Kirche, der griechischen nämlich, z. B. in ganz Rußland. — Außer hier im Schleswig'schen, sah ich diesen Gebrauch sonst in Deutschland nirgends.

Die meisten Kirchen sind zum Theil aus Feld- oder Rollsteinen, die als Unterlage dienen, und aus Backsteinen, aus denen die dicken Hauptmauern und die Untermauern der Thüren bestehen, sehr solid gebaut. Auf der Westseite, von wo die meisten Stürme herwehen, ist der Thurm gewöhnlich mit einer Menge von eisernen Ankern und Klammern zusammengehalten, die dort bei verschiedenen nöthig gewordenen Reparaturen eingefügt wurden. Die Data und Jahreszahlen dieser Reparaturen sind mit großer Eisenschrift auf der ganzen Thurmseite wie auf einem großen Pergamentblatte verzeichnet.

Gewöhnlich haben diese Kirchen verschiedene Eingänge, und über einigen derselben ist noch ein kleines Nebendach, ein Anbau errichtet, der eine Art Vorzimmer oder Vorhaus vor dem eigentlichen inneren Eingange der Kirche bildet. Diese Nebenhäuschen haben im Friesischen eigene Namen. So heißt z. B. das eine, welches dazu bestimmt ist, daß die Wöchnerinnen hier nach ihrem ersten Kirchgange einträten und sich vom Prediger vor oder nach dem Gottesdienste besonders segnen ließen, das „Kasterhuis".

Auf dem sasten Wall in seiner Halde, sagte mir ein Friese, nenne man diesen Anbau das „Karrenhuis," d. h. das Katharinenhaus, weil die heilige Katharine

in katholischen Zeiten die besondere Schutzgöttin der Gebärenden gewesen sei. Wahrscheinlich sei auch das Wort „Kafterhuis“ nur eine Umänderung von „Karrinhuis“.

Einen anderen solchen Anbau nennen sie „Korsfästeshuis“, d. h. das Kreuzbefestigungshäuschen. In diese Entree wären nämlich, sagte man mir, in den Zeiten, als die Weiber sich noch heidnisch bunt getragen hätten, diese eingetreten und hätten da ihre auf dem Herwege etwas in Unordnung gerathene Toilette in Ordnung gebracht, namentlich einen gewissen Theil ihres Kopfputzes, der „Kors“ geheißen, sich einander aufgesteckt.

Mit dem Verschwinden dieser alten Kleidung und mit dem Aufhören der besagten Einsegnungen gehen nun allmälig auch die Karrinhuis, die Kafterhuis und die Korsfästeshuis verloren.

Man findet sie daher nicht mehr bei allen Kirchen, oder wenn sie ja noch da sind, so werden sie nur „Vorhäuser“ genannt. Jedoch besteht das Andenken an sie noch lebendig unter dem Volke, und jene Ausdrücke sind, wie ich mehre Male Gelegenheit zu bemerken hatte, noch vielen Menschen geläufig.

Mich interessirt die Entdeckung und Beobachtung solcher kleinen Sitten und Verhältnisse weit mehr als die Betrachtung mancher sogenannten großen Staatsrevolution und mancher mit vielen Ansprüchen in der Geschichte auftretenden Persönlichkeit.

Im Laufe der langen Jahrhunderte, während deren eine solche Sitte bestand, wurden davon, wenn man

sie alle zusammenzählt, viele Hunderttausende, ja Millionen von Menschen betroffen, während eine Revolution oder Persönlichkeit in der Regel nur die Zeitgenossen vorübergehend trifft.

Der Guldbergs, der Struensees, der Gysselfeldts tauchten eine ganze Menge auf und gingen mit ihren bunten Plänen wieder unter, während die friesischen Weiber, so viele ihrer auf der Welt erschienen, immer auf dieselbe Weise in ihren Karrinhuis und Korsfästeshuis erschienen, sich da sorgfältig ihren Hauptschmuck befestigten oder sich daselbst nach ihrem Wochenbette einsegnen ließen. Man könnte sagen, daß an dem Baume der Sittengeschichte Alles riesig ist, selbst das kleinste Zweiglein.

Ich möchte solche kleine Sitten mit kleinen Bächen vergleichen. Diese kleinen Bäche, welche seit Anbeginn der Welt still die Thäler durchflossen, die Mühlen trieben und die Bleichen und Gärten der Bewohner zu allen Zeiten auf gleiche Weise bewässerten, sind doch noch Riesen, und mit Recht stehen auch ihnen nach der Mythe der Griechen Götter aus dem Titanengeschlecht vor.

Daß von den plötzlichen Umwälzungen, Erschütterungen und mächtigen, viele Gewalt in ihre Hände concentrirenden Persönlichkeiten bei den Geschichtschreibern und überhaupt in der Welt weit mehr die Rede ist als von jenen kleinen Erscheinungen, kommt zum Theil daher, weil wir solche Dinge viel leichter begreifen und daher auch leichter ein Interesse für sie gewinnen.

Es gehört schon eine ungewöhnliche Phantasie dazu, sich die Menschen Jahrhunderte lang auf den alt ausgefahrenen Wegen der Sitten und Gebräuche wandelnd zu denken. Es ist wie mit einem Wasserfalle; ihn übersieht das Auge leicht, man begreift das Interesse, welches er hervorruft, aber die große Wirksamkeit des Stromes im Ganzen und in allen seinen Theilen ist schwerer zu beurtheilen, und ein Bild davon macht man sich nicht so leicht. Daher ist es auch schwer, eine genügende, anschauliche und den Leser nicht ermüdende Sitten- und Culturgeschichte zu schreiben.

Das Innere jener friesischen Kirchen ist ungemein einfach, ernst und hoch. Mir scheint sich darin das, was man nordischen Charakter nennt, sehr deutlich auszusprechen, und ich dachte dabei oft an die Kloster-Dorfkirchen in den südlicheren Theilen von Deutschland, z. B. in Tyrol und im Erzherzogthume Oesterreich zurück. Wie sind da die Kirchen oft malerisch gestaltet, wie oft findet man sie im edelsten Baustyl errichtet, wie sind sie angefüllt mit schönen Holzschnitzwerken und mit Gemälden, die, wenn auch nicht immer von Apelles, doch häufig von guten Meistern der Provinz ausgeführt sind.

Die Holzschnitzwerke, welche ich hier sah, beleidigten das Auge. Es ist kaum möglich, daß die alten Heiden ihre Götterbilder barbarischer ausführten. Unter Anderem steht auf dem Altare der ältesten friesischen Kirche, der von St. Johannes auf Föhr, ein Holzbild

die sich auf einen „vir praestantissimus Richardus Richardi“ (Richard Richards) bezogen, mehre Male mit Behagen. Das Gefühl für die Schönheiten des Lateinischen schärft sich in entlegenen Winkeln der Welt, wo man dasselbe nur selten hört; um so mehr.

Von der St. Laurentiikirche wurde mir erzählt, daß sie in uralten Zeiten aus England hierher gebracht worden sei. Die englischen Missionäre sollen nämlich nicht nur die Kirche gestiftet, sondern auch die Backsteine und das übrige Baumaterial dazu aus England herübergeschafft haben. Ich fand hier an mehren Orten Sagen von aus England gebrachten Kirchen, und es scheint also, als ob schon vor Anscharius hier englische Missionäre thätig gewesen wären.

Der Prediger, welcher uns gastfreundlich in seinem Departement herumführte, erzählte uns Manches von den eigenthümlichen Verhältnissen der Friesen zu ihrem Seelsorger. Während bei uns anderen Protestanten fast durchweg dafür der Name „Prediger“ oder „Pastor“ eingeführt ist, nennen sie ihn nach alter katholischer Sitte „de Präst“ (den Priester), jedoch nur wenn sie von dem Abwesenden in der dritten Person sprechen, indem sie z. B. sagen: „de Präst hat das und das gethan“, oder „de Präst hat das und das gewünscht.“

In der Anrede nennen sie ihn bloß „Herr“. Müssen sie das Pronomen gebrauchen, so ist das Eigene dabei, daß sie ihn fast nie mit „Sie“ anreden, sondern statt des Pronomens seinen Namen setzen. Heißt der Prediger z. B. Richards, so sprechen sie zu ihm: „Will Richards

wohl so gut sein?" — „Könnten wir Richards wohl bitten, daß Richards uns den Gefallen thäte?" — „Wenn Richards uns nur seinen Wagen leihen wollte ꝛc." — Die Gemahlin des Predigers nennen sie auf dieselbe Weise „Mutter" und sagen z. B.: „Wir kommen, Mutter zu unserer Taufe einzuladen, wenn Mutter nichts dawider hat."

Dieß erinnert an die Ausdrucksweise einiger noch kindlich einfachen und wilden Völker. Bei den Friesen, sagte mir mein Pastor, hinge dieß noch mit einer anderen Sitte zusammen, nämlich mit der demokratischen Gewohnheit, alle Leute, die ihnen im Alter nicht weit vorangehen, zu duzen.

Die Inselfriesen kennen bloß die vernünftigste, natürlichste und respectabelste von allen Aristokratieen, die bei allen in patriarchalischen Verhältnissen lebenden einfachen Völkern vorherrscht, die Aristokratie des Alters, und ein Friese nennt daher bloß solche Personen „Sie", die ungefähr so viele Jahre älter sind, daß sie allenfalls seinen Vater oder seine Mutter vorstellen könnten.

Die friesischen Frauen finden wohl zuweilen Gelegenheit, nach Hamburg und anderen Städten auf dem Festlande zu reisen. Ein Capitain erzählte mir, daß seine Tante einmal eine solche Reise nach Hamburg gemacht habe, und daß sie auf derselben sich nicht habe entschließen können, zu einem Menschen, der jünger als sie selbst gewesen sei, „Sie" zu sagen, und daß sie daher überall auf der Reise mit ihrem „Du" viel Aufsehen erregt habe.

Die Pastoren sind nun oft sehr jung, und es schien

daher unnatürlich, sie mit dem nur für das Alter reservirten „Sie" anzureden; die Leute haben daher den Ausweg eingeschlagen, nie das Pronomen bei ihnen zu gebrauchen, sondern immer das Substantivum selbst zu setzen.

Dieß Alles geschieht indeß nur, wenn sie friesisch sprechen; reden sie hochdeutsch, so fügen sie sich, wie es mir scheint, immer unserer Sitte. Auch beobachten sie ihre friesische Sitte nicht, wenn sie an Bord der Schiffe und in ferne Welttheile gehen. Dann nennen sie sich „Herr Capitain", „Herr Steuermann" ꝛc.; kommen sie aber auf ihre Insel zurück, so hören die Subordinationsverhältnisse auf, und Capitain und Steuermann werden sogleich wieder gebuzt, es wäre denn, wie gesagt, daß sie greises Haar hätten.

Die Insulaner haben es nicht allzugern, wenn der Priester viel plattdeutsch und friesisch mit ihnen spricht. Es gab hier in einem Kirchspiele früher einen Prediger, der sich immer mit diesen Sprachen zu seinen Leuten herabließ und sich dadurch bei ihnen beliebt zu machen glaubte. Er verlor aber dadurch in ihren Augen. Selbst die, welche nur wenig hochdeutsch verstehen, fühlen sich doch geehrt, wenn sie ihre wenigen Phrasen anbringen können. Sie haben es daher gern, wenn der Prediger die Sprache ihrer Bibel und ihres Gesangbuches redet, wenn schon sie auf seine Rede nur friesisch antworten können. Viel Aehnliches läßt sich von dem Verhältniß der dänischen Schleswiger zu ihrem deutschen Prediger behaupten.

Nahe bei der St. Laurentii-Kirche finden sich in der Heide verschiedene Ueberreste aus alter und uralter Zeit.

Es gehört zwar zum Theil ein geübtes Auge dazu, sie unter den Heidekräutern zu entdecken, allein sie gewinnen dadurch fast noch an Interesse. Vorerst sieht man ganz nahe bei der Kirche ein etwa 50 Schritt langes und 15 Schritt breites Stück Heideland, das nur ein Weniges über das Uebrige erhöht und mit einem Graben umzogen ist. Das Ganze bildet ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm und stellt ein sogenanntes Riesengrab vor.

Bekanntlich ist diese Form der Gräber die älteste im Norden und stammt aus uralter vorhistorischer Zeit. Die Oberfläche des erhöhten Grabhügels oder vielmehr Grabfeldes ist ganz flach. Alles, Rücken, Seite, Graben, sieht man mit dunkeler Heide überwachsen, und indem ich darin etwas mühsam herumschritt, um die Größe des Ganzen auszumessen, kam es mir vor, als untersuche ich eine alte, dem Boden eingegrabene Runenschrift, einen Buchstaben, der von einer unvordenklichen Zeit Kunde gab. Natürlich erzählen die Leute von dem hier begrabenen Riesen wunderliche Sagen.

Spaziert man weiter in die Heide hinaus, so findet man eine ganze Gruppe von runden, kugelförmigen Hügelgräbern, einer Art von Gräbern, die aus späterer Zeit stammt als die flachen Riesengräber. Sie sind ungewöhnlich dicht zusammengestellt und rund herum mit einem Wall und Graben eingefaßt, so daß diese Hügel fast ganz so da liegen, wie die Grabmonumente auf unseren Kirchhöfen. Die Leute nennen diese Hügelgruppe die „Monklembergen."

Von den Monklembergen weiter vorschreitend, findet man noch eine Spur von dem Wall und Graben eines Lagers, welches der dänische König Waldemar Atterdag hier im Kriege mit dem bereits genannten Claus Limbeck aufgeworfen haben soll. Dieser Claus Limbeck lagerte in einer großen und hohen Befestigung, welche noch jetzt die Burg genannt wird, und der König Waldemar lag ihm gegenüber in dem besagten Lager, dessen Ueberreste mir deßwegen interessant waren, weil sie zeigten, bis auf wie Weniges solche königliche Lager herabkommen können, und bis wie weit der forschende Geist selbst solchen Alterthümern nachforschen muß.

Der uns führende Geistliche fragte nämlich, als wir an Ort und Stelle angekommen waren, ob wir nicht auf dem Felde in dem Grase und den Heidekräutern einen etwas anders, nämlich heller gefärbten Kräuterstreifen entdecken könnten; dieser bezeichne Waldemar Atterdag's Lager und Wall, der selber freilich von der Zeit und den Landleuten zerstört und abgetragen worden sei, aber sich doch noch dadurch ankündige, daß er das Gras auf seinen Grundlinien etwas anders wachsen und sich färben lasse, wahrscheinlich weil der Erdboden dort anders beschaffen sei. Wir erkannten die Zeichnung und die Winkel des Parallelogramms ganz deutlich im Grase, aber nur ein kleiner Haufen Erde vom Walle hatte sich noch jenseits des Communalweges aufrecht erhalten.

Dieser Zustand einer alten Ruine ist zwar für

den Maler wenig pittoresk, aber für den Forscher durchaus interessant. In Dänemark sind (außer den Erdarbeiten) die meisten Ruinen bis auf den flachen Boden herabgekommen.

Von antiken Erdarbeiten steht aber eine der am besten erhaltenen gleich hinter dem besagten Lager. Es ist die sogenannte Burg des Claus Limbeck, die hier mitten in der Fläche liegt.

Ich sage, die „sogenannte" Burg, denn obwohl die Volkssage allgemein annimmt, daß die in Frage stehende Ruine eine solche sei, so ist es doch sowohl unter den Gelehrten, als auch unter den gebildeten Einwohnern der Insel und unter den Reisenden und Badegästen, die dieselbe zu besuchen kommen, und denen der hohe Bau schon von Weitem als etwas Besonderes auffällt, noch eine große Streitfrage, ob derselbe wirklich zu Kriegszwecken errichtet worden sei oder nicht.

Wir schieden uns in mehr Parteien als die Kriegenden der damaligen Zeit, denn damals gab es nur die Dänen des Königs Waldemar und die Leute des Claus Limbeck. Bei uns gab es aber erstlich diejenigen, welche mit kriegerischem Spiel in die besagte Burg einzogen, in blanker Rüstung ihre Wälle besetzten, sie als militärische Befestigung gebrauchten und behaupteten, sie sei entschieden eine solche. Zweitens waren da die Politiker und Volkstribunen, welche über den Mißbrauch eines öffentlichen, heiligen Zwecken gewidmeten Staatsgebäudes klagten. Sie behaupteten, ein solches Werk sei nicht für den Krieg, sondern für

die hochwichtigen Versammlungen des Volks bestimmt gewesen, die innerhalb des heiligen Kreises unter freiem Himmel mit Opfern und Gebet u. s. w. abgehalten worden seien.

Kaum waren diese Politischen lautbar geworden, so wurde ihnen von anderen Leuten widersprochen, die sich sofort sowohl gegen die Kriegerischen als gegen die Politischen in ihrem Lager verschanzten, und die wir recht wohl die Hirten nennen konnten, denn sie behaupteten, die Bedeutung des Baues sei gar nicht so weit herzuholen und weder in kriegerischen, noch in Staatszwecken zu suchen. Vielmehr sei der Wall einzig und allein eine Umzäunung für das Vieh, um dasselbe bei Ueberschwemmungen vor der Gefahr des Ersaufens zu retten.

Bevor wir jedoch die Ansichten und Gründe dieser Parteien untersuchen, müssen wir vor allen Dingen eine deutliche Vorstellung von der Beschaffenheit der streitigen Burg zu geben versuchen, in deren bisheriger Beschreibung manche Puncte nicht berücksichtigt worden sind. Auch will ich gleich im Voraus bemerken, daß sich eine solche Schilderung wohl der Mühe lohnt, weil es sowohl auf mehren dieser friesischen Inseln, als auch überhaupt in diesen nordischen Gegenden eine Menge ganz ähnlicher Bauwerke giebt.

Das Ganze besteht der Hauptsache nach aus einem hohen, mächtigen, fast cirkelrunden Walle, der einen inneren flachen Raum umschließt. Der Wall ist etwa 40 Fuß hoch und steigt aus der flachen Marsch, in der er

steht, ziemlich steil an. Der innere Raum hat etwa 400 Fuß im Durchmesser und also gegen 1200 Fuß im Umkreis.

Außerhalb des Walles befindet sich ein jetzt ziemlich verschütteter Graben und jenseits des Grabens ein zweiter sehr schmaler und etwa 6 Fuß hoher, aber in seinen Trümmern noch sehr deutlich erkennbarer Wall. Der innere Raum ist, wie gesagt, ganz flach, hat aber im Centrum einen kleinen Wassertümpel, der, wie es scheint, durch zusammenlaufendes Regenwasser entsteht.

Der hohe Wall ist 40 Fuß hoch und fällt nach außen hin ziemlich steil ab, nach innen aber hat er ganz nahe unter seinem oberen Rande einen breiten Absatz, der rund herum läuft. Der Rand selbst wird noch durch einen Einschnitt oder eine kleine, etwas unregelmäßige, aber überall leicht zu erkennende Vertiefung in zwei Theile getheilt. Die innere Fläche steigt nicht so tief hinab wie der äußere Marschboden; vielmehr ist diese innere Fläche durchweg noch etwa 18 Fuß über der sie umgebenden Marsch erhaben. Der äußere schmale Wall ist nur ungefähr 6 Fuß hoch. Ein Durchschnitt des Ganzen nimmt sich daher ungefähr so aus, wie die nachstehende Zeichnung andeutet, in der 1) das Niveau der Marsch, in der das Ganze steht, 2) den kleinen Wall, 3) den Graben, 4) den hohen Wall, 5) den oberen kleinen Einschnitt, 6) den inneren Absatz und 7) die innere, 18 Fuß hohe Fläche bezeichnet.

Wir mögen noch hinzusetzen, daß der Wall an zwei entgegengesetzten Seiten durchbrochen ist, und daß man durch die entstandenen Eingänge hineinfahren kann. Das Ganze ist mit einer Grasdecke überzogen und wird jetzt im Inneren wie an den Abhängen vom Vieh beweidet.

Diejenigen, welche wollten, daß dieß Werk eine Festung sei, stützten sich erstlich auf das Ansehen desselben und auf die Meinung, daß Wall und Graben in der Regel zu nichts Anderem diene, als zum Schutz gegen einen äußeren Feind, ferner auf die ganz allgemeine und sehr bestimmt lautende Volkssage, so wie auf den Umstand, daß es im Norden viele solche cirkelrunde Wälle gäbe, von denen eine ähnliche Sage ginge, und welche allgemein von den Geschichtsschreibern als Burgen angenommen würden.

Was nun die Sage des Volkes in Bezug auf den vorliegenden Fall betrifft, so nennen nicht nur die Leute der Umgegend diese Circumvallation allgemein „die Burg," sondern sie erzählen auch den Kampf des Claus Limbeck gegen Waldemar Atterdag, dessen Lager, wie wir sahen, sie ebenfalls nachweisen, ziemlich genau und gehen selbst in die Details der Belagerung ein.

Sie sagen, Klaus Limbeck sei von dem dänischen Könige so eng belagert gewesen, daß er zuletzt in Hungersnoth gerathen sei und nur noch eine einzige Kuh übrig behalten habe. Um jedoch den König glauben zu machen, daß noch sehr viel Nahrungsmittel vorhanden seien, und ihn so von der Fortsetzung der Belagerung abzuschrecken, habe er diese eine lebende Kuh nicht geschlachtet, sondern bald mit der bunten, bald mit der rothen, bald mit der schwarzen Haut einer der früher geschlachteten Kühe bedeckt und sie so in dieser Vermummung auf dem Walle grasen lassen. Dadurch habe er den König geneckt, dieser sei fahrlässig geworden, und der Ritter Limbeck sei endlich mit dem Reste der Seinigen bei Nacht aus der Burg gerückt und glücklich auf dem Meere entflohen.

Dagegen läßt sich nun aber Folgendes erwidern. Die Sage von der Belagerung des Limbeck mag immer wahr sein, ohne daß dadurch der militärische Charakter des Walles bewiesen wird. Denn es kann sein, daß der besagte Ritter, der vor Waldemar auf der Flucht war, nur gelegentlich diesen Wall, der allenfalls zur Vertheidigung dienen konnte und höchst wahrscheinlich schon längst vor ihm bestand und zu ganz anderen Zwecken bestimmt war, als Zufluchtsort benutzte. Daß aber der Ritter auf der Flucht mit seiner kleinen Mannschaft in aller Geschwindigkeit einen solchen Wall aufgeworfen habe, ist nicht denkbar, weil das Werk dazu viel zu groß ist.

Außerdem aber ist es gewiß, daß Wälle von cirkel-

andrer Form zur Vertheidigung durchaus weit weniger passend sind als viereckige Wälle. Denn erstlich lassen sich die viereckigen Häuser oder Zelte, die man darin aufschlagen will, in jenes Form gar nicht so leicht aufstellen, als im Viereck, und dann ist die zirkelrunde Umfassung bei Weitem nicht so leicht zu bewachen als die viereckige. Bei dieser reicht in jeder Ecke eine Schildwache hin, um das Ganze zu überschauen, bei jener müßte billiger Weise in jedem Punkte des Kreises eine stehen, weil die Kreislinie schon das nächste Ende des Walles ihrem Auge entrückt.

Daher haben sowohl die Römer, als auch andere kriegerische Völker immer das Viereck für die Form ihrer Lagerwälle gewählt.

Wenn es nun auf Rügen, in Jütland und in Norwegen ähnliche runde Wälle giebt, welche für Burgen ausgegeben werden, so ist von ihnen ebenfalls noch erst zu beweisen, daß sie es wirklich sind. Daß das Wort diese Wälle allgemein „Burgen" nennt, beweist nichts, denn das Volk ist sehr geneigt, jedem Walle ohne Weiteres einen kriegerischen Zweck beizulegen, und nennt z. B. auch in Südrußland die kleinen Hügel, welche ganz entschieden Grabhügel sind, „Kanonenbutzel," indem es sich einbildet, daß sie im Kriege zur Aufstellung der Kanonen gedient hätten.

Daß außerhalb der Burg noch ein Graben und ein Wall herumgehen, beweist eben so wenig für unsere kriegerisch gesinnte Partei; denn es giebt anderswo, z. B. in England, mehre entschieden nicht für Kriegszwecke be-

stimmte Monumente, welche gerade so mit einem kleinen Wall und Graben umzogen sind. So z. B. ist das berühmte druidische Stonehenge ebenfalls mit einem kreisförmigen und niedrigen Walle und Graben umgeben.

Man zog, wie es scheint, immer solche schützende Kreise um heilige Stellen oder in anderer Ansicht wichtige Puncte.

In von dem kleinen Wall bei unserem Monumente hängen wir, wie es scheint, gerade einen Hauptbeweis dafür hernehmen, daß das Ganze nicht dem Kriegsgotte diente. Denn wie sollte wohl dieser kleine, drei Ellen hohe, außerhalb des Erdbeys gelegene Wall zur Vertheidigung dienen? Sollten die Belagerten ihn etwa zuerst als Außenwerk vertheidigen und dann, nachdem ihre Bemühungen mißglückt, durch den Graben schwimmen, um sich in die innere Hauptcitadelle zurückzuziehen?

Gegen die Ansicht, die wir bekämpfen, zeugt auch der Umstand, daß in der Mitte dieser sogenannten Burg nicht eine einzige Spur von einem Gebäude, nicht ein Stein gefunden wird, und doch deutet die Größe des Ganzen darauf hin, daß es nicht, wie die römischen Feldlager, bloß für eine Nacht oder ein paar Tage gebaut wurde, um eine in Zelten wohnende Armee zu schützen, sondern daß etwas Dauerndes dabei beabsichtigt wurde.

Man erwidert freilich, die Steinen der Gebäude könnten in diesem steilarmen Lande weggenommen und

zu diesem Zwecke benutzt worden sein. Allein man baut kein Gebäude, ohne Fundamente, die tief in dem Boden stehen, und hier sind die Steine etwas schwer herauszuholen. Es bleiben immer einige Massen stets zurück, oder gelegentlich werden wenigstens Steinbrocken auf dem Lande mehr zerstreut gefunden, als Spuren der Mauern, die daselbst einst standen.

Ich sah auf einer der dänischen Inseln einen alten Burgplatz, von dem es historisch nachgewiesen war, daß hier einst eine Burg gestanden hatte. Der ganze Acker umher war mit Krümchen und Brocken von den Steinen, welche sonst die Burg bildeten, bestreut, und da fand darin ein Zeugniß, welches jenen historischen Bericht bestätigte.

Hier ist, wie gesagt, nicht die geringste Spur davon zu finden. Auch sieht man den Boden nirgends etwa von Leuten, die hier Steine hätten suchen wollen, durchwühlt.

Der jetzige Besitzer und Eigenthümer dieser sogenannten Burg, der sein Vieh hineintreibt, und der uns bei Besichtigung des Werks begleitete, zeigte uns einen Graben, den er von der Wasserstelle in der Mitte nach außen hin quer durch die Burg gegraben hatte, um dieses Wasser womöglich abzuleiten, und sagte uns, er sei dabei auch nicht auf eine Spur von Steinmauer gestoßen. Alles ist lose aufgeworfener Boden und mit einer ebenen Grasschicht bedeckt.

Wollte man dennoch bei der angedeuteten Hypothese stehen bleiben, so bliebe nichts Anderes übrig, als man-

zunehmen, daß die Krieger in hölzernen Blockhäusern gewohnt hätten und diese später völlig weggefault wären. Aus dem, was wir oben über den Mangel an Holz in diesen Gegenden sagten, geht aber hervor, daß man hier noch immer leichter ein steinernes als ein hölzernes Haus bauen kann.

Aber nach die, wie gesagt, etwa 18 Fuß betragende Erhebung des inneren Bodenraumes der Burg scheint dafür zu sprechen, daß das Werk diesen Namen nicht verdiene. Wozu sollten wohl die Soldaten sich die ungeheuere Mühe gegeben haben, ein Stück Land von 1200 Fuß Umkreis 18 Fuß hoch aufzuwerfen und dann erst mit einem 40 Fuß hohen Walle zu umgeben. Wären sie damit im Niveau des gewöhnlichen Bodens geblieben, so hätten sie ja durch einen viel niedrigeren Wall eben so viel Schutz für das Innere erreichen können. Auch ist gewiß ein 40 Fuß hoher Wall viel unbequemer zu vertheidigen als ein halb so hoher.

Da wir alles Mögliche aufsuchten, um unsere entgegengesetzte Ansicht zu unterstützen, so stellten Einige die Meinung auf, die innere Erhöhung sei vielleicht eine natürliche und der Wall oben nur als Kranz um sie herumgelegt. Allein erstlich giebt es mitten in der Marsch niegends solche natürliche Höhen, und dann widersprach dieser Ansicht auch die Angabe des Besitzers, der uns sagte, er habe in der Mitte 18 Fuß tief hinuntergegraben, um der Quelle nachzuspüren, von der etwa das Wasser im Centrum kommen möchte. In dieser Tiefe aber sei er auf den nämlichen Marsch-

Bedürfnis zu sprechen. Indeß, wollte man auch hier kleine Wälle und Gräben innerhalb der Burg schon etwas auffallend und scheinbar überflüssig: und außerdem fällt das Unwahrscheinliche einer Ansicht bei Erwägung der für die Burg gewählten Situation zusammen.

Die anderen wirklichen Viehkrälen und erhöhten Viehrettungsplätze sind dem Schauplatze der Gefahr, dem Meere, nahe dem Aufenthaltsorte des Viehes, den niedrigen Weiden und Wiesen, ganz nahe. Sie liegen mitten auf den offenen Vorländern, auch dem Watten fast halb zum Meere, wo sie hingehören, und von wo selbst flüchtende Vieh sie, von allen Seiten herzuströmend, leicht erreichen kann.

Unsere Burg dagegen liegt keineswegs mitten in den fährdigsten Marschen, sondern am äußersten Rande derselben, schon fast halb auf der Geest. Es wäre überflüssig gewesen, hier eine verschanzte Viehkrähle zu errichten, da das Vieh mit ein paar Sprüngen weiter ja schon auf der eben so viel Sicherheit gewährenden hohen Geest sein konnte.

Man hat eine Menge mit Gräben oder mit Steindämmen umschlossener Stellen für sogenannte „Thingstätten“ ausgegeben, das heißt für solche Stellen, auf denen man in alten Zeiten das „Thing“ (die Gerichts- oder Volksversammlung) gehalten habe. Diese Sucht, alles dergleichen Orte für Thingstätten zu halten, hat Viele sogar bewogen, auch offenbare Gräber dafür anzusehen.

Natürlich hat man versucht diese Hypothese auf jene sogenannte alte Burg anzuwenden, und namentlich

nicht mehr zu ermitteln, daß in der Nähe derselben noch ein Dorf liegt, welches das einzige auf der Insel ist, das sich nicht auf „um" endigt, sondern in seinem Namen auf ein hier gehaltenes „Thing" hindeutet, nämlich das Dorf Gothing.

Obwohl nun dieser letzte Umstand nicht sehr beweisend sein kann, da in der Mitte zwischen der Burg und dem Dorfe Gothing noch ein großes Dorf auf „um" liegt, nämlich „Groß-Borgsum", so ist doch die Idee, daß sich das Volk hier unter freiem Himmel auf einem künstlichen, von heiligen Kreisen, Schanzen und Gräben umgebenen Berge zu seinen Berathungen und Gerichten versammelt habe, eine sehr ansprechende.

Wählte doch auch anderswo das Volk gern die Gipfel der Berge zu seinen Versammlungsplätzen, und konnte es hier, wo es keine solche Berge hatte, nicht darauf kommen, solche zu errichten? Vielleicht kamen dort oben nur die Deputirten, Richter und Anführer des Volks zusammen, und der kleine Wall und Graben, der mit Wachen besetzt wurde, diente dazu, das unberechtigte Volk abzuhalten, dem dann die gefaßten Beschlüsse von dem Walle aus mitgetheilt wurden. Vielleicht verrichteten die Anführer oben im Centrum bei der Quelle den Göttern ein Opfer.

Vielleicht, sage ich, denn es kann auch sein, daß dem nicht so ist; denn gewiß ist es, daß wir keine historischen Nachrichten über die Leute besitzen, welche dieses thaten, und daß wir mit dieser Hypothese weit in die vorhistorischen Zeiten hinein kommen.

Die Bauart und Beschaffenheit des Walls selbst hinderte uns übrigens nicht, in diese Zeiten so weit hinaufzugehen, als wir wollten. Denn bekanntlich gehören mit Rasen bedeckte Erdarbeiten zu den ältesten, unverwüstbaren Monumenten, die der Mensch gebaut hat, und sie lassen daher in Bezug auf das Alter kühnere Vermuthungen zu als selbst die festesten Steine.

Das Fenstern.

Ich weiß nicht, warum der sogenannte „Kiltgang" der schweizer Burschen so berühmt geworden ist, denn fast überall in der Welt, wo noch ein Volk mit einfachen Sitten wohnt, findet man etwas Aehnliches. In mehren Theilen von Ungarn huldigen die Söhne der Landleute ihren Schönen in der Nacht auf ganz ähnliche Weise, wie die schweizer Kiltgänger den ihrigen.

In manchen Strichen des sächsischen Erzgebirges und des böhmer Waldes lassen die Aeltern den jungen Mann, der ihrer Tochter die Cour macht, ganz ohne Sorge während der Nacht in's Haus, und dieser begiebt sich, wenn der Tag graut, ebenso wie der Kiltgänger und wie Romeo, nach Hause.

In dem holsteinischen Ländchen „Probstei" auf der schleswigschen Insel Fehmern giebt es dieselbe Sitte und bei unseren einfachen friesischen Inselbewohnern natürlich auch.

Was in der Schweiz der Kiltgang heißt, nennt man hier „das Fenstern", und es wird darunter etwas Anderes verstanden, als unter dem, was unsere

verliebten Courmacher, die auf Paradepferden vor den Fenstern ihrer Geliebten vorbeigaloppiren oder, wie Göthe es mit Lilly machte, Abends an ihr Fenster schleichen und den Abriß ihres Schattens an den Gardinen belauschen, — „Fenstern" nennen.

Das friesische Fenstern rückt der Sache viel näher. Nach dem, was man mir darüber erzählt hat (denn so etwas kann man natürlich nicht selbst mit ansehen), geht es dabei auf Föhr folgendermaßen her.

Mitten in der Nacht, wenn die Aeltern und alle anderen ehrlichen Leute schlafen, machen sich die jungen Burschen der Dörfer auf, um die ihnen bekannten Mädchen mit einem Besuche zu beehren. Fühlen sie sich schon irgendwo gefesselt, so ist es natürlich immer nur die Eine, die sie besuchen; wo nicht, so gehen sie nicht selten in einer Nacht zu verschiedenen Mädchen, so wie auch wohl ein und dasselbe Mädchen Besuche von verschiedenen jungen Leuten annimmt, und die Sache hat also soweit viel Aehnlichkeit mit den Morgenvisiten, welche die vornehmen Damen in Paris an ihrem Bette zu empfangen pflegen.

Das junge Mädchen liegt dabei wie jene Damen im Bette, bis an das Kinn mit der Decke verhüllt. Sie ladet den jungen Mann ein, einen Stuhl zu nehmen, und dieser setzt sich entweder beim Scheine des Mondes oder beim Schimmer einer Wallfischthranlampe zu ihr, und die Conversation beginnt.

Sie flüstern sich allerlei von Freundschaft und Liebe zu oder sprechen auch wohl, wenn sie noch nicht so

nahe zu einander stehen, von gleichgiltigen Angelegenheiten, wobei die Mädchen einen großen Unterschied machen sollen zwischen dem, der sie artig, ritterlich und geistreich zu unterhalten versteht, und dem, der sich unbeholfen und plump zeigt.

Die Aeltern verhalten sich verschiedentlich gegen das Treiben ihrer Kinder. Einige sehen es als etwas Unschuldiges an und lassen es zu, weil sie ihrer Tochter trauen. Einige kämpfen nicht dagegen als gegen etwas, das sie doch nicht hindern können. Andere aber setzen sich in Opposition mit dieser Sitte, und im Allgemeinen kann man wohl sagen, daß das Fenstern jetzt mehr und mehr als ein Mißbrauch betrachtet wird. Sie verbieten wohl ihren Töchtern, solche Besuche anzunehmen, sie achten sorgsam auf das Verschließen der Fenster und Thüren, und ich fand sogar einen wunderlichen Alten, der vor das Fenster seiner Tochter dicke eiserne Stangen mit Widerhaken hatte machen lassen.

Als ich zuerst diese eisernen Stangen bemerkte, glaubte ich, sie wären gegen Diebe bestimmt, und sah dabei alle meine Träume von der Sicherheit des hiesigen Lebens über den Haufen stürzen, bis mein Alter von dem Fenstern und den Nachtfreiern zu sprechen anfing. Er sagte, wenn man sich nicht so gegen die jungen Leute verbarricadire, so höben sie die Fenstern aus oder schlügen die Scheiben ein.

Solchen eigensinnigen Alten geht es aber oft schlimm. Die Burschen verschwören sich gegen sie, necken sie auf alle Weise, kommen durch andere Fenster zu dem

Zimmer der Töchter, öffnen die Thür des Hauses mit Gewalt oder brechen sonst irgendwo herein, wo sie einen Zugang wissen.

Zuweilen wird auch ein Mann, der sich auf diese Weise mit der einmal hergebrachten alten Volkssitte in Opposition setzt, von allen seinen Mägden und Knechten, denen er das Fenstern verbotten hat, verlassen. Diejenigen, welche sich in ihr Schicksal ergeben, lassen daher lieber gleich ihre Hausthür für die Burschen offen stehen, damit es in der Nacht nicht so viel Lärm und Fensterausheben im Hause giebt.

Auch die Gesetzgebung und Polizei, der natürlich eine solche Sitte als eine Störung der Ordnung erscheinen mußte und die sich nicht darum kümmert, ob die Poeten und Amor mit ihren Verfügungen zufrieden sind, hat schon lange gegen dieses „freche Zusammenlaufen des jungen Dorfgesindels" gekämpft. Ja man hat schon uralte Gesetze gegen das Fenstern, die diesen Unfug gänzlich verbieten, und die fast schon so alt sind, wie dieser Unfug selbst. Solche Dinge sind für die Gesetzgebung fast unausrottbar, und sie weichen erst dem langsamen Einwirken der Zeit, der veränderten Sitte und der Gewohnheit. Dann fallen sie oft ganz von selbst und ohne alle Gesetze zusammen.

Den Dieben und Verliebten ist die Nacht von jeher die schönste Zeit gewesen. Die Verliebten sind egoistisch und einsiedlerisch gesinnt, sie sondern sich gern von den anderen Menschen ab und wollen Niemand in ihre Geheimnisse blicken lassen. Sie wählen daher

die Nacht, die ohndieß durch ihren ganzen Zauber den Menschen so poetisch anregt, zu ihren Unternehmungen.

Die jungen Mädchen wünschen nicht, daß Jedermann wisse, wer ihnen den Hof macht, und geschähe dieß Hofmachen am Tage, so würde das Geheimniß schwer zu bewahren sein, ein weiterer Grund also, die Nacht zu wählen. Die jungen Männer dagegen lieben das Verbotene und die Gänge, die ihnen, als nicht ganz gefahrlos, etwas Abenteuerliches versprechen.

Das Glück, dem geliebten Wesen in der Einsamkeit so nahe gegenüber zu sein, der Reiz, der darin liegen muß, sie hier ganz in der Gewalt zu halten und doch in den Gränzen der Sitte zu bleiben, das große Vertrauen des Mädchens, das sich völlig in die Hände des Mannes giebt und doch seine Großmuth kennt, dieß Alles mochte dem Fenstern einen unüberwindlichen Reiz geben und diese Sitte so tiefe Wurzeln in der Psyche des Volkes schlagen lassen.

Sonst, als diese Inseln noch größer waren und man längere Wege zurücklegen mußte, — denn gewöhnlich hat ein Nachtfreier sein Mädchen nicht in seinem eigenen Dorfe, sondern in einem entlegenen, so wie der Fuchs nie seine Höhle in der Nähe des Gänsestalls hat, den er plündert, — da war es gewöhnlich, daß die Burschen von einem Dorfe zum anderen ritten, und wenn sie nicht gerade ihre eigenen Pferde bei der Hand hatten, so zäumten sie den ersten beßten Gaul, den sie auf der Wiese fanden, auf und galoppirten damit da-

von. Auf der größeren Insel Fehmern reiten die Nachtfreier noch jetzt auf diese Weise von Dorf zu Dorf. Da haben denn die Hausväter und Polizeibeamten noch einen Aerger mehr.

Man hat mir gesagt, daß es beim Fenstern Gesetz sei, daß die jungen Leute, wenn sie bei einem Mädchen wären, das Fenster oder die Thüre offen oder wenigstens angelehnt lassen müßten. Wenn sie dieß nicht thäten und dann bei verschlossenen Fenstern und verriegelten Thüren ertappt würden, so müßten sie sofort die Gratulation zur Verlobung annehmen, denn es würde dieß entschieden als ein Zeichen betrachtet, daß sie einig wären und sich gegenseitig das Versprechen der Ehe gegeben hätten.

Dieß ist sehr natürlich, denn wie das Duell mit Recht unter gewisse strenge Gesetze gestellt wird, damit es nicht zum Mord ausarte, so muß es auch bei diesem Fenstern geschehen, damit die Sittlichkeit nicht Gefahr laufe. Jene halbgeöffnete Thür ist eine Gewährleistung dafür, daß die Liebesleutchen nichts Böses im Sinn haben.

Die jungen Leute sollen eine eben so strenge Aufsicht und Controle über einander und über die stricte Beobachtung der Fenstergesetze halten, wie die Secundanten es bei den Duellen thun, und wo sie etwas Unrechtes wittern, da sind sie schnell bei der Hand, die Sache aufzudecken.

Zwar halten sie ihre nächtlichen Besuche so viel als möglich auch dann vor einander geheim, wenn ihre Besuche ganz unschuldige sind, denn sie wün-

sehen eben nicht, mit ihren Geliebten geneckt zu werden, und es liegt ihnen viel daran, diese Geliebten nicht in's Gerede zu bringen. Natürlich aber sind auf der anderen Seite ihre Collegen eben so neugierig, die Geheimnisse ihrer Genossen auszukundschaften, und sie schleichen daher nicht selten bei ihren nächtlichen Besuchen einander nach, lauern sich gegenseitig auf und spielen sich manchen Possen, besonders wenn sich Eifersucht und Nebenbuhlerei dabei in's Spiel mischen.

Vor allen Dingen sind sie vor einander auf der Hut, wenn sie in der Morgendämmerung nach Hause gehen. Weil die Rückkehr gewöhnlich um diese Zeit stattfindet, so nennt man die Nachtfreier auf einigen friesischen Inseln auch wohl „Hohlef-Jönken-Gänger", d. h., wenn ich nicht sehr irre, Halbdunkelgänger. Sie vermummen sich in diesem Falle gewöhnlich. Meistens kehren sie bloß ihre Kleider um und halten ihren Rockschooß so über dem Kopfe zusammen, daß nur die Augen herausblicken, oder sie binden auch das ganze Gesicht mit einem Tuche zu.

Begegnen sich ein paar Vermummte, so pflegen sie still zu stehen und sich gegenseitig zu betrachten. Theils bringt sie dazu die Neugier, zu wissen, wer der Andere sei, theils aber auch die Furcht, der Andere möchte ihnen verrätherisch nachgeschlichen sein und ausgekundschaftet haben, woher sie kommen.

Kurz, verliebte Hohlef-Jönken-Gänger sind immer Leute, die sich in einem gereizten und leidenschaftlich erregten Zustande befinden, und es ist gefährlich, ihnen

auf ihren Fährten zu begegnen. Sind nun gar beide ein Paar solche, so stehen sie still und betrachten sich eine Weile, einander stumm ausforschend.

Vielleicht erkennt der Eine den Anderen und ruft ihm, weiter gehend, zu: „Ich kenne Dich, Peter Jung Peters! Du bist es!“ — vielleicht fügt er noch einen kleinen Scherz, eine Anspielung auf seinen nächtlichen Gang hinzu und geht dann ruhig seine Wege. Ist es nicht der Genannte, so läßt er ihn höhnisch lachend vorbei. Ist er es aber wirklich, so kann man Hundert gegen Eins wetten, daß er die Sache nicht auf sich sitzen lassen wird. Er geht seinem Gegner nach und gebietet ihm, sich nun auch zu demasquiren.

Der Erfolg ist dann verschieden. Sind sie beide gute Freunde, so entdecken sie sich gegenseitig. Wo nicht, so heißt es Kampf. Dieser Kampf besteht nicht in einer gewöhnlichen Rauferei, sondern in einem ganz eigenen Manöver. Sie packen sich nämlich gegenseitig in der Mitte des Leibes mit aller Gewalt. Jeder sucht seinen Gegner vom Boden zu heben, ihn über sich hinweg zu schwingen und hinter sich auf den Boden fallen zu lassen. Wer dieses Manöver mit dem Anderen rasch und prompt ausführen kann, der bleibt der Sieger. Der Andere darf den Kampf nicht erneuern, auch nicht verlangen, daß sein Gegner sich zu erkennen gebe, und dieser hat dann seinem Mädchen in der folgenden Nacht eine hübsche Geschichte mehr zu erzählen.

In Westerland-Föhr, der Aufbewahrerin aller gu-

ten alten Sitten, sollen diese Nachtscenen noch häufig genug vorkommen. Wer ein Bißchen Phantasie hat, der kann sich bei solchen Sitten und Gebräuchen leicht allerlei interessante Erzeugnisse ausdenken.

Natürlich zeigt sich diese Sitte des Fensterns auf den verschiedenen Inseln immer unter etwas anderen Formen. Ich sagte aber, wie es merkwürdig sei, daß man dieses Fenstern, Nachtfreien, diesen Kiltgang, diese Halbdunkelgängerei oder wie man diesen Gebrauch sonst nennen mag, in so vielen verschiedenen Ländern der Hauptsache nach fast ganz unter denselben Nebenumständen fände.

Es ist aber eben so merkwürdig, daß die Sache doch, wie es scheint, in diesen verschiedenen Ländern nur sehr strichweise vorkommt. In Schleswig hört man immer nur die Inselfriesen, und in Holstein nur die Wrohstaier und die Bewohner von Fehmern als Anhänger dieser Sitte bezeichnen.

Ich habe mehre Friesinnen gesehen, die allerdings, insofern man den Werth der Weiber nach ihrem reizenden Aeußeren beurtheilen darf, wohl werth schienen, daß die jungen Leute alle Unbequemlichkeiten und Abenteuer einer Half-Jönken-Gängerei um sie bestanden. Ich will eine davon zu beschreiben versuchen, um vielleicht einen von den Malern, die uns so viele schöne Römerinnen gemalt haben, zu veranlassen, auch die hübschen Friesinnen, die weniger oft dargestellt sind, zum Gegenstande seines Pinsels zu machen.

Die besagte Friesin war eine junge Frau, die mit

ihrem Gemahle in einem benachbarten Dorfe wohnte und die wir dort in größerer Gesellschaft zuweilen zu besuchen pflegten. Sie war eher klein als groß zu nennen. Ueberhaupt sind die friesischen Weiber verhältnißmäßig viel kleiner als die Männer. Diese findet man gewöhnlich sehr lang; doch kommt es mir vor, als hätte ich bei den Inselfriesen kleinere Leute gesehen als bei den Festlandfriesen. Und sollten nicht in der Regel alle Bewohner kleiner Inseln kleiner sein als die Festlandsbewohner, so wie auch die Thierracen der Inseln gewöhnlich kleiner sind als die Continental-Racen? Bei den Dänen trifft es wenigstens zu; denn die Inseldänen sind fast durchweg bedeutend kleiner, als die Festlandsdänen, die Jüten.

Unsere Schöne nun war von mittler Größe, schlank und ziemlich gewachsen, von angenehmer Fülle und schön gerundet. Ihr Gang hatte etwas Schlenkerndes und Taumelndes. Sie wackelte, wenn sie im Hause hin und herlief bald auf die eine, bald auf die andere Seite. Die Friesinnen gehen beinahe alle so. Dieß kommt, glaube ich, hauptsächlich von ihrem Schuhwerk her, das ungemein hohe Absätze hat.

Sie machen alle sehr kurze Schritte, wobei das ganze Gewicht des Körpers bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße liegt. Ich glaube, daß die Chinesinnen mit ihrem wunderlichen Schuh- und Fußwerk nur gefähr eben so gehen müssen. Ich habe mir oft gedacht, die Friesinnen möchten mit diesem Gange ihre Männer

nachahmen wollen, wenn sie im Sturme auf dem Verdecke einherschreiten.

Man kann sich denken, daß dieser Gang bei häßlichen und alten Personen eben nicht sehr hübsch aussieht. Es liegt ein unglaubliches Phlegma darin.

Indeß so wie wenige Dinge an und für sich wahr genannt werden können, sondern nur unter Umständen wahr und unter Umständen nicht wahr sind, so sind die meisten Dinge auch nur bedingungsweise häßlich oder schön.

Unserer schlanken lebhaften Freundin stand der taumelnde Gang recht hübsch. Sie schaukelte sich, wenn sie sich erhob und im Hause herumlief, um uns etwas zu zeigen, auf ihren Füßen hin und her, und es schien uns, als ob ihr ganzes Wesen dadurch noch mehr Leben und Gelenkigkeit bekäme. Uns fielen dabei weder Chinesen, noch Schiffcapitains bei, sondern wir gedachten nur der auf ihren Stengeln sich schaukelnden Blumen, oder der flatternden Vögel und Schmetterlinge.

Der schöne frische Teint und die Feinheit der Haut sind Dinge, die den Verehrer weiblicher Schönheit vor Allem frappiren. Sie waren bei unserer Freundin des Pinsels eines Titian's würdig, d. h. natürlich noch viel schöner, als Titian sie je zu malen im Stande gewesen sein würde. Das Gesicht, der Nacken, die Arme zeigten eine feine, schöne, blendend weiße Haut, die auch überall da hervortrat, wo die dicke neidische Kleid-

ung, welche die Friesinnen tragen, nur etwas von ihren Körperformen sehen ließen.

Der Teint blüht bekanntlich in allen Ländern rund um die Nordsee herum, in Holland, Dänemark, England, und die Friesinnen sind daher eben so wie die Bewohner aller dieser Striche und namentlich die Fischweiber von Scheveningen durch ihren schönen Teint ausgezeichnet.

Doch sind hierin die Friesinnen ihnen vielleicht allen überlegen, gewiß wenigstens übertreffen sie alle übrigen in der Sorgfalt für ihren Teint. Denn keine Friesin geht in die frische Luft, namentlich nicht auf die Feldarbeit, ohne ihr Gesicht dicht verhüllt zu haben. Selbst mitten im Sommer in der größten Hitze, und natürlich dann ganz besonders, vermummen sie ihr Angesicht mit den wärmsten wollenen Tüchern, so daß es unbegreiflich ist, wie sie die dadurch vermehrte Hitze aushalten. Weil ich mir anfangs nicht denken konnte, daß eine ganze Bevölkerung bloßer einfacher Bauersleute sich aus Eitelkeit solche Qualen auflegen könnte, so forschte ich viel darüber nach, bekam aber von allen Seiten dieselbe Antwort: „Wir thun es, um unsere Haut vor der Sonne und der Luft zu schützen.“

Eine so vermummte Friesin sieht etwa so aus, wie es die obenstehende Figur darstellt.

Auf dem Wagen, wenn sie von einem Dorfe zum anderen auf Besuch fahren, beim Mähen, beim Heumachen, sieht man sie nicht anders als auf solche Art schwarz vermummt. Sie thun dieß aber auch bei trübem und regnerischem Wetter, sei es, daß sie das, was ihnen beim Sonnenschein zur Gewohnheit geworden ist, auch beim Regen nicht lassen können, sei es, daß sie auch da wieder die Einwirkung des rauhen Windes und der Kälte auf ihre Haut scheuen.

Man verklagt sehr häufig die Schönen unserer gebildeten Stände als allzubesorgt um ihre äußere Erscheinung, allein diese Insulanerinnen verwenden viel mehr Zeit, Mühe und Sorgfalt auf einen Teint, dessen Glanz und Frische doch am Ende von den Halbdunkelgängern bei Wallfischthranlampen oder beim Mondenschein nur wenig scharf kritisirt werden kann.

Die Gesichtszüge unserer Friesin waren nicht nur schön und anmuthig, sondern auch fein, edel und ausdrucksvoll; sie hatte eine fein geschnittene Nase, helle, offene, kluge Augen, einen beweglichen Mund und nirgends zu viel Knochen. Auch dieß sind Eigenthümlichkeiten, welche die Inselfriesinnen fast allgemein auszeichnen. Es sind Vorzüge, welche anderswo nur die Erziehung und die geistige Bildung gewähren, welche aber hier entweder in der Race liegen oder vom Klima verliehen werden. Unsere Schöne war immer höflich und gastfreundlich gegen uns Gäste und wußte meistens mehr Antworten zu geben, als mancher von uns Fragen stellen konnte.

Obgleich ihre Kleidung aus nichts weiter bestand

als aus den gewöhnlichen föhringischen Nationalkleidungsstücken, und diese nur von der nationalen bäurischen Qualität waren, so stand ihr doch Alles ungemein wohl. Ihren Turban oder ihr Kopftuch hatte sie immer in sehr geschmackvollen Falten um ihr Haupt gewunden, und ihr dickes Halstuch war so leicht und faltig um den Hals geworfen, als hätte sie die Regeln des Faltenwurfs wie ein Bildhauer studirt. Ich glaube, sie hatte wohl einige Ahnung davon, daß wir nur ihretwegen herauskamen, aber doch zeigte sie sich weder unzufrieden mit unserem Besuchen, noch eingebildet darauf, indem sie durch ihr gefälliges und natürliches Benehmen bewies, daß sie dieselben weder als eine Zudringlichkeit, noch als eine schuldige Huldigung aufnahm.

Ich gedachte beim Anblick unserer Föhringerinnen immer der Töchter und Weiber eines anderen Fischervölkchens, der Ischeveninger nämlich. Diese haben viel Aehnliches mit ihnen, und doch sind sie auch wieder sehr verschieden. Im Ganzen gebührt jenen in Bezug auf Feinheit und Zierlichkeit, diesen aber in Bezug auf imposante Größe und Schönheit der Vorzug.

Die Kleidung der Friesinnen, so wie sie jetzt sich darstellt, besteht ungefähr seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Denn was man Nationalkleidung nennt, ist zwar im Ganzen etwas ziemlich Dauerndes, allein doch keineswegs fest und unwandelbar. Es unterlag von jeher eben sowie die Kleidung der höheren Classen, nur mit größeren, längeren Zwischenräumen und mit allmäligerer Wirkung, einem gewissen Einfluß der Mode.

Was mir die Alten von der ehemaligen Tracht der hiesigen Frauen erzählt haben, klang ganz wunderbar, und danach scheint es mir, daß selbst die wildesten Insulaner keine barrockere Kleidung haben tragen können. Zuerst, sagte mir eine 84jährige Frau, die diese Mode in ihrer Jugend selbst noch mitgemacht hatte, hätten sie eine Art hölzernes Gestell mit ein paar hölzernen Hörnern auf den Kopf gesetzt, um darauf das Kopftuch nach gehöriger Weise ausbreiten zu können.

Dann hätten sie purpurrothe Röcke mit rothen Aermeln und Mieder mit metallenen Knöpfen getragen, um den Leib wäre ein metallener Gürtel geschlungen gewesen, und auf beiden Seiten des Kopfes unter jenem Tuche hätten ebenfalls große metallene blankgeputzte Platten gehangen, ähnlich denen, die jetzt noch die friesischen Holländerinnen tragen. Ueber dieß Alles hätten sie noch einen großen wollenen hellfarbigen Mantel geworfen, an dem unten sieben Fuchsschwänze befestigt gewesen wären, die fast auf dem Boden geschleift hätten.

Es giebt jetzt jedes Jahr eine Begebenheit auf der Insel, wo man Gelegenheit hat, die herrschenden Costüme in großer Fülle auf ein Mal zu sehen. Dieß ist die Ankunft des Königs von Dänemark, der schon seit einer Reihe von Jahren diese stille Insel mit seinem Besuche beglückt und mitten unter ihren Bewohnern einige Wochen ruhig verlebt.

Bei dieser Gelegenheit kommen aus allen 16 Dörfern der Insel Deputationen der blühenden Jugend in ihrem schönsten Schmucke zu dem kleinen Hafenorte Wyk,

an die Küste herunter, um dort ihrem König zu empfangen. Es giebt dieß eine allerliebste heitere Scene, deren Bedeutung der Leser nur zu würdigen vermag, wenn er weiß, wie dieser hohe Herr, der mitten aus einem für ihn geschäftereichen und mühevollen Residenzstadtleben hierher zur Insel kommt, hier lebt.

Er bezieht hier ein einstöckiges, mit Stroh gedecktes Haus, macht seine täglichen Spaziergänge und Fahrten wie die Bewohner der Insel, thut den Armen unter den Inselbewohnern vielfach Gutes, erweist sich auf das Huldvollste gegen die wenigen fremden Badegäste, die sich hier zusammenfinden, geht sonntäglich in die Kirche, wo ihn alle Leute sehen und sprechen, giebt täglich Jedem, der dem Landesvater etwas an's Herz zu legen wünscht, dem Geringsten wie dem Höchsten, Audienzen und scheidet endlich wieder von der Insel mit ein paar freundlichen Worten, die er zu dem Volke beim Heraustreten aus der Kirche am letzten Sonntage spricht, indem er ihm verheißt, daß er das nächste Jahr, so Gott wolle, wiederkommen werde, daß er auch hoffe, seine Gemahlin, die Königin, werde ihn begleiten, oder sonst etwas Huldvolles und Erfreuliches in Aussicht stellt.

Ist nun endlich die alljährig wiederkehrende Stunde der beglückenden Ankunft ihres Landesvaters erschienen, so versammeln sich, wie gesagt, die Insulaner zu Haufen an dem Quai des kleinen Hafens. Auf die Spitze des Quais tritt ein Corps böhmischer Musikanten. Da, wo der König aus dem Schiffe steigen soll, ist eine laubbekränzte Ehren-

pforte errichtet, unter der sich die Notabilitäten versammelt. Hinter der Ehrenpforte bilden die jungen Mädchen in doppelten Reihen auf dem Mole hin einen weiten Kreis; erst kommen die in weißer deutscher Kleidung und dann die in schwarzer föhringischer Nationaltracht, von Blumen und silbernen Knöpfen glitzernd. Hinter ihnen auf hohem Damme harren die Haufen Volks, die Robbenschläger, die Wallfischjäger, die Schiffer, die Steuerleute und Capitaine von der „großen", wie von der „kleinen Fahrt." Im Hafen haben alle die kleinen Schiffe, die Jöllen, die Fischernachen, die Husumfahrer, die holländischen Smaks, die Ever und die norwegischen Holzschiffe, ihre Flaggen aufgezogen.

Kommt nun das Dampfschiff des Königs rasch heran und biegt es, seinen schnellen Lauf hemmend, allmälig in die Mündung des Hafens ein, so erblickt man zuerst den wohlbekannten Lootsen der Insel, der auf der hohen Brücke des Schiffs steht und dessen Cours dirigirt, und neben ihm einige hübsche dänische Marineoffiziere in ihrer wohlkleidenden Uniform, dann aber den König in der Mitte, umgeben von den Herren seines Hofes.

Die böhmischen Musikanten blasen die dänische Nationalhymne: „Kong Christian stod ved höien mast" (König Christian stand am hohen Mast), und sowie die Brücke zum Ufer geschlagen ist und der König den Fuß an's Land setzt, schicken ihm seine treuen Insulaner ihren Gruß mit lautem Jubelruf entgegen. Die Uniformen beugen sich, die Mädchen streuen Blumen, und die Schiffer werfen ihre Mützen in die Luft.

Die Majestät schreitet, freundlich willkommen geheißen und eben so freundlich grüßend, an den Reihen der hübschen Insulanerinnen hin, und so wie sich vor ihr Alles ordnete, so löst sich hinter ihr Alles wieder auf und zerstreut sich; den ganzen Abend hindurch aber herrscht die Aufregung auf der Insel fort, und die hübschen Nationaltrachten werden noch viele Stunden hindurch auf der kleinen Promenade des Badeorts zur Schau getragen.

Frieſen und Engländer.

Von dem erſten Augenblick an, wo ich die Frieſen, ihre Weiſe, ihr Weſen und ihre Sprache kennen lernte, fiel mir ihre Aehnlichkeit mit den Engländern auf, und wenn ich von dem ganzen großen Küſtenſtriche von der Normandie bis zum Vorgebirge Skagen, von welcher weiten Länderſtrecke allmälig im Laufe der Jahrhunderte England die Elemente ſeiner jetzigen Bevölkerung erhielt, weiter nichts als Friesland kennte, ſo würde ich mir ſteif und feſt einbilden, die Frieſen ſeien die directen und einzigen Vorväter der Briten.

Ich hörte hier von einem Engländer, der die Frieſen beſuchte und der ſich bei ihnen ſo einheimiſch vorkam, daß er auf einem frieſiſchen Kirchhofe faſt gerührt und halb enthuſiaſtiſch ausrief: „Sehen Sie dieſe Gräber meiner Vorfahren, dieſe Gräber derjenigen Menſchen, denen ich meine Exiſtenz verdanke. O Sie können es kaum verſtehen, wie es mich ergreifen muß, hier zu wandern, wo die Knochen meiner Vorväter modern!“

Gleich von vornherein fiel mir der äußere Ernst und die gemessene, bestimmte Haltung des Friesen selbst im Gegensatz zu seinem nächsten Nachbar, dem Sachsen von Holstein und Schleswig, auf. Ich glaube zwar, daß ein munterer Schwabe oder ein lebenslustiger Oesterreicher schwerlich in dem norddeutschen Niedersachsen einen besonders munteren Menschen anzuerkennen geneigt sein möchten, allein solche Dinge sind immer à proportion, und hier zu Lande wird der „ernste" Friese mit dem „heiteren" Niedersachsen stets contrastiren.

„Noch diesseits der Elder", heißt es in hiesigen Büchern, „zeigt sich der muntere und leichtsinnige Charakter der Niedersachsen. Jenseits aber merkt man schon den tiefsinnigen und tüchtigen friesischen Ernst."

Ein Herr, der unter diesen Leuten geboren und erzogen worden war und unter ihnen sein ganzes Leben zugebracht hatte, sagte mir, in dieser Beziehung, wie überhaupt in ihrem ganzen Wesen und Benehmen, seien die Friesen von den Sachsen so grundverschieden, daß er es übernehmen wolle, auf seiner Insel, wo friesische und sächsische Bevölkerung seit langer Zeit gemischt sei, sogleich von jeder Familie auf den ersten Anblick zu sagen, ob sie von friesischer oder von sächsischer Herkunft sei.

Der friesische Ernst gleicht so ganz dem der Engländer, daß man darauf schwören möchte, die Engländer hätten ihn nicht aus Niedersachsen, sondern aus Friesland geholt. Vielleicht ist dieß auch mit ihrem Hange zur Hypo-

Hypochondrie und Melancholie den Fall. Es soll unter den Friesen, wie unter den Engländern, viele menschenscheue und sich isolirende Charaktere geben. Wahrscheinlich ist daher den Engländern die Erfindung des „Hanging mouth" und ihres Spleens, die sie doch unmöglich von den redseligen Franzosen und den „heiteren" Niedersachsen haben können, von den Friesen eingeimpft worden.

Sind die Friesen ernst und steif wie die Engländer, so sind sie auch berechnend wie sie. Sie kennen ihren Vortheil, und allgemein behauptet man, daß sie, wie die Engländer, sehr erpicht darauf sind, ihn zu wahren. Daher hielten sie auch von jeher darauf gehalten, viele Privilegien und Freiheiten zu erhalten, und wie die Engländer politische Freiheit höher geschätzt als alles Andere, indem sie sagen: „lever dued, as Slav", sowie die Engländer singen: „Britons never shall be slaves."

Auch viele alte Sitten existiren hier noch gerade so, wie ehemals oder noch jetzt in England, z. B. das Ausschmücken eines Maikönigs und einer Maikönigin zu Frühlingsanfang, von welcher Sitte man noch jetzt in den Ebenen Londons in den Verummummungen der Schornsteinfegerburschen einen Ueberrest sieht.

Man behauptet allgemein, die Friesen seien wenig offenherzig und mittheilend. Nichtsdestoweniger sind sie durchaus keineswegs verstellerisch und lügenhaft, vielmehr Anhänger und Freunde der Wahrheit, und sie sagen die Wahrheit gern Jedem, dem sie dieselbe zu sagen ein Recht oder eine Pflicht haben. Ebenso sind auch die verschlossenen

Briten, die aber dennoch, wenn sie sich erst einmal aussprechen, gern unumwunden sagen, wie es ihnen ums Herz ist.

Die Engländer gelten nicht für eine Nation, die viel Aufheben und Pomp mit ihrer Höflichkeit macht. Nichtsdestoweniger aber ist doch allen, selbst den gemeinen Engländern eine gewisse abgemessene, stets gezügelte Haltung und ein gewisser, einen Mann wohlkleidender Anstand eigen, den sie „gentlemanly" nennen.

Mir scheint es, als ob auch die Friesen bei all ihrem Mangel an Höflichkeit, den man ihnen vorzuwerfen pflege, durchweg einen Anstrich von diesem edlen gentlemanly hätten. Selbst die geringsten Friesen, denen ich begegnete, schienen mir eine sehr wohlkleidende Höflichkeit zu beobachten. Man kann bei den gemeinen Engländern bemerken, daß sie ihre Meinungen immer mit einer gewissen Unbestimmtheit und Beschränkung abgeben, während bei den Franzosen meistens das Umgekehrte stattfindet, indem sie ihre Ansichten und Ueberzeugungen mit Lebhaftigkeit und einer entschiedenen Bestimmtheit äußern.

„Ich weiß es nicht gewiß", sagt der Engländer, „aber ich fürchte (I am afraid), fast ist es so, wie Ihr sagt;" — „ich darf wohl sagen (I dare say), daß es kalt ist" — sind einige von den vielen, die Behauptung mildernden und bedingenden Redensarten, die bei den Engländern so beliebt und häufig sind.

Ganz so sprechen die Friesen. Mir fiel dieß eines Tages recht auf, als es in unserem Oertchen brannte

Das brennende Haus war in meiner Nähe, und die Feuer- und Rauchsäule quoll hell aus dem Schornstein hervor. Ein Mann, der dieß gesehen hatte, und in dessen Hause ich mich eben befand, wollte mich davon in Kenntniß setzen. Wäre er nicht ein Friese gewesen, so würde er wahrscheinlich die Thür rasch aufgerissen und Wehe schreiend hineingerufen haben: „Ach Herr jemine! Kommen Sie doch schnell heraus, da steht ein Haus in unserem Orte in hellen Flammen.“ So aber machte er, wie gewöhnlich, meine Thür behutsam auf, und sich den Kopf kratzend, sagte er mit besorgter Miene, aber in ruhigem Tone: „Ich bin bange (I am afraid), es brennt im Ort.“ — „Was,“ sagte ich, „ein Haus?“ — „Ja, ich vermuthe“ (I dare say). — Ich trat vor die Thüre und sah die sprühenden Funken.

Ueberhaupt war die Aufregung, die dieser Vorfall in unserem Orte verursachte, wie mir es schien, ziemlich charakteristisch für die Friesen. Da seit Menschengedenken kein Brand in ihrem Städtchen gewesen war, da ihre Häuser alle unter Stroh standen, und da noch dazu der gewöhnliche heftige Inselwind in der Luft herrschte, so fürchteten sie, die Flamme möchte sich gleich über alle ihre Dächer verbreiten, und die ganze Bevölkerung war im höchsten Grade beängstigt und erschüttert. Die Weiber und Mädchen hatten sogleich die Thränen in den Augen und schluchzten still für sich hin, selbst die in ganz entfernten Häusern. Die Männer, welche nicht unmittelbar bei den Löschanstalten beschäf-

tigt waren, sahen sauer aus, wie Leute mit gepreßter Brust, und kratzten sich hinter den Ohren. Selbst als die Gefahr vorüber war, sah ich noch manches Mädchen im Stillen weinen und sich die Thränen trocknen. Dabei aber war nirgends ein lauter Schreckensausruf, ein Schreien und Toben, wie vielleicht bei gleicher Veranlassung in Italien, zu hören, eben so wenig als dieß in England bei einem solchen Vorfalle stattgefunden haben würde.

Die Engländer thun sich jetzt weit mehr auf das Blut zu Gute, das sie aus der französischen Normandie bezogen, als auf das, welches ihnen von den Ufern der Elbe, Weser und Nordsee zufloß. Ihre Gelehrten und Sprachforscher widmen der Geschichte der Normannen weit mehr Aufmerksamkeit, und ihre Touristen haben schon viele Werke über antiquarisch-linguistisch-ethnographische Reisen, die sie in Frankreich machten, herausgegeben. Kaum Einem von ihnen aber ist es eingefallen, eine solche Reise im Lande Hadeln, im Lande Stedingen, Kedingen und Butjadingen, in Dithmarschen, Eiderstädt, Föhr und Nordfriesland und in dem von allen Reisenden unbeachteten Jütland zu machen, um da den Spuren und Ueberresten ihrer Abkunft eifrig nachzuspüren.

Die angelsächsischen Forschungen unserer deutschen Gelehrten finden in England weniger Anklang als die normännischen Studien der Franzosen. Dr. Johnson, der das beßte Wörterbuch der englischen Sprache herausgab, verstand weder hochdeutsch, noch plattdeutsch, geschweige denn friesisch, jütisch und dänisch.

Seit der normannischen Eroberung verhalten sich England und Deutschland ganz umgekehrt. Vor dieser Eroberung beschäftigten sich die angelsächsischen Gelehrten in England sehr viel mit Deutschland, und wir Deutschen, die wir damals noch Barbaren waren, schwiegen über die angelsächsische Auswanderung, so daß wir jetzt, wenn wir die alten englischen Quellen nicht hätten, fast völlig unwissend über jenes Ereigniß wären. Nach der normannischen Eroberung wurde alles Tonangebende in England normanno-französisch, und nun grübeln und bauten wir über die deutsche Herkunft der größeren Masse unserer transnordseeischen Colonisten, gegen welche Forschungen die Engländer bis auf diesen Tag gleichgültiger geblieben sind. Natürlich gab es indeß Ausnahmen, und eine solche war z. B. jener auf den friesischen Kirchhöfen trauernde Engländer, den ich oben anführte, und dann der bekannte Dr. Junius, der sich mehre Jahre unter den Friesen aufhielt.

Ich sage, wenn man so, wie Dr. Junius, jahrelang unter den Friesen lebt, kommt man, da der Mensch immer geneigt ist, das Nächstliegende zu überschätzen und das Entfernte gar nicht zu berücksichtigen, sich hinter eine einmal gefaßte Idee zu verschanzen, sie zu seiner Lieblingsidee zu machen und sie einseitig zu vertheidigen, leicht zu der Meinung, das Meiste bei den Engländern sei friesischen Ursprungs.

Manche Männer, welche wiederum mit sich selbst so viel beschäftigt sind, welche die Aehnlichkeit ihres eigenen

moralischen und sittlichen Zustandes mit dem der Engländer deutlich einsehen und von der Aehnlichkeit mit anderen Nationalitäten eine weniger klare Vorstellung haben, kommen ebenso leicht zu dem Glauben, die Engländer hätten Alles von ihnen empfangen.

Bei den Niederländern und Franzosen findet man mehr Aehnliches. Ich will daher nun zwar nicht behaupten, daß die Engländer, durch die Bank reines friesisches Volksblut wären, allein ich glaube behaupten zu können, daß die Masse der englischen und überhaupt der europäischen Forscher auf die Rolle, welche die friesischen Volkselemente in der englischen Blutmischung spielen, noch nicht so aufmerksam gewesen sind, als es die Sache verdient.

Selbst die ältesten englischen Annalen erwähnen der Friesen kaum. Fast immer ist nur von Angeln und Sachsen, und allenfalls von Jüten die Rede; die Friesen scheinen fast übersehen zu sein. Viele Theile des neubesetzten Landes bekamen ihren Namen von den Sachsen, und das ganze Land erhielt den seinen endlich von den Angeln, nicht einmal eine Provinz wurde nach den Friesen benannt.

Es giebt mehre Tausend germanische Worte, die in der englischen Sprache ganz das Gepräge haben, welches sie noch jetzt bloß in der friesischen Sprache besitzen. Viele Phrasen bilden sich in dem Munde der Engländer noch heutigen Tages ganz so, wie sie sich im Munde der Friesen gestalten, und der

ganze Gang der Ideen, wie er sich in der Conversationsweise beider Völker darlegt, hat ungemein viel Aehnlichkeit.

Der körperliche Habitus, das ganze Betragen und Wesen der Friesen erinnert auffallend an das der Engländer.

Die Friesen bewohnten zu der Zeit, als die germanische Völkerwanderung nach England hinübergieng, den ganzen Küstenstrich von der cimbrischen Halbinsel bis nach Holland hin, den noch heutiges Tages ihre größtentheils zu Niedersachsen umgewandelten Nachkommen einnehmen. Es wäre doch sonderbar, wenn jene Völkerwanderung über die Köpfe der Friesen weggegangen wäre, ohne sie mit sich fortzureißen. Und zwar wäre dieß um so sonderbarer, da sie gerade den Küstensaum inne hatten und als uralte Schiffer eben vorzugsweise im Besitze der Mittel waren, durch die jener Zug nach England sich bewerkstelligen ließ. Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß die Friesen, diese uralten Lootsen, Fischer und Wegweiser auf der Nordsee, den aus dem Inneren hervordringenden Angeln und Sachsen als Schifführer und Steuerleute dienten, und daß auf diese Weise viele von ihnen mit nach England hinübergeführt wurden.

Jene friesischen Worte in der englischen Sprache und nicht wenige Namen von Orten und Localitäten, die in England noch eben so lauten, wie in Friesland, sind handgreifliche Zeugnisse dafür. Daß die Friesen selbst so wenig bei dieser Expedition genannt wurden, mag sei-

nen Grund zum Theil darin haben, daß man sie mit dem größeren Volksstamme der ihnen benachbarten Sachsen in Eins zusammenfaßt.

Vielleicht mochten auch schon damals, wie noch jetzt die Friesen die Eigenthümlichkeit haben, sich in öffentlichen Schriften nicht viel hervorzuthun, und sie mochten sich das literarische Scepter schon bei Zeiten von den Sachsen aus den Händen haben reißen lassen. Wenn sie aber, ohne genannt zu werden und ohne selbst die größere Masse der Auswanderer zu bilden, den Engländern ihr eigenes Gepräge so fest aufdrückten, so wäre ja dieß nicht das erste Beispiel, daß wenig genannte und kleine Massen doch in der Stille einen größeren Einfluß übten als häufig gepriesene und größere, gleichsam wie in dem Punsch die kleinere Masse des Rums stärker durchschmeckt als die größere der anderen Flüssigkeiten.

Ich erkundigte mich vielfach unter den Friesen, auch auf den entferntesten, England zunächst liegenden Inseln, ob sich nicht noch irgend eine Sage in Bezug auf den Auszug nach England erhalten habe. Aber Niemand wußte irgend etwas davon, vielmehr versicherte man allgemein, und es gilt dieß auch bei allen gelehrten Landeseinwohnern als ausgemacht, daß keine Spur einer solchen Volkssage, weder unter den Friesen noch unter den Sachsen, Angeln und Jüten, vorhanden sei.

Dieß ist wirklich merkwürdig und fast unbegreiflich, wenn man bedenkt, daß damals doch gewiß der Zug von Hengist und Horsa den Leuten viel zu sprechen gab. Wäre dieser Zug bloß ein einfacher Wykinger Zug ge-

wesen, und hätten sie heute nie wieder von diesen Wykingern gehört, so ließe sich die Sache allenfalls erklären. Sie könnten, von uns befragt, dann antworten: „Was fragt Ihr uns darüber? Wir senden so viele Wykinger von unserer cimbrischen Halbinsel in alle Welt aus; einige von ihnen kommen zurück, andere nicht, einige gründeten in Amerika Colonien, andere drangen in viele andere Länder ein. Es ist möglich, daß einige von ihnen das große britische Königreich eroberten. Wir kümmern uns darum nicht und leben hier still für uns weiter."

Ich sage, sie können sich nicht so entschuldigen. Denn es kam ja eine britische Botschaft in's Land, um die kühnen Anführer zum Beistand gegen die Picten und Scoten aufzufordern, Hengist und Horsa selbst ließen nachher Mancherlei von sich hören, sendeten Boten zurück, forderten mehre von ihren Landsleuten auf nachzukommen, und die Kunde, daß sie im Begriff seien, ein großes Land zu erobern, mußte, so denkt man, einen mächtigen Eindruck auf die Zurückbleibenden machen und ihnen höchst wunderbar und unvergeßlich erscheinen.

Auch mußte, so scheint es, der Eindruck um so bleibender sein, da wenigstens die Angeln und Sachsen nachher keine solchen großen Auswanderungen unternahmen, wie sie die Dänen und Normänner noch lange hindurch fortsetzten. Hat sich doch eine Menge alter Sagen und Geschichten, die alles historischen Grundes entbehren, von Gütern, die nie existirt haben, ja von gespenstischen und spukhaften Wesen, weit länger und mit einer fast unzer-

störbaren Lebenszähigkeit erhalten, während das Andenken an jenes so folgenreiche Ereigniß im Volke völlig verschwand.

Ich weiß wohl, daß wir fast immer die Geschichte der Herkunft der Colonieen nicht sowohl im Mutterstaate als vielmehr bei den Colonisten zu studiren haben. In Kleinasien hatte man schwerlich genaue Nachrichten von dem Auszuge des Aeneas und seinen Colonieengründungen, während die römischen Sagenerzähler und Forscher bis zu der Zerstörung von Troja hinauf gingen. Solche Forschungen gehen immer rückwärts.

Wenn eine Familie einen Sprößling in die Ferne schickt, so bemüht sie sich nicht besonders, alle Umstände seiner Absendung im Familienarchive genau zu verzeichnen. Dieser Sprößling aber und seine Nachkommen, wenn sie im fernen Lande groß werden, bemühen sich dann um so mehr, dem Ereigniß der Lostrennung nachzuspüren. Ich wundere mich also nicht, sage ich, daß wir die genauen historischen Details über die angelsächsische Auswanderung bei den Engländern suchen müssen, um so weniger, da sie frühzeitig gebildete Christen wurden, aber ich wundere mich, daß die Friesen, Angeln, Sachsen und Jüten uns nicht einmal eine dunkle Sage davon aufbewahrt haben.

Das Einzige, was einer solchen Sage ähnlich sieht, ist die Nachricht, die hier von den Leuten häufig wiederholt wird, daß Hengist und Horsa damals sich in der schleswigschen Stadt Tondern eingeschifft hätten. Allein

wahrscheinlich ist diese Erzählung nicht für eine uralte Volkssage zu halten. Es giebt Sagen, die von unten herauf vom Volke her sich in die Kreise der Gelehrten eindrängen und da zur Historie gestempelt werden; und umgekehrt giebt es Erzählungen, welche die Gelehrten schmiedeten und die dann durch Bücher und Schulen unter dem Volke verbreitet und so zur allgemeinen Sage werden.

Es scheint, als hätten sich die Gelehrten in späterer Zeit vielfach darüber gestritten, wer und von welchem Stamme Hengist und Horsa eigentlich gewesen wären und in welchem Hafenorte sie sich eingeschifft hätten, um nach Britannien zu gehen, so wie man sich in alten Zeiten den Kopf darüber zerbrach, in welchem Hafen Bacchus sich einschiffte, um nach Kleinasien hinüber und weiter nach Indien zu fahren.

Fast jede Provinz hat nun in ihrem Ländchen einen Hafen gefunden, von dem man bequem nach England hinüber kommen kann, und diesen Hafen dann für den Hengist- und Horsahafen erklärt.

Einige suchen ihn an der Weser, Andere an der Elbe, noch Andere vielleicht an der Ems. Hier glauben, wie gesagt, Einige, ihn im Hafen von Tondern, Andere wieder in dem ehemals berühmten Städtchen Hollingstedt an der Treene*) gefunden zu haben.

---

*) Uebrigens darf man sich nicht verwundern, daß die alten Chronikenschreiber dieser nordalbingischen Lande um die Einschiffung von Hengist und Horsa so gut Bescheid wissen.

Man schreibt es nicht nur in Büchern, sondern lehrt es auch, wie ich mich selbst einmal in einer historischen Unterrichtsstunde, der ich im Schleswig'schen beiwohnte, überzeugt habe, in Schulen. Der Schullehrer fragte die Kinder: „In welcher Stadt schifften sich Hengist und Horsa ein?" — „In Tondern." — „Was zeugt hierfür noch heutiges Tages?" — „Die Spieker-Straße." — „Wie so dieß? — „Man kann sich eigentlich jetzt in Tondern nicht einschiffen, weil die Stadt mehr als 3 Stunden vom Wasser entfernt liegt. Allein die Spieker- oder Speichenstraße zeigt in ihrem Namen, daß sie ehemals Speicher, folglich Seehandel, Schiffe und Meerwasser zur Seite hatte, und sonach gingen Hengist und Horsa von hier nach England."

Auch darüber streitet man sich, welche Nation denn eigentlich Hengist und Horsa sich zuschreiben könne. Sowohl die Jüten, als die Schleswiger und Holsteinen nehmen diese Helden für sich in Anspruch.

Sie wissen sogar genau von dem Zuge der Cimbern und Teutonen Bescheid. Dankwerth spricht über dieses Ereigniß ungefähr, als hätte er es selbst als Zeitgenosse mit angesehen. „Die Leute," sagt er, „sind damals in hellen Haufen aus dem Lande gezogen, haben ganz Frankreich durchstreift und darauf mit den Römern einen schweren Krieg geführt, ihnen 5 bürgermeisterliche Armeeen, deren jede 40,000 wohlgerüstete Mann gehalten, erlegt, dabei der eine und andere römische Bürgermeister geblieben." Andere Chroniken geben sogar genau an, wie viel Hundert Mann aus jedem Landestheile mit nach Italien gezogen seien: 4800 aus Dithmarschen, 3800 aus Wagrien, eben soviel aus Friesland u. s. f.

Es mag übrigens denen, die es nicht wissen, interessant sein, zu hören, daß beide Namen noch heutiges Tages in Holstein vorkommen. Ein dänischer Oberst erzählte mir, daß er in seinem Regimente in derselben Compagnie zwei Soldaten gehabt habe, von denen der eine Hengst, der andere Hors geheißen. Der Zufall habe es sogar gewollt, daß beide in ihrer Compagnie, wie Castor und Pollux, dicht neben einander ihren Platz gehabt hätten.

Der Riesenbaum England hat seine Wurzeln auf der ganzen Länderstrecke zwischen der Bretagne und Norwegen liegen. Ueberall, wo man an irgend eine Stelle dieser Küsten kommt, glaubt man Spuren von den Vorvätern dieses Riesen zu entdecken. Und in der That sind deren auch noch so viele, daß, sollte England seine Einwohner einst sämmtlich verlieren, diese Länder, wenn sie ihre Bevölkerungselemente wieder zusammenthäten, noch einmal eben solche Engländer hervorbringen könnten.

Wenn die Bretagner, die Normannen, die Flamländer, die Friesen, die Sachsen und Jüten noch einmal ihre Colonisten nach der großen Insel schickten und ihre Söhne und Töchter sich unter einander verheirathen und vermischen ließen, so würde nach ein paar Jahrhunderten wieder eine englische Nation daraus entstanden sein.

Schulbesuch.

Ich lernte in Friesland fünf Schullehrer kennen, und diese waren alle ganz gescheite, aufgeklärte und strebsame Leute, und ich glaube nicht, daß sie in Kenntniß und Bildung den Dorfschullehrern bei uns nachstanden. Man sagte mir, daß im Holsteinschen die Schullehrer im Ganzen genommen nicht so gut gestellt wären, wie hier. Dort nämlich hätten sie häufig noch sehr kärgliche Gehalte und dabei zuweilen nach uralter Weise mit einen sogenannten „Wandeltisch", vermöge dessen der arme Schullehrer berechtigt sei, heute bei diesem, morgen bei jenem Bauer des Dorfs seinen Hunger zu stillen. Dort würde auch der Schullehrer, ebenso wie der Prediger, nicht von der Gemeinde gewählt, sondern vom Gutsbesitzer bestimmt. Denn wenn dieser auch mitunter sich das Mitstimmen der mitberechtigten Bauergutsbesitzer gefallen lassen müsse, so überflügle er sie doch in der Regel durch die Geltendmachung der vielen sogenannten todten Stimmen, die ihm zugefallen seien.

Gewöhnlich habe nämlich der Gutsherr im Laufe

der Zeit eine Menge Bauernhöfe eingezogen und exercire dann auch die Stimmen dieser Höfe, die sogenannten todten Stimmen, deren derselbe zuweilen 12, 20 und mehr habe.

Das Rechnen und die Mathematik sollen zwar insbesondere auf den friesischen, dann aber auch in allen schleswig'schen Schulen vorzüglich gut gelehrt und gelernt werden, und ich selbst wohnte einem Examen zehnjähriger Dorfknaben in der Algebra bei, dessen Resultate mir sehr wohl gefielen.

Nicht nur das ganze Seewesen, sondern auch die Deichgeschäfte erfordern zu ihrer Betreibung und zu ihrer Besetzung mit tüchtigen Beamten eine Menge von Leuten, die mit Zahlen und Figuren umzugehen verstehen müssen. Ebenso mag der Umstand, daß alle diese Marschleute in der Regel ihre Communen selbst verwalten und die finanziellen Posten mit Leuten aus ihrer Mitte besetzen, der Blüthe der Arithmetik unter ihnen Vorschub thun.

Bei einem historischen Examen, wo ich den Lehrer bat, die Landesgeschichte vorzunehmen, wurden die kleinen Dorfbuben darüber befragt, was die Ursachen zu den vielen Auswanderungen aus Jütland gewesen sein möchten. Sie mußten eine Schilderung des Landes entwerfen, wie es im Inneren mit Heide und dichten Waldungen bedeckt gewesen sei, wie man nur die Küste habe bewohnen und bebauen können, wie daher die Leute an ein ausschweifendes Seeleben gewöhnt worden seien, wie sie den Ackerbau nicht gut verstanden hätten, und wie daher oft Hungersnoth unter ihnen ausgebrochen wäre. Sie hätten daher fast

sicherer auf ihren Erwerb von der See rechnen können als auf ihre Ernten vom Acker und wären so in Zeiten der Hungersnoth wie die Bienen übers Meer hinweggeschwärmt. Man könne jetzt noch sehen, sagte der Schulmeister, daß es so gewesen sei, denn noch jetzt nähme das Fahren übers Meer da ab, wo der Ackerbau sich verbessere, und sei da am häufigsten, wo der Ackerbau am wenigsten Nutzen abwerfe.

Ich machte bei dieser Gelegenheit die Beobachtung, daß alle diese nordischen Gegenden in jetziger Zeit sich zu ihrem früheren Charakter gänzlich umgekehrt verhalten. Sonst nannte man diese Länder wegen der unaufhörlichen Völkerschwärme, die sie aussandten, ein „Völkermagazin." Einst gingen die Cimbern aus dieser Halbinsel nach Italien, die Angeln und Sachsen nach England, die Normannen (Jüten, Dänen, Norweger) nach Italien, Frankreich, Constantinopel, Rußland, England, Amerika, mit einem Worte in die ganze Welt, und jetzt ist es kaum möglich, auch nur einen norwegischen oder jütischen Bauer zu bewegen, sein Vaterland zu verlassen und es mit einem fremden Lande, selbst wenn es besser sein sollte als seine Heimath, zu vertauschen. Es ist auffallend, daß diese Auswanderungslust gerade so weit zu gehen scheint, wie die dänischen Staaten, denn auch Schleswig und Holstein stellen kaum einen Mann zu den Schwärmen von Deutschen aller Stämme, die jährlich von Bremen und Hamburg, von Rotterdam und Havre de Grace aus nach Amerika übersetzen.

Der Lehrer gab seinen Schülerinnen auf, irgend eine kleine Geschichte, die sie aus der Schule wußten, auf ihre Tafeln zu schreiben. Ich las einige davon. Die eine hatte Abraham's und Isaac's Geschichte niedergeschrieben, eine andere die von Adam und Eva, eine dritte die von Joseph und Potiphar's Weibe. Ich konnte diese Geschichte, welche das kleine Mädchen so naiv erzählt hatte, daß ich sie fast hier wiedergeben möchte, nicht lesen, ohne daß es mir einfiel, wie wunderbar es doch der Frau jenes Aegyptiers vorkommen müßte, wenn sie hier nach 3000 Jahren auf einer entlegenen kleinen Insel die Bauernkinder sich noch mit dem beschäftigen sähe, was sie damals in einem schwachen Augenblicke mit Joseph in stiller Kammer, von Niemandem belauscht, zu treiben glaubte. Da kann man recht sagen: es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an's Licht der Sonnen.

Diese alten ägyptischen und israelitischen Geschichten haben ein außerordentliches Schicksal. Obgleich es Geschichten sind, die in einem Winkel der Welt von obscuren Menschen ins Leben gerufen und geschrieben wurden, so sind sie doch für undenkliche Zeiten das Gespräch der Menschheit geworden.

Indeß muß ich gestehen, ich bedauere es, daß diese Geschichten, die als religiöse gleichsam an der Spitze unserer ganzen Bildung stehen, sowohl im Allgemeinen nicht bedeutungsvoller, als auch namentlich für unsere Zustände nicht beziehungsreicher sind. Mir fielen die kleinen Kinder der griechischen Inseln ein, denen ein Athenienser oder Spartanischer Schulmeister vielleicht einmal

aufgab, die Jugendgeschichte vom Merkur oder die Erzählung von Amor und Psyche, oder die Mythe von Apollo und dem Marsyas niederzuschreiben. Wie mußten solche Geschichten bildend auf das Gemüth der griechischen Kinder wirken! Was soll aber, ich frage jeden unparteiischen Menschen, ein Kind für einen Eindruck empfangen von einem Vater, der seinen Sohn schlachten will, oder von der Frau Potiphar's, die mit Joseph ein Liebesverhältniß anzuknüpfen wünscht?!

Natürlich wurde Alles im hochdeutschen Sprache getrieben, und ich befragte darum den Lehrer, wie er den Kindern diese Sprache beibringe. Er sagte, wenn sie in ihrem sechsten oder siebenten Jahre zu ihm kämen, so könnten sie in der Regel nichts als Friesisch, höchstens noch etwas Plattdeutsch, doch hätten sie wohl schon hie und da das Hochdeutsche bei ihren Aeltern oder sonst wo zu vernehmen Gelegenheit gehabt und dadurch ihr Ohr etwas daran gewöhnt. Zunächst müsse er ihnen nun die erste Anleitung friesisch geben, und er sage ihnen deßhalb einige deutsche Wörter und Redensarten. Allmälig schlichen sich mehre bei den Kindern ein, besonders mit Hilfe der ältesten Schüler, da es Gesetz sei, daß sie alle, so lange sie in der Schule wären, nichts als hochdeutsch sprechen dürften. Nach und nach würden sie dann fast von selbst perfect darin.

Aus dem, was ich oben über die verschiedenen Grade dieser Perfection bei den erwachsenen Friesen gesagt habe, mag man sich nun selbst denken, auf welche verschiedene Weise die Friesen später das Hochdeutsche

zum Theil wieder verlernen. So viel ich von alten Leuten habe erfahren können, ist das Hochdeutsche hier erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in die Schulen und dadurch auch recht in das Volk eingeführt worden.

Einzelne Gebildete mögen sich in ihren Schriften und zum Theil auch in der Conversation schon früher desselben bedient haben; ja mehre alte Männer und Frauen haben mir gesagt, daß ihnen sogar in ihrer Jugend die Schulsachen noch friesisch und plattdeutsch erklärt worden seien, und daß die Lehrer gewöhnlich diese beiden Sprachen mit ihnen gesprochen hätten, einzelne Theile des Unterrichts aber wären auch damals schon hochdeutsch gewesen. Die Predigt war bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts plattdeutsch, und man findet auch alle Inschriften auf den Gräbern und in der Kirche bis dahin in dieser Sprache abgefaßt.

Die plattdeutsche Sprache ist hier im Norden überall zuerst über die Friesen und Dänen hinaus gewachsen und hat der hochdeutschen den Weg gebahnt. Diese hochdeutsche Sprache ist dann der plattdeutschen überall nachgeschlichen und hat ihrerseits diese wieder verzehrt. Sie ist zwar mit diesem Verzehren noch nicht ganz zu Ende, wird es aber gewiß zu Stande bringen; denn es ist nicht zu vermuthen, daß bei der Entwickelung, die jetzt unsere Schulen gewonnen haben, diese beiden Sprachen sich in ein bleibendes Gleichgewicht setzen werden. Die niedersächsische weicht der hochdeutschen überall.

Es giebt also hier drei verfallende und weichende

Sprachen, die friesische, die niederdeutsche und die dänische, die sämmtlich zu den ältesten germanischen Sprachen gehören, und über ihnen schwingt die jüngere Tochter, die hochdeutsche Sprache, triumphirend ihr Banner.

Ich hatte noch in anderen Theilen von Schleswig Gelegenheit, zu sehen, daß die niederdeutsche Sprache die Vorläuferin des Hochdeutschen ist, und daß dieses ihr auf den Fersen nachgeht und sich wie ein Kukuk in die Nester setzt, welche sie bereitete.

Es wäre gewiß eine dankenswerthe Arbeit für einen Sprachforscher und Historiker, die Geschichte der Entwicklung der hochdeutschen Schriftsprache, ihres Fortschritts und namentlich ihres Sieges über die niederdeutsche zu schreiben, wie sie die deutschen Dialekte verdrängte und wie sie sich namentlich jetzt und vor unseren Augen und Ohren im Munde aller Deutschen immer reiner, wohllautender und einförmiger herstellt.

Unsere Nachkommen, die vielleicht dereinst in dem einigen Deutschland leben werden, wovon wir nur träumen, werden möglicher Weise sagen, daß wir Zeugen eines der interessantesten Processe und merkwürdigsten Phänomene waren, die in der Weltgeschichte vorgekommen sind, und daß wir unsere Ohren und blöde Augen hatten und dieses Phänomen in seinen Einzelnheiten und in seiner ganzen Großartigkeit aufzufassen und die Materialien zur Schilderung des Hergangs zu sammeln verabsäumten.

Wir leben in einer höchst merkwürdigen Zeit, auch in Beziehung auf die Sprachen. Man muß es Tausend

Mal wiederholen, damit es immer wieder erweckend an unsere Ohren schlage, die sich so leicht von dem Getriebe der Gegenwart betäuben lassen, und die eben diese Gegenwart als etwas ganz Gewöhnliches und Natürliches hinnehmen. Solche Processe wie in Deutschland gehen allenthalben vor sich, und ich weiß in allen Ländern Annalen und Chroniken, die man zu führen unterläßt. Kein Mensch z. B. weiß in Wales oder in Irland anzugeben, in welchem Jahre die irische oder wälsche Sprache in diesem oder jenem Dorfe ausstarb, wo man hier und wo man da zuerst englisch predigte, converstirte oder schulmeisterte. Und doch sollte man dieß Alles genau aufzeichnen und protokolliren; denn wenn dereinst das reine Englisch durchweg in ganz England, Wales, Schottland und Irland diejenige Herrschaft, nach der es offenbar strebt, errungen haben wird, dann wird es den Forschern sehr interessant sein, bestimmt und deutlich, Punct für Punct und Schritt vor Schritt, die Entwickelungsweise dieser Herrschaft darstellen zu können. Verfahren wir aber fernerhin so nachlässig wie jetzt, so wird es nicht möglich sein, diese Geschichte zu schreiben.

Die großen Schriftsprachen Europas, die deutsche, englische und französische, operiren jetzt in Folge der Entwickelung unseres ganzen Culturzustandes, in Folge unserer Schuleinrichtungen, unserer weit verbreiteten Bildung, unserer Journale und unserer Bücherschreiberei, gegen die Dialekte und untergeordneten Sprachen auf eine Weise, wie nie zuvor, und es ist wahrscheinlich, daß sie

die größten Gebiete, in denen sie schon jetzt dominiren, einmal vollständig sichern und in Besitz nehmen werden. Danach werden diese großen Sprachen, die jetzt noch überall im Kriege mit den kleinen begriffen sind, vielleicht selbst mit einander um die Oberhand zu ringen anfangen. Und — wird daraus endlich die allgemeine europäische Weltsprache entstehen, von der schon Manche geträumt haben?

Ich habe bei den meisten wohlhabenden Friesischen Bauern eine kleine Bibliothek gefunden, die mich durch ihre Gründung und Auswahl an die ganz ähnlichen Bibliotheken erinnerte, welche ich bei schottischen Dorfbewohnern zu sehen Gelegenheit hatte.

Nicht selten fand ich eine ganze Reihe von historischen, geographischen und anderen belehrenden Schriften, sowie Wörterbücher verschiedener Art; natürlich gab es darunter auch Seemannsbücher, d. h. Navigationsschriften über Steuermannskunst, Mathematik, Astronomie u. s. w. Auch habe ich hier Bücher und Journale aus verschiedenen Lesegesellschaften gesehen, die sich über die Inseln verbreitet haben und deren Mitglieder sich von Insel zu Insel Bücher zuschicken.

Natürlich hören und sehen diese Insulaner als eifrige Touristen immer viel von anderen Ländern und Nationen, und nichts regt mehr die Wißbegierde auf als die Gelegenheit zur Vergleichung verschiedener Länder und Zustände. Werden sie dann alt und müssen sie zu Hause bleiben, so denken und lesen sie gern über alles Gesehene nach.

Ein gewisses Buch findet sich neben der Bibel und dem Gesangbuche fast in jedes friesischen Schiffers Hause; das ist das Buch, dem sie einen Titel gegeben haben, der sonst eigentlich nur der Bibel zukommt. Sie nennen es „Schatzkästlein" und verstehen darunter ein Buch, das dem Seefahrer den ersten Unterricht in seiner Kunst und Wissenschaft ertheilt. Es sind meistens alte holländische Navigationsschriften, die sich allmälig auf diesen Inseln eingenistet haben, und die Leute haben keinen anderen Titel für diese Bücher, als den des Schatzkästleins, welcher Name für ein Seevolk bezeichnend zugleich und natürlich genug ist.

Die Halligen.

Von Föhr aus hat man auf keiner Stelle einen freien Blick ins offene Meer. Die benachbarten Inseln liegen in einer Entfernung von einer oder ein paar Meilen, und da diese Inseln ungemein flach sind, so erscheinen sie in der Ferne nur wie ganz schmale, dünne Streifen, eben so wie auch das Festland. Daher sagte mir auch Jemand: „Nun wenn man auch nicht das ganze Meer vor sich sieht, so ist doch das ganze erste große Stück bis auf eine Meile und weiter vollkommen frei. Dann kommt am Ende einen jener dünnen Inselstreifen, den ich kaum bemerke und von dem ich leicht abstrahiren kann. So genau darf man die Sache nicht nehmen. Ich finde, daß dieses Binnenmeer doch wenigstens eine beinahe unbeschränkte Aussicht gewährt und daher meiner Phantasie ebenso gute Dienste leistet, wie der völlig freie Ocean."

Allein wer so raisonnirt, kennt nicht die Gesetze der Phantasie. Jener feine dünne Strich Landes, der sich überall an dem Horizonte hinzieht, ist hier auch überall ein wahrhaft dicker Strich durch die Rechnung.

Die Einwirkung aller solcher gewaltigen Naturschauspiele besteht erstlich in den großartigen Erscheinungen, welche die Augen gewissermaßen handgreiflich vor sich haben, und zweitens in dem weiten Spielraume, welcher der Phantasie dabei gelassen wird.

Jene Inseln umher verhindern nun Beides; denn erstlich gestatten sie nicht den großen Wogen des Oceans, so frei und majestätisch heranzurollen wie anderwärts, und zweitens lassen sie die Phantasie, die sich gern ins Unbegränzte dieser weiten Wüste hinausschwingen möchte, schon in der Entfernung einer Meile wieder auf den Strand laufen.

So wunderlich gewählt der Vergleich auf den ersten Blick scheinen könnte, so möchte ich doch die Phantasie mit einem Wallfische vergleichen.

Dieses Thier ist nicht so groß, als daß man nicht glauben sollte, es könne recht bequem in einem Weiher von einigen Stunden Umkreis sich bewegen. Dennoch ist ihm in der That nicht einmal ein Meer wie die Ostsee groß genug; es bedarf zu seinen Bewegungen und zu allen seinen Operationen der unbegränzten Räume des großen Oceans.

Auf die nämliche Weise stößt sich auch die Phantasie auf einem Binnenmeere an die nahen Küsten, selbst dann noch, wenn das leibliche Auge sie nicht einmal sieht. Auf der baltischen See wird der Reisende eben nicht von großen Colossen ergriffen, wie es sie, auf dem stillen Meere schwimmend, erfüllet, und Niemand, der dieß erfahren hat, wird leugnen, daß es ein höherer

Genuß ist, auf einer Klippe Irlands den atlantischen Ocean, der sich gegen Westen 700 Meilen erstreckt und nach Norden und Süden unbegränzt ist, heranrollen zu sehen, als auf einem Vorgebirge Jütlands das Nordmeer, wo man in Gedanken schon nach 100 und weniger Meilen wieder auf England, Holland, Norwegen oder sonst ein Land stößt.

Die friesischen Halligen sind der lesenden Welt Norddeutschlands durch den Roman des Predigers Biernatzki, der einen Theil seines Lebens auf ihnen hinbrachte, bekannt geworden, so wie denn auch unsere Novellisten in neuerer Zeit sich diesem deutschen Insellande überhaupt mehr zugewandt und von dorther manche hübsche phantasiereich ausgeschmückte Geschichte dem deutschen Publicum gebracht haben. Ich erinnere nur an die Schiffernovellen von Sternberg, an die Meererzählungen von Willkomm, an die helgoländer Lieder von Heine, an die Erzählungen eines Schiffscapitains von Stahr und an mehre andere hübsche Bücher dieser Art. Nichtsdestoweniger bleibt der Betrachtung des forschenden Prosaikers hier noch manches eigenthümliche Verhältniß vorbehalten.

Ich hatte schon im Voraus so Vieles von den außergewöhnlichen Zuständen auf diesen Inseln gehört, daß ich gespannt war, sie selbst in Augenschein zu nehmen. Als ich daher eines Tages mit einem werthen Freunde ins Schiff stieg, um zu einer dieser Halligen hinüber zu segeln, hatte ich mir in Gedanken ein Verzeichniß von einigen 60 Fragen zusammengestellt, auf die ich Ant-

mort suchen wollte. Dieß waren ungefähr eben so viel Fragen, als Arago jenen um die Welt segelnden französischen Offizieren zur Beantwortung aufschrieb.

Ich will die vielen Fragen für mich behalten und dem Leser nur die wenigen Antworten hersetzen, die ich als Resultat mitbrachte.

Wir bestiegen einen Husumfahrer, eine kleine Galk, welche, wie hier so Vieles, aus Holland gekommen war. Unser Ziel war die Hallige Oland, und wir segelten daher ziemlich munter zum Hafen hinaus, in der Hoffnung, der etwas flache Wind werde sich mit der Zeit noch heben. Allein als wir in die Mitte des kleinen Binnenmeeres hinauskamen, legten sich daselbst allmälig alle Windgötter schlafen, und unser Schiff, um sie nicht in ihrer Ruhe zu stören, legte sich ebenfalls ganz allgemach auf der Wasserfläche fest. Wir hatten daher Muße genug, die interessante Scene um uns her zu betrachten.

Das Meer hatte bei dem klaren Himmel- und Sonnenschein eine helle Farbe, so hell wenigstens, wie die Nordsee, die nicht so häufig aufgeklärt ist, wie die Ostsee, sie haben kann. Zuweilen erscheinen die Gewässer hier fast so trübe und schmuzig, wie die Flußgewässer nach einer Ueberfluthung des Festlandes. Meistens geschieht dieß nach einem großen Sturme, der den Grund des Meeres aufwühlte; oft aber auch verbreiten sich ohne alle in die Augen fallende Veranlassung trübe Schlammtheile in den Wellen, und das Ganze gewährt nun dem Anblick einen dicken und unklaren, aber be-

fruchtenden Suppe, aus der die fetten Marschen wider-schlagen.

Einige Male sahen wir in diesen hellschimmernden Meeresoberfläche den schwarzen Kopf eines Seehundes hervortreten. Eines dieser Thiere kam uns sogar so nahe, daß wir es deutlich arbeiten sehen konnten. Es schwamm ein paar Hundert Schritte auf der Oberfläche des Wassers hin, tauchte dann unter, arbeitete sich rechts Strecke unterhalb des Wassers fort und kam wieder an einer anderen Stelle nach oben. Auf diese Weise, mit Oben- und Unten-bleiben abwechselnd, reisen die Seehunde immer.

Beim gewöhnlichen Fortschwimmen ragt bloß der Kopf aus dem Wasser heraus. Wenn sie aber untertauchen, so kommt ein kleines Stück des Rückens dabei übers Wasser, und man sieht deutlich, wie sich das Thier zusammenzieht, sich etwas hebt und dann, den Kopf voran, nach unten schießt.

Die Seehunde, welche in unsere Nähe kamen, schienen nicht eben von großer Besorgniß und Furcht vor uns beseelt zu sein. Wenn wir klatschten und ihnen zuriefen, so wechten sie, immer hastig mit den Füßen weiter arbeitend, ihren Kopf ganz wie Hunde im Wasser um, blickten uns an, als wollten sie fragen: „was begehrt ihr?“ und sahen dann, in ihre alte Lage zurückkehrend, wieder vor sich hin, als müßten sie, daß unser Lärm nicht viel zu bedeuten habe.

Diese Seehunde ziehen jetzt da herum, wo sonst Kühe weideten, und wir schifften auf salzigen Wegen über diejenigen Fluren weg, auf denen ehemals des Nachts

die friesischen Halbdunkelgänger die Pferde von der Wiese wegfingen, um zum Fenster ihrer Liebchen zu reiten.

Man muß sich durchaus eine genaue Seekarte von diesen Gegenden verschaffen, um das große Interesse zu begreifen, das sie dem Beobachter gewähren. — Das Meer, so wie es jetzt ist, hat dem Menschen dieses Interesse etwas entrückt, indem es den ganzen Schauplatz dieser großen Land- und Menschenströmung mit einem gleichförmigen Schleier spiegelnden Wassers überzogen hat. Aber ich sage, wirft man einen Blick auf jene genauen Seekarten dieser Länder, wo alle Sandbänke, alle Watten, Vorlande und Strömungen verzeichnet sind, so wird man einen Begriff von dem, was der Seegrund birgt, erhalten. Da sieht man die verschwundenen Wiesen und Fluren, die noch jetzt zum Theil ihre alten Namen behalten haben und noch als Sandbänke nach den Dörfern genannt werden, die in den Fluthen verschwunden sind. Da erkennt man noch in den tieferen Einschnitten und Wasserstreifen den Lauf der Flüsse, die sonst das Land durchirrten. An ihren Ufern blühten einst Blumen, jetzt fristet an denselben Uferrändern die Auster ihr schmuckloses Dasein. Man bemerkt da große breite Schlünde und Streifen zwischen den Sandbänken, die weit und lang sich erstrecken und in vielen Krümmungen sich verzweigen. Sie bezeichnen die Bahnen, auf welchen das zerstörende Element, in die Länder einbrechend, einherschritt.

Man möchte sie den Lavaströmen vergleichen, die sich an den Seiten des Vesuvs hinziehen; nur daß dort

diese Zerstörungen noch Allen klar und deutlich vor den Blicken dastehen, während man hier, um zu gleicher Erkenntniß zu gelangen, das Werk des Kartenzeichners zu Hilfe nehmen muß.

An einigen Bänken, die höher hervorgetreten sind, glaubt man altes Ackerland zu erkennen, das sonst die Grende des erntenden Schnitters war und jetzt der Schrecken des die Wellen pflügenden Schiffers ist, der diese Höhen meidet, wie ein Festlandwanderer die Löcher und Tiefen, indem er jetzt nur in jenen Rinnen sicher schifft, in denen einst der Schrecken einherrollte.

Nur über die Knochen, die hier bleichen, und über die Häuser und Steintrümmer, die noch im Sande versteckt sein mögen, hat der Künstler nicht berichten können. Von ihnen erzählen die Sagen und zum Theil auch noch die historischen Erinnerungen der Menschen, die bald auf diese, bald auf jene Stelle im Meere deuten und dabei von der traulichen Herdesflamme sprechen, welche dort vor Kurzem oder Langem im Wasser erloschen sein soll.

Von manchen dieser untergegangenen Orte wird noch gefabelt, daß man zu Zeiten ihre Glocken unter der See ertönen höre, oder daß man bei klarem Wasser noch ihre Häuser und Straßen in der Tiefe erkenne. Ja es giebt Orte, deren Ruinen sogar noch über dem Meere erscheinen sollen, wenn lange anhaltende Ostwinde das Wasser in die hohe See hinaustrieben und weite Strecken Meeresboden bloß legten.

Dieß Letztere klingt allerdings glaublicher als die Mähr

vom Glockengeläut, die übrigens eine hübsche poetische Idee ist, welche merkwürdiger Weise sich in vielen Ländern, wo ähnliche Ereignisse stattgefunden haben, ganz auf dieselbe Weise erzeugt hat, und die man sowohl hier, als an verschiedenen Stellen der baltischen Seeküste, wie auch an der französischen und spanischen, ja sogar an der peruschen wiederfindet. Hier erzählt man sich diesen Umstand von verschiedenen Stellen, so z. B. von dem Orte Rongholt, der bei Nordstrand, ich glaube in der Fluth von 1634, versank und dessen Glocken nun, obgleich sie sicherlich nie einen Ton von sich geben, hier im Munde der Insulaner sowohl, als auch in den Novellen und Romanen der Schriftsteller viel Lärmen machen. Von einem anderen im Norden Frieslands versunkenen Dorfe hörte ich, daß die Glocken dort immer am Ostermorgen erklängen.

Das Meer lächelte, wie gesagt, heute sehr freundlich, und wenn uns seine blanke Spiegelfläche, die so viel Grauses verschleierte, entgegenblitzte, so war es uns, als wollte es höhnisch lächelnd, wie die Feuerschüver zu Schiller's Fridolin, sagen:

„Die sind geborgen und aufgehoben!"

Das Einzige, was man noch in der Luftregion von dem unten Geborgenen gewahrt, sind die leisen Brandungen, welche man sich kräuselnd hie und da durch die ruhige Oberfläche hinziehen sieht. Diese leisen Brandungen entstehen da, wo eine Sandbank einigermaßen schroff absetzt und zu einer tieferen Rinne über-

geht. Denn da das Meer hier immer voll Strömung ist, und diese Strömung unterseeisch am Rande solcher Sandbänke aufgehalten wird, so entsteht oben, wo nicht eine Brandung, doch ein leises Kräuseln der Wellen, das der Schiffer „Kappling" nennt. Diese Kapplings erscheinen in der Ferne als lange gefärbte Streifen im Meere. Sie entstehen auch überall da, wo zwei verschieden gerichtete Strömungen einander treffen und sich am Rande gegenseitig in die Höhe treiben. Je nach der Richtung des Windes und der Strömungen sind diese Kapplings zuweilen stärker, zuweilen schwächer.

Wenn beim Zusammentreffen von Strömungen Wirbel entstehen, und dann zu gleicher Zeit die Wellen schroff und hoch aufschlagen, so spricht der Seemann: „die See thürmt sich." Es soll hier Stellen geben, wo die See sich selbst beim ruhigsten Wetter thürmt, und wo beständig die Wellen wie Zuckerhüte spitz aufspringen, zwischen denen dann kleine Boote Gefahr laufen.

Ist das Kappeln und Thürmen der See mit heftigem Ueberschlagen und Schäumen der Wellen verbunden, so sagen die Schiffer: „die See brennt", und nennen die Sache selbst eine „Brandung." Um manche dieser Inseln ziehen sich drei oder vier Brandungen, die an den lang ausgestreckten Sandbänken anschlagen. „Es brannte fürchterlich", oder auch: „die ganze See stand in Brand", habe ich die Seeleute sagen hören, wenn sie von einem großen Sturme erzählten.

Man sollte glauben, die Leute wären doch noch keine ächten Seemänner, da sie solche Ausdrücke, die sie offenbar von der Herdesflamme, vom Backofen und von den Feuersbrünsten hergenommen haben, auf die See anwenden. Die ächten Kinder der Amphitrite, eine Nereide, ein Triton, würden gewiß umgekehrt die Wasserausdrücke auf das ihnen ungewohnte Element des Feuers angewendet und bei den Flammen und dem Funkensprühen vom Schäumen, Strömen und Fließen des Feuers geredet haben.

Die Halligen, die wir hier sahen, hießen: Langenäs und Oland. Man bemerkt von Weitem gar nichts auf ihnen als die einzelnen, auf hohen Warten liegenden Häuser, deren Ansehen schon der Römer Plinius so frappant richtig schildert, als wäre er selbst hier, wie wir, mit dem friesischen Schiffer Jilke Junk Jürgens von Wyk nach Oland gefahren. Er sagt, sie lägen bei niedrigem Wasser da, wie Schiffe, die auf den Strand gelaufen, bei hohem aber wie solche, die mitten im Wasser schwämmen.

Da die Luftzustände hier ungemein verschieden, die Luftspiegelungen sehr häufig sind, und die Halligen in der allerniedrigsten Luftschicht, welche am meisten Anlaß zu solchen Spiegelungen giebt, liegen, so zeigen sie sich fast alle Tage anders. Zuweilen scheinen sie sehr weit sich zu entfernen, und man erkennt kaum noch ihre Umrisse, indem sie im Nebel zu verschwimmen scheinen. Wieder einen anderen Tag wachsen sie hoch aus dem Wasser hervor, stehen ganz

nahe, und man glaubt, Alles an ihnen genau zu erkennen. Oft, wenn eine Luftspiegelung sie umzieht, scheint es, als hätte eine große Wassermasse die Insel überfluthet; oft werden die Häuser wie vom Boden abgehoben.

Es scheint demnach, als spiele die Luft schon im Voraus mit ihnen ein grausames Spiel, und als gerne sie bereits im Bilde der Lichtgott eben so hin und her, wie es der Wassergott einmal in der Wirklichkeit thun wird.

Hinter den genannten Halligen liegen noch die anderen: Hooge, Gröde ꝛc. und dahinter wieder die Insel Helworm. Gewöhnlich bemerkt man sie nicht, weil sie ebenso flach sind wie ihre Vormänner, aber an sehr klaren Tagen, und besonders, wenn eine Luftspiegelung zu Hilfe kommt, sieht man wohl zwischen den Häusern und Wurten der vorliegenden Halligen die Häuser, Mühlen und Wurten der hinterliegenden hervorblicken und herüberkommen, und es scheint fast, als wollten sich drei, mit Häusern besetzte Inselkreisen am Horizonte über einander legen.

Mehre Male hat man sogar die Insel Helgoland, die doch 25 Stunden von hier entfernt liegt, bei hellen, heiteren Tagen wie ein Gespenst aus dem Meere hervorsteigen sehen. Es geschieht dieß ohne Zweifel nur in Folge einer Luftspiegelung, denn der Felsen von Helgoland ist nicht hoch genug, um ohne Beihilfe einer solchen über die Krümmung eines Erdstrichs von 13 Meilen Länge hinauszuragen. Die Leute sagten, sie

sähen dann die Insel ganz deutlich vor uns liegen und könnten die einzelnen Theile des Felsens genau unterscheiden.

Es ist, als wenn dieser äußerste Vorposten des Friesenlandes, der selbst früher durch einen Complex von Ländereien mit dem Continente zusammenhing, einmal sehnsüchtig herüberblickte nach seinen angestammten Brüdern, von denen er jetzt, dem Untergange geweiht, durch die Wogen getrennt ist. Ein friesischer Dichter könnte dieses merkwürdige Phänomen recht hübsch ausmalen.

Uebrigens scheint es doch eine seltene Erscheinung zu sein. Die Leute, auf die es einen starken Eindruck zu machen nicht verfehlt, haben das Jahr, wo es zum letzten Male statthatte, noch sehr wohl im Sinne. Sie sagten mir, es sei 1834 gewesen.

Wir wurden es endlich überdrüssig, auf diesem beweglichen Elemente so still zu liegen, als ob wir zwischen Felsen fest stäken; wir stiegen daher in das kleine Boot unseres Schiffes und machten uns daran, nach unserer Insel hinüber zu rudern, indem wir so viel Mannschaft, als nöthig war, um die Smak bei aufspringendem Winde uns nachzuführen, nämlich einen Schiffsjungen, an Bord ließen.

Es macht eine interessante und eigenthümliche Sensation, in einem winzig kleinen Nachen auf dem Meere zu schwimmen. Es ist Einem zu Muthe, als wenn man auf dem Rücken einer Mücke durch den unermeßlichen Aether flöge. Als ich die Augen zum Himmel rich-

trie, bemerkte ich, daß uns eins der schönsten Phänomene über dem Kopfe stand, nämlich eine ungeheuere Federwolke, die wie ein riesiger schmaler Streifen sich über das helle Himmelsgewölbe wegzog.

Die Luft war vollkommen blau, und sonst nur noch wenig Gewölk tief unten am Horizont. Jene Wolke stellte sich also recht prächtig heraus. Sie war ganz wie eine mächtige Schwinge oder vielmehr wie eine Riesenfeder gestaltet und hatte in der Mitte eine Rippe, von der nach beiden Seiten hin zarte flaumartige Streifchen regelmäßig in den Raum hinausragten. Diese Streifchen waren anfangs kurz und fein, wurden nach der Mitte hin länger und verloren sich gegen das Ende zu allmälig. Alles war mit so großer Sorgfalt gebaut, wie die Theilchen einer Flaumfeder. Ich werde wahrscheinlich lange leben können, ehe ich wieder etwas Aehnliches zu sehen bekomme.

Gewiß ziehen solche Wolkenphänomene, die sowohl vom Forscher, der nach der Ursache fragt, als dem Aesthetiker, der ihre Gestalt bewundert, interessant wären, die aber Niemand beobachtet, weil sie nur aus Dunst und Nebel bestehen, oft über unserem Kopfe hinweg. Es ist keine Frage, daß meine von Niemanden beachtete Wolke an Pracht für's Auge selbst die größten Kometenschweife, welche Jeder bespricht, übertraf. Und was sind denn die Kometen Anderes als Dunst und Nebel?

Nach einstündiger Ruderarbeit fliegen wir an das Land der Hallige, und da hier weder ein Hafen, noch

auch ein Busch zum Anbinden des Bootes sich zeigte, so zog unser Schiffer dasselbe an's Ufer.

Die Halligen ragen zur Fluthzeit nur wenige Zoll über die Oberfläche des Wassers hervor; da wir aber mit halber Ebbe Oland erreichten, so fanden wir es einige Fuß darüber erhaben, in welcher Höhe das Land in der ganzen Ausdehnung der Insel ohne Abwechselung fortläuft. Das Meer hat das Land nirgends so hoch aufgeworfen, daß es dasselbe nicht noch ein Mal erreichen könnte. Wahrscheinlich stellt die Höhe des Halligenlandes genau die mittlere Höhe aller Fluthen dar, die sich im Laufe eines Jahrhunderts ereignen. Wenn man dieß zum ersten Mal sieht, so wird man dadurch ordentlich erschreckt; denn es macht eine solche Hallige den Eindruck eines Schiffs, das bis an den Rand in's Wasser gesunken ist und das die nächste Welle verschlingen könnte.

Das Ufer der Insel ist rund herum vom Meere angenagt. Hie und da bemerkt man deutlich, daß diese Benagung noch immer fortgeht, und es drängt sich dem Besucher die Ueberzeugung auf, daß diese Insel dem Untergange geweiht sei. Das Land ist ein schöner und fruchtbarer Marschboden, aber er kann nicht bebaut werden, weil die dem Acker anvertraute Saat keinen Augenblick vor der Fluth sicher wäre. Und gegen diese Fluth kann die Insel nicht einmal durch Deiche geschützt werden, weil die Einwohner zum Deichbau zu arm sind, und weil, selbst wenn man ihnen Geld dazu geben wollte, sie nicht im Stande wären, die kostbaren Deiche zu unterhalten.

Das Erste, was uns beim Vorschreiten der Insel auffiel, waren gewisse schmale Canäle, welche sich durch die Wiesen hinzogen und darin vielfach verzweigten. Diese Canäle sind zur Fluthzeit bis an den Rand voll Seewasser, während der Ebbe aber laufen sie zum Theil ganz aus. Die Friesen nennen sie „Schlote". Einige von ihnen sehen ungefähr so aus, wie künstlich angelegte Canäle. Sie haben schroffe Ufer, und diese Ufer sind sich einander völlig parallel und laufen schnurgerade aus. Geht man aber bis zu dem Ursprung eines solchen Schlots, so findet man, daß er sich immer mehr verschmälert und zuspitzt und am Ende mit einem so tiefen und so schmalen kleinen Einschnitte sich in dem Grase verläuft, daß man das letzte Spitzenstück eines Schlots in seiner natürlichen Größe hier auf dem Papier vergleichen könnte, und daß es fast scheint, als nähme er seinen ersten Anfang aus einem Tropfen.

In einen Schlot mündet ein anderer, und sie vertheilen sich in eine Menge einander ganz ähnlicher Zweige und Zweiglein, wie ein Flußsystem. Man trifft hier in den Wiesen überall auf die Schlote. Man kann sie zuweilen von Weitem gar nicht sehen, weil der Boden zu eben ist, und muß sie kennen, um sie zu vermeiden, wenn man nicht über sie hinweg springen oder große Umwege machen will.

Da die armen Halligmenschen keinen einzigen Baum, geschweige denn Fichtenwälder auf ihren Inseln haben, so sind sie im Brückenbau etwas zurück, und

man findet da, wo die Uebergänge über die Schloten stattfinden, entweder gar nichts oder nur einen Block im Wasser liegen, um darauf zu treten, oder einen schmalen Balken ohne Geländer, über den man von Ufer zu Ufer hin balanciren muß. Ein Föhringer, der ein Mal mit seiner Frau auf Langenäs, der größten Hallige, eine Fußreise zu Verwandten gemacht hatte, erzählte mir mit Grauen von den breiten Schloten, über die er auf dünnen Balken hätte passiren müssen. Diese Balken seien ganz schmal, oft kaum im Ufer gehörig befestigt gewesen, und unter ihnen habe die landeinwärts strömende Meeresfluth getobt. Er und seine Frau wären meistens reitend darüber hingekrochen und von den Halligbewohnern, die mit ein paar Tritten sicher hinübergegangen, tüchtig ausgelacht worden. Er hatte jede Reise nach den Halligen für die Zeit seines Lebens verschworen.

Diese Schlote sind Producte der Ebbe und Fluth. Sie beginnen zunächst sich an dem schroff abgerissenen Uferrande auszubilden. Hier stößt eine Welle eine Erdscholle heraus und macht so einen kleinen Einschnitt, durch den die Fluth, wenn sie die Insel verläßt, zurückkehrt. Jede neue Fluth erweitert ihn und drückt den Riß tiefer in's Land. Allmälig wird daraus ein Canal, der sehr schroffe Ufer erhält, weil der fette Marschboden immer senkrecht abbröckelt. Bestünde er aus Sand, so würden sich die Ufer wohl mehr ausgleichen. Die Gewässer ziehen sich nun von allen Seiten zu dem neugebildeten Canale hin, und es wachsen ihm daher

auf ganz gleiche Weise Seitenäste an, die immer weiter rückwärts in's Land hineingreifen.

Ich gedachte dabei der Steppen von Südrußland, die einen ähnlichen Boden haben, und wo das ablaufende Regenwasser in den Regenschluchten und sogenannten „Balken" eine ganz ähnliche Erscheinung hervorbringt.

Auch auf dem Grunde und Boden, den das Meer beständig unter seiner Gewalt hält, auf den Watten und Schlickländern, sieht man Ebbe und Fluth in Folge ihrer täglich wiederkehrenden Bewegungen ganz ähnliche Canäle ausbilden, die sich hier nur großartiger gestalten und „Priele" genannt werden.

Das Meer also begnügt sich nicht etwa damit, nur von außen die Heimath dieser armen Insulaner zu benagen, sondern es höhlt sie auch noch, mit hundert Schlotarmen sie fassend, täglich von innen aus.

Die ganze Hallige Oland, so wie sie jetzt besteht, ist kaum eine halbe Stunde lang, und alle ihre Bewohner haben sich in einem einzigen Dorfe auf eine große Wurt zurückgezogen, wo ihre Häuser dicht gedrängt beisammen stehen. Sonst war die Insel viel größer und auch reicher, und man nannte sie sogar „das reiche Oland." Auch wurde auf dieser Insel ein berühmter Gerichtstag gehalten, und sie scheint also eine Art von Mittelpunct für die anderen Inseln gewesen zu sein.

Noch in der Fluth von 1825 wurde ein großer Theil des Landes abgerissen und ein Dorf verschlungen, und wenn es wahr ist, was die Leute hier sagen, daß

alle 50 Jahre eine jener großen inselverschlingenden Fluthen wiederkehrt, so kann man diesen letzten Lappen von Oland und dieses sein letztes Hüttenhäuflein nur mit trüben Gedanken betrachten. Ueberhaupt machen alle diese Halligen auf Jeden, der sie besucht, einen tiefen und unvergeßlich melancholischen Eindruck.

Die Bewohner der eigentlichen Inseln werden stets nach dem Namen ihrer Insel genannt, z. B.: Föhringer, Amrumer, Sylter u. s. w.; die Bewohner der zwölf Halligen aber heißen immer, indem sie mit einem generellen Namen zusammenfaßt werden, „Halligleute." Befragt man sie nun in der Fremde über ihre Heimath, so antworten sie: „Ich bin ein Halligmann, eine Halligfrau," oder bestimmter: „Ich bin ein Halligmann von Nordstrandischmoor, eine Halligfrau von Norderoog" u. s. w., indem sie nämlich dann den Namen des kleinen Fleckchen Landes hinzusetzen, der ihnen noch als ihr Vaterland übrig geblieben ist. Es ist, als wenn sie ein eigenes Volk wären. Und fast sind sie dieß auch wirklich. Der Umstand, daß eine Insel entweder von Deichen und Dünen geschützt ist, oder diesen Schutz nicht hat, ist von so großem Einfluß auf den Charakter ihrer Bewohner, daß diese dadurch zu Menschen mit besonderen Sitten und eigenthümlichem Wesen werden.

Sie sprechen einen eigenen Dialekt, den man das „Halligfriesisch" nennt, und der keineswegs von den benachbarten Insulanern und Fastewallingern leicht ver-

stunden wird. Sie haben von ihrer eigenthümlichen Heimath einen so tiefen Eindruck empfangen, daß sie es nicht leicht wieder vergessen, daß sie Halligleute sind. Alle Beobachter stimmen darin überein, daß die Halligleute sich vor ihren Nachbarn durch ein ganz eigenthümlich starkes, unbesiegbares Heimweh auszeichnen und daß sie oft, von Sehnsucht getrieben, aus schöneren Ländern zu ihren, von Seewasser triefenden Wohnsitzen zurückkehren. Es wäre dieß also wieder ein Zeichen, daß die Stärke des Heimwehs nicht sowohl von der Schönheit, als von der Eigenthümlichkeit und Originalität unseres Vaterlandes abhängt.

Den Halligbewohnern geht es oft wie den Zigeunern, die aus Palästen zu ihren Zelten zurückfliehen, oder wie den Hirten Arabiens, welche die Sehnsucht aus den wohnlichen Städten nach ihren Sandwüsten treibt. Der Prophet sagt, das Leben sei köstlich, wenn es voll Mühe und Arbeit gewesen. Und das Kind, das ihr die meiste Noth machte, hat die Mutter wohl am liebsten. Man kann dieß Alles benützen, um die Anhänglichkeit der Inselfriesen an ihre Halligen sich zu deuten.

Es giebt unter diesen Halligen Inseln von verschiedener Größe. Auf einigen findet man mehre Dörfer, auf anderen nur eins; einige haben mehre Bauernhöfe, andere nur einen einzigen mit etwa 4 bis 6 Bewohnern. Es giebt auch einige, die nur im Sommer von ein paar Menschen bewohnt und von einer Heerde von Schafen beweidet, im Winter aber wieder verlassen werden.

Die Abgeschlossenheit und Vernachlässigung des Gei-

stigen auf den ganz kleinen Halligen mag sehr groß sein. Ein Prediger sagte mir, er kenne eine Hallige mit nur einem Hause und 6 Bewohnern, die nicht in die Kirche gingen und ihre Kinder nicht in die Schule schickten, und die nicht wüßten, bei welchem Pastor sie ihre Söhne und Töchter taufen lassen sollten.

Tacitus äußert, wie er gern glauben wolle, daß die Bewohner Deutschlands aus dem Boden, den sie bewohnen, hervorgewachsen, das heißt, daß sie aborigines seien, weil er sich nicht denken könne, daß ein Volk von anderswoher freiwillig in dieses rauhe Land eingewandert sei.

Wie würde aber Tacitus wohl die Erscheinung erklären, daß man auch auf den Halligen Menschen findet, auf diesen Halligen, deren kahle Fläche der Wind fast beständig bestreicht und die in einigen Jahreszeiten zuweilen zwei Mal täglich von der salzigen Woge des dunklen Meeres überfluthet werden, auf diesen Halligen, die nur für eine Art von Amphibiengeschlecht bewohnbar zu sein scheinen und wo sich sogar der Geltendmachung jener Hypothese von dem Herauswachsen der Bewohner aus dem Boden große Unwahrscheinlichkeiten in den Weg stellen, da es fast unglaublich scheint, daß nicht jeder aufkeimende aborigo sofort wieder schaudernd und voll Schrecken mit dem Kopfe in die Eingeweide der Erde zurücksinken sollte.

In der That, wer da weiß, was es heißt, ein Vaterland, eine Heimath besitzen und noch dazu eine Insel zur Heimath haben, — wer da weiß, wie der

Mensch in dem Stückchen Land, das ihn zur Welt brachte, und auf dem ihm alle die Gefühle, alle die Gedanken, alle die Charaktereigenheiten kamen, aus denen er nun zusammengesetzt ist und die eben sein Wesen und sein Selbst konstituiren, in dem Stückchen Land, wo sich das Fleisch und Bein ansetzte, aus denen sein Leib besteht, — wer da weiß, wie wir gleich Bäumen mit tausend Wurzeln und Wurzelchen in dem heimathlichen Boden fußen, wie die Heimathinsel, die unsere Lieben trägt, gleichsam ein Theil unseres Selbst ist, so wie wir ein Theil von ihr sind, — wer nur ein Mal über die Anekdote von dem viel citirten Grönländer nachgedacht hat, der in Kopenhagen, in Thränen ausbrechend, über den Leichnam eines an's Land gebrachten Seehundes herstürzte und, indem er ihn umarmte, ausrief: „O, mein theueres Vaterland!" — der wird nicht ohne Gefühle des Mitleidens und der Theilnahme unter diese armen Halligleute treten können, die ein geliebtes Vaterland haben, von dem die See täglich ganze Stücke abreißt, und das unter dem Schlage der schäumenden Wogen vor ihren Augen in Schlamm und Schmutz sich auflöst. Es ist, als wenn jene Stücke ihnen selbst von der Seele gerissen würden; es ist, als ob sie selbst in den Wogen zu zerschmelzen zum bestimmt seien.

Wir fanden unsere Oländer draußen auf dem Felde mit der Heuernte beschäftigt und traten an einem schönen warmen Tage, wo ihre Insel von lauen Lüften umfächelt und von einer blanken See umspielt war, an einem Tage, der unsere ungünstige Meinung von ihren

klimatischen Verhältnissen fast zu widersprechen schien, auf einer üppigen Wiese unter sie. Wir fanden Männchen und Frauen, Kinder und halberwachsene Knaben auf der Wiese eifrig bemüht, das Heu, welches das Hauptproduct ihrer Insel ist, einzubringen. Dieses Geschäft bringt hier natürlich ganz eigene Scenen hervor, weil die Leute keine Pferde und Wagen auf der Hallige haben; denn obwohl Neptun nach der Fabel der Griechen das Pferd aus dem Wasser emporsteigen ließ, so hat er doch seinen hiesigen Lieblingskindern keine Race davon zukommen lassen.

Da sie gar keine Aecker zu bepflügen haben und die Wege auf ihren Inseln nicht weit, oder wenigstens nicht gebahnt und bebrückt sind, so würden ihnen jene Thiere den größten Theil des Jahres über unnützes Futter kosten. Die wenigen Geschäfte, die sie allenfalls für dieselben hätten, verrichten sie daher lieber selbst. Das Heu sammeln sie auf den Wiesen in Haufen, packen es in große Leinwandtücher und schleppen es auf dem Rücken zu dem Dorfe. Auf den größeren Halligen werden während der Heuernte einige Pferde für eine kurze Zeit eingeführt. Diese miethen die Leute sich auf dem Festlande, holen sie ab und schiffen sie nach 6 oder 8 Wochen wieder zurück. Jedoch sind es im Ganzen nur 17 solcher Thiere, die auf diese Weise über jene Inseln verbreitet werden. Man erzählte mir von einer Insel, wo jedes Jahr nur ein Pferd eingeführt und wieder weggeschifft würde.

Mit welchem Jubel mögen diese wunderlichen Thiere

Meer kommenden Säfte begießt werden. Auf den kleinen Halligen mag es Weiber geben, die noch nie ein Pferd gesehen haben.

Die Leutchen waren alle, trotzdem, daß wir sie mitten im Schweiße der Arbeit trafen, ganz sauber gekleidet und hatten eine gesunde Gesichtsfarbe. Sie verhielten sich ganz still bei ihrem Geschäfte. Wir hörten kein Gelächter, keinen Gesang, kein Trillern oder Pfeifen, geschweige denn Schelten. Von der Wiese, auf der sie beschäftigt waren, führte ein kleiner Weg, der auf einem Stege über einen Schlot ging, in's hohe Wurtdorf. Geschäftig trippelten alle mit ihren dicken massigen Heubündeln auf dem Kopfe über diesen Steg hin. Die, welche ihr Bündel abgegeben hatten, kamen mit den leeren Tüchern zurück und holten sich neue Bündel, welche ihnen die Zurückgebliebenen sorgfältig in die Tücher einpackten, damit nichts daraus verloren gehe. Sie hoben sich gegenseitig die schweren Ballen auf den Kopf, sie halfen sich einander aus, und dieß Alles thaten sie, wie ich sage, ohne einen Laut zu verlieren. Es ging hier also ganz so wie in einem Ameisenhaufen zu, wo man auch bloß zerrt und schleppt und sich quält und nichts spricht. Einiges Heu, welches auf den entfernteren Theilen der Insel wächst, laden sie auf kleinen Schiffen heran und schleppen es dann aus ihnen auf dieselbe geräuschlose Weise in die Häuser.

Die Leute waren übrigens ziemlich rührig bei ihrem Verfahren und rannten hin und wieder. Das Meer

trieb sie wie immer zu Angst und Eile. Denn obwohl es ein ruhiger Tag war, so gab es heute doch eine Springfluth, und bei der Schwüle konnte man sich eines Gewitittersturmes versehen. Es drohe, sagten sie, im Westen, und komme das Wetter herauf, so gehöre nicht viel dazu, daß das Meer über seine Ufer steige und sie um die Ernte eines ganzen Jahres bringe. Zwar sind, wie ich schon oben sagte, der Herbst und der Winter die Zeit der eigentlichen schlimmen Fluthen; allein es kommen solche doch auch oft mitten im Sommer vor und bringen dann den Leuten um so größere Noth, weil dabei nicht nur ihr Leben, sondern auch ihr Heu bedroht wird.

Da von Fluth und Ebbe hier Alles abhänge, so giebt es in jedem Hause einen Kalender, in welchem für jeden Tag des Jahres die Stunde der Fluth und der Ebbe bezeichnet und bemerkt ist, ob eine „gewöhnliche" oder eine „Springfluth" hervorbricht. Manche schreiben sich auch diese Fluthtabelle aus und hängen sie über den Ofen; denn sie haben diese Zeitmaße zwar für heute und morgen und für die nächsten Tage im Kopfe, aber sie möchten dieselben doch auch oft ein paar Wochen im Voraus wissen.

Es hängen ja nicht nur ihre Reisen, sondern auch die Operationen ihrer Landwirthschaft davon ab. Auch das Wetter wird zum Theil durch Fluth und Ebbe bestimmt. Fluth und Ebbe machen ihren nie endenden Tanz das ganze Jahr hindurch und treffen bald zu dieser, bald zu jener Stunde des Tages und der Nacht

ein. Ist eine Springfluth um Mitternacht zu erwarten, und steht das Heu noch draußen, so belauschen die Leute von ihren Betten aus den Wind. Setzt er sich in eine gefährliche Ecke und gewinnt er eine Stärke, die mit der Fluth vereint bedrohlich werden könnte, so schlagen sie Alarm, und die ganze Bevölkerung stürzt hinaus, um das Heu zusammenzuraffen.

So haben sie oft um Mitternacht, unter dem Geheul des Sturmes und dem Brüllen des Donners, den anbringenden Wogen ihr Heu entrissen. Zuweilen überlistet sie aber das Wasser, und sie finden am anderen Tage beim Erwachen statt einer Wiese mit den Vieles versprechenden Heuschobern ein Meer vor ihren Fenstern.

Obgleich die Leute sehr fromm sind, so lassen sie sich doch durch eine solche, das Heu bedrohende Fluth selbst im Gottesdienste unterbrechen und frönen dann am Sonntage in ihren Feierkleidern zur Arbeit hinaus. Ein Halligenprediger erzählte mir, er habe einmal eben seine Predigt begonnen gehabt, als unter seiner Gemeinde eine Bewegung entstanden. Bald sei auch Einer derselben die Kanzeltreppe heraufgekommen, habe ihn am Talar gezogen und ihm leise zugerufen: „Herr Pastor, das Wasser kommt.“ Er habe nun den Gottesdienst mit einigen an die Gemeinde gerichteten Worten aufgehoben und sie gebeten, wenn die Arbeit vollendet wäre, sich wieder im Gotteshause zu versammeln. Er selbst sei an ihre Spitze getreten, und nach 3 Stunden Arbeit hätten sie ihr Hab und Gut geborgen gehabt. Gegen Mittag seien sie in die Kirche

zurückgekommen, um Gott für die glückliche Rettung ihres einzigen Reichthums zu danken.

Auf der Insel Helgoland giebt auch der Schnepfenfang der Gemeinde das Recht zur Unterbrechung des Gottesdienstes. Wenn die Schnepfen ankommen, muß man hurtig bei der Hand sein, und ruft Einer in der Kirche: „Herr Pastor, de Snipp is do!" so schließt der Prediger den Gottesdienst.

Auf Bornholm soll dieselbe Sitte statthaben bei der Ankunft eines anderen Vogels, dessen Namen ich aber vergessen habe.

Das Heu von den Halligen wird rings in die benachbarten Gegenden verschifft und bildet den Hauptenwerb der Bewohner. Es schien mir etwas sergrasartig zu riechen und hatte bei Weitem nicht den blumigen Duft, wie unser Berghen. Dieser Duft mag wohl in der Seeluft davon gehen, wie bei dem über das Meer transportirten Thee. Uebrigens soll es ein kräftiges Futter sein.

Ich redete eine der Weiber auf der Wiese an, welche ich ihren rothen Backen nach höchstens auf 40 Jahre taxirt hätte. Sie sagte mir aber, sie und ihre Wangen wären über 75 Jahre alt. Das Klima dieser Halligen muß gut conserviren.

Binnen 20 Jahren war sie nicht auf dem Festlande gewesen und hatte überhaupt keine Gelegenheit gehabt, in dieser Zeit ihre Insel zu verlassen. Es soll hier Weiber geben, die weder Festland, noch irgend etwas von dem, was damit zusammenhängt, weder einen Berg,

einen Fluß, einen Bach, auch eine Quelle, ein Pferd u. s. w., zu sehen bekommen, wie jene Londoner Bürger, die mitten zwischen ihren Schornsteinen altern.

Ich erinnere mich aus meiner Jugend, die ich ebenfalls in waldigen Gegenden verbrachte, daß ich immer eine ganz wunderbare Vorstellung von dem Wesen einer kleinen Bergquelle hatte. Was mögen wohl in dem Kopfe eines solchen Halligbewohners für Vorstellungen von solchen Quellen sich bilden.

Ich gedenke dabei auch eines Isländers, der mir erzählte, daß er, im Norden von Island geboren und erzogen, bis zu seinem zwanzigsten Jahre keinen Baum gesehen habe, und daß er so wunderliche Vorstellungen von der Höhe und der Astentwickelung eines Eichbaumes und einer Buche gehabt habe, daß, als ihm die ersten Bäume in Dänemark zu Gesicht gekommen, ihm keiner von ihnen recht befriedigt habe.

Das Plattdeutsche verstand hier an diesem entlegenen Puncte Niemand. Es ist, wie gesagt, die Sprache des Hafens und Schiffverkehrs, während das Hochdeutsche die Sprache der Bibel und des Predigers ist. Die Meisten verstanden wenigstens unser Hochdeutsch, und die, welche uns antworten konnten, sprachen dasselbe auffallend gut und sorgfältig gewählt.

Als ich zu einer der Schulkerinnen sagte: „Nun, so fleißig, Mutter?" antwortete sie: „Ja wohl, mein Herr, man muß wohl fleißig sein. Unser Leben ist Mühe und Noth, und zuletzt der Tod." Der maskirte Ernst, mit dem diese Alte dieß gleichsam für sich hersagte,

indem sie immer dabei fortharkte, machte einen tiefen Eindruck auf mich, und man könnte diesen Spruch als das wahre Motto und als die ächte Devise der Halligen betrachten.

Die Sonne brannte heiß, und rings herum war kein Schatten außer unter einer halbverfallenen Windmühle, die mitten auf der Insel stand, und unter welcher sich die schnaufenden und nach Kühlung lechzenden Schafe zusammengedrängt hatten.

Wir gingen mit den Frauen über den Steg in ihr Dorf. Der künstliche, längliche Hügel, auf dem es lag, mochte etwa 15 bis 20 Fuß über die gewöhnliche Höhe der Fluth erhaben sein. Diese künstlichen Hügel, diese Wurten, sind das mühsame Werk der Zeit. Zuerst mochte Einer eine kleine Wurte für seine Hütte aufgeführt haben, dann siedelten sich einige Nachbarn bei ihm an und klebten ihre Hügel an den seinen. In einer der großen Fluthen, die alle Jahrhunderte einmal kommen, gingen ihre Häuser zu Grunde, und als sie sich wieder anbauten, erhöhten sie auch ihre Hügel noch mehr. Es schlossen sich noch mehre Ansiedler mit ihren Wurten daran, und man warf auch eine Wurt für die Kirche auf, und so entstand allmälig eine ansehnliche Dorfwurt und dann ein ganz kleines Wurtdorf. In der Regel haben die Wurten mehr gekostet und sind mehr werth als die Häuser und Dörfer, die darauf stehen.

Ich will hier ein solches Wurtdorf beschreiben, weil es überall an der Nordsee viele solcher Dörfer giebt.

und weil die Deutschen im Inneren dabei an ihre Berg- und Felsendörfer denken können.

Die Häuser der Dorfbewohner stehen dicht beisammen; denn natürlich muß man mit dem mit großer Mühe gewonnenen Raume sehr sparsam umgehen.

Bei jedem Hause sind mehre kleine Räume durch dünnes hölzernes Pfahlwerk abgetheilt und eingezäunt, ein Raum für 6 Schafe oder Schweine, ein anderer für ein paar Kohlpflanzen oder einige eßbare Unkräuter. Dazwischen hin führt ein sehr unebener Fußpfad, auf dem sich inmitten des Pfahlwerks eben nur zwei Menschen neben einander hindurchzwängen können.

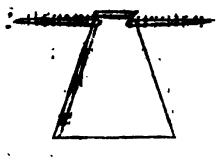
Draußen auf der Spitze der Wurt liegt, wie auf einem Vorgebirge, die Kirche, daneben der Kirchhof, und zwischen der Kirche und dem Dorfe die Wohnung des Predigers. Dieser hat den allergrößten Garten, welcher beinahe 15 Ellen lang und 15 Ellen breit, und für Stachelbeerbüsche, Kohl, Bohnen und hundert andere segens- und früchtereiche Gewächse hergerichtet ist.

Daß sich keine einzige Süßwasserquelle auf diesen Halligen findet, macht den Leuten natürlich unendlich viel zu schaffen, und sie leiden also doppelte Wassernoth, einmal durch den beständigen Ueberfluß an Seewasser, und dann durch den immerwährenden Mangel an Süßwasser.

Da sie eben so wenig Getreide haben als Quellen, so hat die Natur sie gewissermaßen ohne Wasser und Brod gelassen. Bei uns werden die Leute zur Strafe bei Wasser und Brod eingesperrt, und ich habe noch kürzlich in einem Festlandjournale angeführt gelesen,

daß dieß eine weit unbequemere, ja grausamere Strafe sei, als man sich gewöhnlich denke. Was mögen wohl die Halliglente von dieser Strafe denken, sie, die als ganz Unschuldige ohne Wasser und Brod auf ihren Halligen eingesperrt sind, die statt Korn Heu ernten und statt rieselnder Quellen das brausende Meer auf ihren Wiesen haben, die zuweilen durch Sturm und Ungewitter ans Festland segeln müssen, um für Geld und gute Worte sich einige Tonnen Süßwasser zu erbitten. Dieß müssen sie dann thun, wenn eine Meerfluth ihnen ihre Vorräthe von Regenwasser versalzte. Denn das Regenwasser sammeln sie natürlich auf alle mögliche Weise und empfangen es wie Manna in der Wüste.

Fast jedes Haus hat seinen „Soth," oder sein Regenwassermagazin. Dieser Soth ist ein in den Boden gegrabenes Loch, das sich nach unten erweitert und oben, wo es spitz ist, mit einem Steine oder einem runden Holze zugedeckt wird. Der Durchschnitt davon sieht ungefähr aus wie nebenstehende Figur. Dahin leitet man das Regenwasser durch Röhren und hölzerne Rinnen, die man anlegt, wo nur von einem Dache etwas Regenwasser herunterlaufen will. Dieß giebt das Trinkwasser für die Menschen. Das Nothwendigste ist aber, für das Vieh zu sorgen. Für dieses haben die Leute zwischen ihren Häusern auf der Höhe ihrer Wurt diese große Bassins ausgegraben, in denen



sich das Regenwasser von selbst ansammelt und hält. Sie nennen ein solches Bassin „Fäding." Diese Fädings sind zum Theil mit Rasen ausgesetzt, so wie jene Söthe meistens mit Ziegeln ausgemauert werden. In unserem kleinen Dorfe gab es drei Fädings. So lange die Wurt über Wasser bleibt, geht es gut. Aber zuweilen bei hohen Fluthen steigt die Brandung bis in das Dorf hinein, und dann werden alle Söthe und Fädings versalzen, und es bleibt den Leuten nichts übrig, als Schiffe mit Tonnen zum fasten Wall zu schicken und daselbst schmuziges Regenwasser — denn auch in den dortigen Marschen bekommen sie nichts Besseres — für ihr Geld einzukaufen. Die Noth bei solchen Fluthen muß gräßlich sein. Die letzte Zuversicht und Zuflucht suchen und finden die Leute auch da wieder in ihrem Heu, nämlich in den großen massigen Heuschobern, die sie neben ihren Häusern aufsetzen.

Diese Schober umgarnen sie mit einem Netze von Stricken, an deren Enden sie schwere Steine befestigen, damit der Wind sie nicht entführe. Darunter setzt sich nun das Heu so fest, daß der Schober selbst mitten in der Meeresbrandung stehen bleibt. Sogar wenn die Häuser mit ihren Steinen und ihrem Gebälke schon verschlungen sind, hält noch der mit Seewasser getränkte Heuschober aus, und die Leute besteigen dann seinen Gipfel als letzten Punct der Rettung in dem Graus rings umher.

Die Männer sind hier viel träger und bequemer als die Weiber. Während diese das Heu herbeischleppten, thaten

die Hausherren weiter nichts, als daß sie es in Empfang nahmen. In dem Bodenloche jedes Hauses sahen wir einen solchen Hausherrn gemächlich liegen. Eine dünne Leiter führte zu dem Boden. Die Mädchen und Frauen stiegen mit ihrer unbequemen Last auf dem Kopfe diese Leiter hinauf, der Hausherr nahm den Ballen in Empfang, packte ihn bei, gab das Tuch zurück und legte sich dann wieder hin, etwa mit seinem kleinsten Buben spielend, bis eine neue Ladung ankam. Heugabeln und alle dergleichen Instrumente waren also nicht nöthig.

Der Insel-Friese ist, wie ich schon andeutete, im Allgemeinen etwas träge — wenigstens bei gutem Wetter — und die Frau scheint bei ihm durchweg sehr ins Joch gespannt zu sein.

Ich glaube, man kann wohl sagen, daß überall, wo der Mann Krieger, Schiffer, Fischer oder Jäger ist, und wo er viele und anstrengende Gefahren zu bestehen hat, sich ein ähnliches Verhältniß herausbilden wird. Nach solchen Mühen will der Mann ausruhen und sich erholen. Auch führen ihn seine gefahrvollen Unternehmungen von den friedlichen Geschäften des Hauses und des Ackers ab, und er betrachtet diese als das der Frau zugetheilte Gebiet. Giebt es aber außerordentliche Arbeit, Sturm, Noth, Fluth, dann natürlich hat er wieder das Meiste zu thun. Man beobachte nur die Schiffer. Sie liegen bei gutem Wetter und günstigem Winde gern ruhig, segeln, ohne viel zu verrichten, und lassen das Schiff munter dahin

streichen. Kommt aber Sturm und Ungewitter, so sind sie bald oben bald unten, und man sollte nicht glauben, daß sie noch dieselben Menschen seien.

Daß ein Hang zur Trägheit auf diesen Halligen zu Hause sein muß, ist sehr natürlich; denn da die ganze Thätigkeit der Bewohner sich fast nur auf Heuernten und Viehzucht richtet, so haben sie im Grunde nicht viel zu thun. Ihren Boden düngen und mergeln sie nicht, zu pflügen und zu säen brauchen sie nicht, Deichbau haben sie nicht, Pferde fehlen ihnen, ihre Schafe treiben sie ins Freie.

Die ganze Thätigkeit der Halligenbewohner ist mehr defensiver als offensiver Natur und beschränkt sich darauf, das Ungemach auszuhalten, welches Natur und Wellen ihnen bereiten. Ihre träge und energielose Stimmung ist eine ganz natürliche Folge ihrer Lage. Verstand und Kraft sind ihnen unnütz. Sie haben dem Meere gegenüber nur das Bewußtsein ihrer Ohnmacht. Ergebung ist ihr Loos. Man findet diesen Zug auf allen unbedeichten und dem Meere preisgegebenen Inseln wieder. Man lese nur die Schilderungen des Charakters und der Industrielosigkeit der Bewohner der ostfriesischen und oldenburgischen Inseln. Es ist dort ganz dasselbe. Wenn der Mensch sieht, daß seine Anstrengungen nichts helfen, so verfällt er in eine dumpfe Ergebenheit. Früher, ich meine zu des Plinius' Zeiten, der von einer „misera gens", die auf den Wurten lebe, spricht, war dieß wohl der Hauptcharakterzug

aller Marschbewohner, bis die Deichkunst erfunden und geübt wurde und der Mensch nun den Kampf mit dem Meere auf sich nahm. Da entwickelte sich umgekehrt um so mehr Rührigkeit und Energie auf diesen Marschen. Es scheint mir daher auch, als wenn die Freiwerdung und Unabhängigkeit aller friesischen Küsten und Marschrepubliken sehr innig mit dem Fortschritte des Deichbaues zusammenhänge. Man möchte die Halligbewohner mit den Seepflanzen vergleichen, welche zwar nicht rasch und üppig wachsen, aber beständig vom Winde gezaust und von den Wellen überspült, doch sich mit festen Wurzeln an ihren Felsen anklammern.

Die Schafe, welche den größten Reichthum der Insulaner, besonders der ärmeren, bilden, machen ihnen am meisten zu schaffen. Diese Thiere bezeigen sich auch hier in den Wassersnöthen ziemlich ungeschickt. Daher sind die Leute auch um ihre Schafe besorgter als um allen anderen Besitz. Die Schafe sind immer das Erste, was ihnen verloren geht.

Die anderen Thiere, die Ochsen, die Pferde, wenn sie in Wassersnoth kommen, geben sich doch nicht so ganz muthlos preis. Sie waten, sie schwimmen auch allenfalls durch und suchen trockene Plätze zu gewinnen. Die Schafe dagegen sehen das Wasser ruhig ihre Füße umgurgeln, stehen still auf einem Fleck, und wenn es ihnen bis an den Leib hinaufsteigt und die Wellen sie zu ersäufen beginnen, so lassen sie ohne Widerstand sich umwerfen, forttreiben und ersäufen.

Wenigstens gaben mir alle hiesigen Schafbesitzer diese Darstellung des Hergangs, die ganz mit dem übereinstimmte, was ich in den Steppen von dem Benehmen der Schafe bei einem Steppensturme hörte, von dem auch diese sich ohne Gegensträuben ins Verderben führen lassen. Sie haben daher im Unwetter eine ewige Noth mit den Schafen, um so mehr, da sie dieselben auch im Winter fast halbwild herumlaufen lassen. Sie müssen sie bewachen, bald dahin, bald dorthin treiben, nicht selten aus den Schloten herausziehen, oder von der trockenen Stelle, auf die sie sich vor dem Wasser zurückzogen, zusammenholen, ja die in ihrer Noth halbtodt geängstigten und fast schon ertrunkenen Thiere oft Stück für Stück auf dem Rücken nach Hause tragen. So haben sie oft ganze Nächte hindurch im Wasser und Winde zu arbeiten, und es ist kein Wunder, wenn sie dann fast den ganzen folgenden Tag schlafen.

Von der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit seiner Leute wußte uns der Pastor viel Schönes und Rührendes zu sagen, und wir waren sehr geneigt, ihm Glauben zu schenken. Bei einer so kleinen Gemeinde von nur 150 Seelen ist es auch wohl leichter, Ordnung und Sittlichkeit zu erhalten.

Aber auf die Sittlichkeit der Bewohner der benachbarten großen Hallige Langenäs waren unsere Olander nicht gut zu sprechen. Dort gäbe es, sagten sie, sehr große Schafbesitzer und reiche Leute. Da sie nicht viel zu thun hätten, so gingen sie den ganzen Tag zu Be-

suchen herum, von einem Wurthofe zum anderen, und da würde gezecht und gespielt.

Die Schlechtigkeit des Wassers leistet hier auf den Halligen wie überall in den Marschen dem Branntweintrinken bedeutenden Vorschub. Kaffee und Thee sind wohl nicht stark genug, um den fahlen Beigeschmack des Regenwassers ganz zu heben. Die Leute gießen daher gewöhnlich sowohl ihrem Thee als ihrem Kaffee noch Branntwein bei, und dieß hat zu einer großen Unmäßigkeit im Trinken des sogenannten Thee- und Kaffeepunsches geführt. Es ist daher eine Wohlthat, daß man in neuerer Zeit sehr bequeme Wasserfiltrirmaschinen erfunden und bereits in den Haushaltungen mehrer Marschgegenden verbreitet hat. Diese Maschinen werden im Verein mit den Mäßigkeitsgesellschaften viel Gutes wirken und das hier sehr gering geachtete Wasser als Getränk für den Menschen zu größeren Ehren bringen.

Da, wo der Kaffee- und Theepunsch recht grassirt, trinken ihn die Leute schon des Morgens nach dem Aufstehen. Es ist dabei Sitte, daß in die Tasse nur soviel Thee oder Kaffee geschüttet wird, als nöthig ist, um den Zucker, dessen sie immer sehr viel gebrauchen, zu schmelzen. Der Rest der Tasse wird mit Branntwein angefüllt. Und von dieser heißen braunen Süßigkeit, die der Gesundheit noch schädlicher sein soll als unvermischter Branntwein, trinken sie gleich früh Morgens ein halbes Dutzend Tassen.

Im Norden der friesischen Marschen, bei Tondern, giebt es einen Flecken Namens Hoyer. Dieser Flecken

scheint der Hauptsitz jenes Gekränks zu sein; denn ein solcher recht starker Kaffeepunsch wird hier auch wohl „Hoyringer" genannt.

Uebrigens ist der Gebrauch des Kaffee- und Theepunsches über einen großen Theil von Schleswig und Jütland verbreitet, jetzt jedoch, wie man versichert, im Abnehmen begriffen. Hie und da, wenigstens in Holstein und Schleswig, haben sich Mäßigkeitsvereine gebildet; aber auch ohne solche predigen die Seelsorger, einem allgemeinen Mäßigkeitsimpulse folgend, mehr als sonst dagegen und beschränken daher den Mißbrauch oder rotten ihn ganz aus.

Ein Halligprediger, ein für die Mäßigkeitsfrage begeisterter Mann, hat mir über die Geschichte der Unmäßigkeit, ihre Entwickelung und ihren Verfall auf einer dieser kleinen Inseln mehre interessante Mittheilungen gemacht. Er bewohnt die Insel Hoge, eine Hallige, die jetzt nur 250 Einwohner zählt, die aber noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über 1000 besaß.

In alten Zeiten genoß man, wie mein Pastor erzählte, auf diesen Inseln zur Stillung des Durstes nur Regenwasser, Milch und hie und da etwas aus der Ferne herzugebrachtes Bier. Erst nach dem siebenjährigen Kriege ward der Branntwein und neben ihm Thee und Kaffee hier eingeführt. Den Thee genossen die Leute zuerst wie Suppe und aßen ihn mit Löffeln. Ein paar Schiffer, die von Amsterdam zurückkehrten, lehrten ihnen, wie man Thee bereiten und genießen müsse. Den Branntwein nahmen sie anfangs nur als

indem sie immer dabei fortharkte, machte einen tiefen Eindruck auf mich, und man könnte diesen Spruch als das wahre Motto und als die ächte Devise der Halligen betrachten.

Die Sonne brannte heiß, und rings herum war kein Schatten außer unter einer halbverfallenen Windmühle, die mitten auf der Insel stand, und unter welcher sich die schnaufenden und nach Kühlung lechzenden Schafe zusammengedrängt hatten.

Wir gingen mit den Frauen über den Steg in ihr Dorf. Der künstliche, längliche Hügel, auf dem es lag, mochte etwa 15 bis 20 Fuß über die gewöhnliche Höhe der Fluth erhaben sein. Diese künstlichen Hügel, diese Wurten, sind das mühsame Werk der Zeit. Zuerst mochte Einer eine kleine Wurte für seine Hütte aufgeführt haben, dann siedelten sich einige Nachbarn bei ihm an und klebten ihre Hügel an den seinen. In einer der großen Fluthen, die alle Jahrhunderte einmal kommen, gingen ihre Häuser zu Grunde, und als sie sich wieder anbauten, erhöhten sie auch ihre Hügel noch mehr. Es schlossen sich noch mehre Ansiedler mit ihren Wurten daran, und man warf auch eine Wurt für die Kirche auf, und so entstand allmälig eine ansehnliche Dorf-Wurt und dann ein ganz kleines Wurtdorf. In der Regel haben die Wurten mehr gekostet und sind mehr werth als die Häuser und Dörfer, die darauf stehen.

Ich will hier ein solches Wurtdorf beschreiben, weil es überall an der Nordsee viele solcher Dörfer giebt;

und weil die Deutschen im Inneren dabei an ihre Berg- und Felsendörfer denken können.

Die Häuser der Dorfbewohner stehen dicht beisammen; denn natürlich muß man mit dem mit großer Mühe gewonnenen Raume sehr sparsam umgehen.

Bei jedem Hause sind mehre kleine Räume durch dünnes hölzernes Pfahlwerk abgetheilt und eingezäunt, ein Raum für 6 Schafe oder Schweine, ein anderer für ein paar Kohlpflanzen oder einige eßbare Unkräuter. Dazwischen hin führt ein sehr unebener Fußpfad, auf dem sich inmitten des Pfahlwerks eben nur zwei Menschen neben einander hindurchzwängen können.

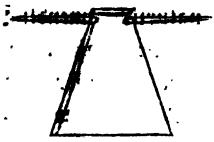
Draußen auf der Spitze der Wurt liegt, wie auf einem Vorgebirge, die Kirche, daneben der Kirchhof, und zwischen der Kirche und dem Dorfe die Wohnung des Predigers. Dieser hat den allergrößten Garten, welcher beinahe 15 Ellen lang und 15 Ellen breit und für Stachelbeerbüsche, Kohl, Bohnen und hundert andere segens- und früchtereiche Gewächse hergerichtet ist.

Daß sich keine einzige Süßwasserquelle auf diesen Halligen findet, macht den Leuten natürlich unendlich viel zu schaffen, und sie leiden also doppelte Wassernoth, einmal durch den beständigen Ueberfluß an Seewasser, und dann durch den immerwährenden Mangel an Süßwasser.

Da sie eben so wenig Getreide haben als Quellen, so hat die Natur sie gewissermaßen ohne Wasser und Brod gelassen. Bei uns werden die Leute zur Strafe bei Wasser und Brod eingesperrt, und ich habe noch kürzlich in einem Festlandjournale angeführt gelesen,

daß dieß eine weit unbequemere, ja grausamere Strafe sei, als man sich gewöhnlich denke. Was mögen wohl die Halligleute von dieser Strafe denken, sie, die als ganz Unschuldige ohne Wasser und Brod auf ihren Halligen eingesperrt sind, die statt Korn Heu ernten und statt rieselnder Quellen das brandende Meer auf ihren Wiesen haben, die zuweilen durch Sturm und Unwetter ans Festland segeln müssen, um für Geld und gute Worte sich einige Tonnen Süßwasser zu erbitten. Dieß müssen sie dann thun, wenn eine Meerfluth ihnen ihre Vorräthe von Regenwasser versalzte. Denn das Regenwasser sammeln sie natürlich auf alle mögliche Weise und empfangen es wie Manna in der Wüste.

Fast jedes Haus hat seinen „Soth," oder sein Regenwassermagazin. Dieser Soth ist ein in den Boden gegrabenes Loch, das sich nach unten erweitert und oben, wo es spitz ist, mit einem Steine oder einem runden Holze zugedeckt wird. Der Durchschnitt davon sieht ungefähr aus wie nebenstehende Figur. Dahin leitet man das Regenwasser durch Röhren und hölzerne Rillen, die man anlegt, wo nur von einem Dache etwas Regenwasser herunterlaufen will. Dieß giebt das Trinkwasser für die Menschen. Das Schwierigste ist aber, für das Vieh zu sorgen. Für dieses haben die Leute zwischen ihren Häusern auf der Höhe ihrer Wurt tiefe große Bassins ausgegraben, in denen



[illegible] und Regenwasser von selbst ansammelt und hält. Sie nennen ein solches Bassin „Fäding." Diese Fädings sind zum Theil mit Rasen ausgesetzt, so wie seine Sode meistens mit Ziegeln ausgemauert werden. In unserem kleinen Dorfe gab es drei Fädings. So lange die Wurt über Wasser bleibt, geht es gut. Aber zuweilen bei hohen Fluthen steigt die Brandung bis in das Dorf herein, und dann werden alle Sode und Fädings versalzen, und es bleibt den Leuten nichts übrig, als Schiffe mit Tonnen zum festen Wall zu schicken und daselbst schmuziges Regenwasser — denn auch in den dortigen Marschen bekommen sie nichts Besseres — für ihr Geld einzukaufen. Die Noth bei solchen Fluthen muß gräßlich sein. Die letzte Zuversicht und Zuflucht suchen und finden die Leute auch da wieder in ihrem Heu, nämlich in den großen massigen Heuschobern, die sie neben ihren Häusern aufsetzen.

Diese Schober umgarnen sie mit einem Netze von Stricken, an deren Enden sie schwere Steine befestigen, damit der Wind sie nicht entführe. Darunter setzt sich nun das Heu so fest, daß der Schober selbst mitten in der Meeresbrandung stehen bleibt. Sogar wenn die Häuser mit ihren Steinen und ihrem Gebälke schon verschlungen sind, hält noch der mit Seewasser getränkte Heuschober aus, und die Leute besteigen dann seinen Gipfel als letzten Punct der Rettung in dem Graus [illegible] umher.

Die Männer sind hier viel träger und bequemer als die Weiber. Während diese das Heu herbeischleppten, schafften

die Hausherren weiter nichts, als daß sie es in Empfang nahmen. In dem Bodenloche jedes Hauses sahen wir einen solchen Hausherrn gemächlich liegen. Eine dünne Leiter führte zu dem Boden. Die Mädchen und Frauen stiegen mit ihrer unbequemen Last auf dem Kopfe diese Leiter hinauf, der Hausherr nahm den Ballen in Empfang, packte ihn bei, gab das Tuch zurück und legte sich dann wieder hin, etwa mit seinem kleinsten Buben spielend, bis eine neue Ladung ankam. Heugabeln und alle dergleichen Instrumente waren also nicht nöthig.

Der Insel-Friese ist, wie ich schon andeutete, im Allgemeinen etwas träge — wenigstens bei gutem Wetter — und die Frau scheint bei ihm durchweg sehr ins Joch gespannt zu sein.

Ich glaube, man kann wohl sagen, daß überall, wo der Mann Krieger, Schiffer, Fischer oder Jäger ist, und wo er viele und anstrengende Gefahren zu bestehen hat, sich ein ähnliches Verhältniß herausbilden wird. Nach solchen Mühen will der Mann ausruhen und sich erholen. Auch führen ihn seine gefahrvollen Unternehmungen von den friedlichen Geschäften des Hauses und des Ackers ab, und er betrachtet diese als das der Frau zugetheilte Gebiet. Gibt es aber außerordentliche Arbeit, Sturm, Noth, Fluth, dann natürlich hat er wieder das Meiste zu thun. Man beobachte nur die Schiffer. Sie liegen bei gutem Wetter und günstigem Winde gern ruhig, segeln, ohne viel zu verrichten, und lassen das Schiff munter dahin

streichen. Kommt aber Sturm und Ungewitter, so sind sie bald oben bald unten, und man sollte nicht glauben, daß sie noch dieselben Menschen seien.

Daß ein Hang zur Trägheit auf diesen Halligen zu Hause sein muß, ist sehr natürlich; denn da die ganze Thätigkeit der Bewohner sich fast nur auf Heuernten und Viehzucht richtet, so haben sie im Grunde nicht viel zu thun. Ihren Boden düngen und mergeln sie nicht, zu pflügen und zu säen brauchen sie nicht, Deichbau haben sie nicht, Pferde fehlen ihnen, ihre Schafe treiben sie ins Freie.

Die ganze Thätigkeit der Halligenbewohner ist mehr defensiver als offensiver Natur und beschränkt sich darauf, das Ungemach auszuhalten, welches Natur und Wellen ihnen bereiten. Ihre träge und energielose Stimmung ist eine ganz natürliche Folge ihrer Lage. Verstand und Kraft sind ihnen unnütz. Sie haben dem Meere gegenüber nur das Bewußtsein ihrer Ohnmacht. Ergebung ist ihr Loos. Man findet diesen Zug auf allen unbedeichten und dem Meere preisgegebenen Inseln wieder. Man lese nur die Schilderungen des Charakters und der Industrielosigkeit der Bewohner der ostfriesischen und oldenburgischen Inseln. Es ist dort ganz dasselbe. Wenn der Mensch sieht, daß seine Anstrengungen nichts helfen, so verfällt er in eine dumpfe Ergebenheit. Früher, ich meine zu des Plinius' Zeiten, der von einer „misera gens", die auf den Wurten lebe, spricht, war dieß wohl der Hauptcharakterzug

aller Marschbewohner, bis die Deichkunst erfunden und geübt wurde und der Mensch nun den Kampf mit dem Meere auf sich nahm. Da entwickelte sich umgekehrt um so mehr Rührigkeit und Energie auf diesen Marschen. Es scheint mir daher auch, als wenn die Freiwerdung und Unabhängigkeit aller friesischen Küsten und Marschrepubliken sehr innig mit dem Fortschritte des Deichbaues zusammenhänge. Man möchte die Halligbewohner mit den Seepflanzen vergleichen, welche zwar nicht rasch und üppig wachsen, aber beständig vom Winde gezaust und von den Wellen überspült, doch sich mit festen Wurzeln an ihren Felsen anklammern.

Die Schafe, welche den größten Reichthum der Insulaner, besonders der ärmeren, bilden, machen ihnen am meisten zu schaffen. Diese Thiere bezeigen sich auch hier in den Wassersnöthen ziemlich ungeschickt. Daher sind die Leute auch um ihre Schafe besorgter als um allen anderen Besitz. Die Schafe sind immer das Erste, was ihnen verloren geht.

Die anderen Thiere, die Ochsen, die Pferde, wenn sie in Wassersnoth kommen, geben sich doch nicht so ganz gutwillig preis. Sie mögen, sie schwimmen auch allenfalls durch und suchen trockene Plätze zu gewinnen. Die Schafe dagegen sehen das Wasser ruhig ihre Füße umgurgeln, stehen still auf einem Fleck, und wenn es ihnen bis an den Leib hinaufsteigt und die Wellen sie umwachsen, so lassen sie ohne Widerstand sich umwerfen, forttreiben und ersäufen.

Wenigstens gaben mir alle hiesigen Schafbesitzer diese Darstellung des Hergangs, die ganz mit dem übereinstimmte, was ich in den Steppen von dem Benehmen der Schafe bei einem Steppensturme hörte, von dem auch diese sich ohne Gegensträuben ins Verderben führen lassen. Sie haben daher im Unwetter eine einzige Noth mit den Schafen, um so mehr, da sie dieselben auch im Winter fast halbwild herumlaufen lassen. Sie müssen sie bewachen, bald dahin, bald dorthin treiben, nicht selten aus den Schloten herausziehen, oder von der trockenen Stelle, auf die sie sich vor dem Wasser zurückzogen, zusammenholen, ja die in ihrer Noth halbtodt geängstigten und fast schon ertrunkenen Thiere oft Stück für Stück auf dem Rücken nach Hause tragen. So haben sie oft ganze Nächte hindurch im Wasser und Winde zu arbeiten, und es ist kein Wunder, wenn sie dann fast den ganzen folgenden Tag schlafen.

Von der Enthaltsamkeit und Mäßigkeit seiner Leute wußte uns der Pastor viel Schönes und Rührendes zu sagen, und wir waren sehr geneigt, ihm Glauben zu schenken. Bei einer so kleinen Gemeinde von nur 150 Seelen ist es auch wohl leichter, Ordnung und Sittlichkeit zu erhalten.

Aber auf die Sittlichkeit der Bewohner der benachbarten großen Hollige Langenäs waren unsere Glauber nicht gut zu sprechen. Dort gäbe es, sagten sie, sehr große Schafbesitzer und reiche Leute. Da sie nicht viel zu thun hätten, so gingen sie den ganzen Tag zu Be-

suchen herum, von einem Wurthofe zum anderen, und da würde gezecht und gespielt.

Die Schlechtigkeit des Wassers leistet hier auf den Halligen wie überall in den Marschen dem Branntweintrinken bedeutenden Vorschub. Kaffee und Thee sind wohl nicht stark genug, um den fahlen Beigeschmack des Regenwassers ganz zu heben. Die Leute gießen daher gewöhnlich sowohl ihrem Thee als ihrem Kaffee noch Branntwein bei, und dieß hat zu einer großen Unmäßigkeit im Trinken des sogenannten Thee- und Kaffeepunsches geführt. Es ist daher eine Wohlthat, daß man in neuerer Zeit sehr bequeme Wasserfiltrirmaschinen erfunden und bereits in den Haushaltungen mehrer Marschgegenden verbreitet hat. Diese Maschinen werden im Verein mit den Mäßigkeitsgesellschaften viel Gutes wirken und das hier sehr gering geachtete Wasser als Getränk für den Menschen zu größeren Ehren bringen.

Da, wo der Kaffee- und Theepunsch recht grassirt, trinken ihn die Leute schon des Morgens nach dem Aufstehen. Es ist dabei Sitte, daß in die Tasse nur soviel Thee oder Kaffee geschüttet wird, als nöthig ist, um den Zucker, dessen sie immer sehr viel gebrauchen, zu schmelzen. Der Rest der Tasse wird mit Branntwein angefüllt. Und von dieser heißen braunen Süßigkeit, die der Gesundheit noch schädlicher sein soll als unvermischter Branntwein, trinken sie gleich früh Morgens ein halbes Dutzend Tassen.

Im Norden der friesischen Marschen, bei Tondern, giebt es einen Flecken Namens Hoyer. Dieser Flecken

scheint der Hauptsitz jenes Getränks zu sein; denn ein solcher recht starker Kaffeepunsch wird hier auch wohl „Hoyninger" genannt.

Uebrigens ist der Gebrauch des Kaffee- und Theepunsches über einen großen Theil von Schleswig und Jütland verbreitet, jetzt jedoch, wie man versichert, im Abnehmen begriffen. Hie und da, wenigstens in Holstein und Schleswig, haben sich Mäßigkeitsvereine gebildet; aber auch ohne solche predigen die Seelsorger, einem allgemeinen Mäßigkeitsimpulse folgend, mehr als sonst dagegen und beschränken daher den Mißbrauch oder rotten ihn ganz aus.

Ein Halligprediger, ein für die Mäßigkeitsfrage begeisterter Mann, hat mir über die Geschichte der Unmäßigkeit, ihre Entwickelung und ihren Verfall auf einer dieser kleinen Inseln mehre interessante Mittheilungen gemacht. Er bewohnt die Insel Hoge, eine Hallige, die jetzt nur 250 Einwohner zählt, die aber noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts über 1000 besaß.

In alten Zeiten genoß man, wie mein Pastor erzählte, auf diesen Inseln zur Stillung des Durstes nur Regenwasser, Milch und hie und da etwas aus der Ferne herzugebrachtes Bier. Erst nach dem siebenjährigen Kriege ward der Branntwein und neben ihm Thee und Kaffee hier eingeführt. Den Thee genossen die Leute zuerst wie Suppe und aßen ihn mit Löffeln. Ein paar Schiffer, die von Amsterdam zurückkehrten, lehrten ihnen, wie man Thee bereiten und genießen müsse. Den Branntwein nahmen sie anfangs nur als

Medicin und gaben den Kranken zu Heilen ein Schädliches Poison. Später ward das Branntweintrinken des Sonntags Sitte und verbreitete sich unter den Männern; endlich, als diese den Branntwein mit dem Zucker, dem Kaffee und dem Magenwasser vermählten, und er nun auf dem Frühstückstische wie beim Mittags- und Abendessen erschien, krankten ihn nicht nur alle Männer, sondern auch die Weiber und Kinder.

Die Lebensweise der Hallingbewohner trug sehr viel dazu bei, dem Branntwein und der Unmäßigkeit auf diesen Inseln Vorschub zu leisten. Namentlich bringen sie die langen Wintertage in der Regel ganz müßig hin. Sie haben keine einzige Art von Industrie, die sie beschäftigen und ihnen etwas Verdienst geben könnte, bei sich eingeführt, und man kann auch kaum eine aussindig machen, die für sie paßte. Wir besprachen uns vergebens über mehre einzuführende Industriezweige.

Das Strohflechten, das die Bauern des Erzgebirges beschäftigt, läßt sich hier nicht betreiben, weil die Hallingleute keinen Weizen bauen und das Stroh vom Festlande einkaufen müßten.

Die Holzschnitzarbeiten, die den norwegischen Bauer, den Bewohner von Berchtesgaden und andern Gegenden von Deutschland beschäftigen, passen eben so wenig, weil keine Bäume bei ihnen wachsen. Auch Flachs können sie nicht viel spinnen und verweben, weil sie auch diesen erst von auswärts her einführen müßten. Die Wolle der Schafe ist das einzige rohe Product ihres Landes, was ihnen unmittelbar in die Hände geliefert wird, und

sich zu einer ferneren Verarbeitung eignet. Allein das Kratzen, Spinnen und Stricken der Wolle wäre doch kaum etwas für die Männer, und bei den billigen Tüchern, die unsere Fabriken liefern, wäre es wohl kaum möglich, Webstühle für sie herbeizuschaffen. Man sollte irgend ein geringes Wollenfabrikat auffinden, dessen Verfertigung auch die Männer beschäftigen und ihnen Gewinn bringen könnte.

Daher sitzen, während die Weiber waschen, scheuern, Kaffee kochen und spinnen, die Männer auf den Oefen und schlafen entweder, oder schwatzen mit einander, indem sie dabei Taback kauen. Die Oefen sind zwar meistens von Eisen, aber die Leute legen so wenig Feuer ein, daß sie das Sitzen darauf aushalten können, und dann schmoren sie darauf, wie Bratäpfel, die man nach und nach gar werden läßt.

Der Angabe meines Freundes zufolge verbrauchten sonst die 353 Menschen seiner Hallig (Kinder und Frauen ungerechnet) im Jahre 1843 117 Anker Branntwein, den Anker zu 40 Flaschen gerechnet. Der Anker kostete ihnen 9 Mark, und auf jeden Kopf kam daher ein jährlicher Verbrauch an Branntwein von einem halben Anker zu dem Preise von 4½ Mark.

Je ärmer die Leute waren, desto stärker war der Verbrauch an Branntwein, und die, welche gar nichts besaßen, und als Bettler nur vom Mitleiden der Anderen lebten, gebrauchten am meisten. Von diesen waren ungefähr 20 auf der Insel, die zusammen in einem Jahre 26 Anker Branntwein tranken. Da diese Quantität ihnen

noch dazu von ein paar auf der Insel lebenden Hökern in kleinen Portionen zu Nöseln und Gläsern ausgeschenkt wurde, so kam sie ihnen auch viel theuerer zu stehen als den Reichen, die alle ihre paar Anker im Hause liegen hatten.

So standen die Sachen noch vor ein paar Jahren, bis der Prediger in Folge des von Amerika aus über England nach Berlin, Hamburg, von da nach Holstein, Schleswig, Friesland und Hoge sich verbreitenden Interesses für die Mäßigkeitsfrage, für die er sich ebenfalls aus guten Gründen enthusiasmirte, auch auf seiner Insel gegen den Branntwein-Dämon zu Felde zog. Er verfuhr dabei folgendermaßen.

Zuerst predigte er den Leuten von der Kanzel aus über Unmäßigkeit und Trunksucht und zeigte ihnen das Verderbliche derselben; dann machte er sie im Privatgespräch mit dem, was für die Mäßigkeit in anderen Ländern geschehen sei, bekannt und spielte ihnen einige Schriften über diesen Gegenstand in die Hände. Viele hatte er gleich von Haus aus auf seiner Seite, namentlich die Wohlhabenderen und Einflußreicheren, die eben in Folge ihrer Mäßigkeit diesen Wohlstand und Einfluß erlangt hatten. Er schlug ihnen endlich vor, einen Mäßigkeitsverein zu stiften und den Branntwein und das Laster der Trunksucht, die Quelle so vielen Uebels, geradezu von ihrer Insel zu verbannen. Zuerst trat er nur mit Einigen zusammen, später gewann er alle Einflußreichen, und die Uebrigen mußten folgen.

Mit den Hökern machte er den Vertrag, daß er ihnen den ganzen Branntwein-Vorrath, den sie noch auf dem Lager hätten, gegen baares Geld abkaufen wolle, wenn sie in Zukunft keinen neuen Vorrath kommen lassen und nicht mehr schillingsweise an die Armen verschenken wollten. Diese, zum Theil vom baaren Gewinne gelockt, zum Theil der Beredtsamkeit ihres Predigers weichend, vielleicht auch hoffend, daß der Mäßigkeitsenthusiasmus vorübergehen würde und sie dann ihren alten Erwerbszweig wieder aufnehmen könnten, ließen sich bereden und traten der Verschwörung bei. Und so stand denn bald die ganze Insel in Flammen gegen den Branntwein.

Zunächst beschloß man zweierlei, erstlich, daß von nun an kein Eingeborener auf der Insel mehr Branntwein trinken solle, der für ein offenbares Gift erklärt wurde, zweitens, daß man keine neue Einfuhr auf der Insel dulden wolle. Es war nun noch ein dritter Beschluß zu fassen, nämlich über die vorhandenen Vorräthe, sowohl die, welche man den Hökern abgekauft, als die, welche noch in den Privathäusern sich fanden. Jene ließ der edle Pastor auf seine Kosten in's Meer abfließen, und diese beschloß man einstweilen noch zu Befriedigung der Trinklust der jütischen Knechte zu verbrauchen.

Diese jütischen Knechte, die auch auf die Halligen gehen, um dort den Wohlhabenden der Bewohner bei der Heuernte zu helfen, verursachten allerdings einige Schwierigkeit. Entbehren konnte man sie nicht, denn auch bei den

Hallgleuten leiden die Reichen an dem Vorurtheile, welches zwar dem großen Römer Cincinnatus fremd war, bei den Friesen aber ziemlich allgemein ist, daß es demjenigen Landbesitzer, der Knechte halten könne, nicht ziemte, selbst den Pflug, die Sense oder den Spaten zu führen, sondern daß er solche Arbeiten den Knechten überlassen müsse. Auf der anderen Seite aber glauben auch in der Regel die Jüten, die hier ungefähr in einem eben solchen Rufe stehen, wie die wendischen Knechte bei den sächsischen Bauern auf der linken Seite der Elbe, den Branntwein nicht entbehren zu können. Man beschloß daher, einstweilen noch das vorräthige Gift an sie zu verbrauchen, in Zukunft aber ihnen statt des Branntweins eine tägliche Zulage von zwei Schillingen zu ihrem Lohne zu gewähren, was etwas mehr betrug als die tägliche Ration Branntwein, an den sie gewöhnt waren. Die Fremden, welche sich diesen Bedingungen nicht unterwerfen wollten, sollten nicht zugelassen werden.

So stehen jetzt die Sachen. Alle Insulaner sind mit der von ihrem eifrigen Seelenhirten durchgesetzten Reformation zufrieden und werden es um so mehr werden, je länger der jetzige Zustand dauert. Kein Trinkenbold, keine Branntweinflasche wird mehr auf der Insel geduldet. Und nur Eins ist dabei schmerzlich zu bedauern, daß diese Menschen gerade in der Zeit zu dem Gipfel der Mäßigkeit gelangt zu sein scheinen, wo sie in anderer Beziehung bereits an den Rand des Verderbens gelangt sind.

Auch Hoge geht, wie Helgoland und alle übri-

zen Halligen, einem ziemlich sicheren Untergange eingegen. Das Land nimmt bei jeder Flach ab. Die Reichen ziehen sich daher von der Insel mehr und mehr zurück. Neue Häuser werden nicht mehr gebaut, vielmehr viele alte abgebrochen und nach Pelworm oder einer anderen benachbarten Gegend, welche Deichschutz hat, hinüber geschafft, wo man solche Häuser von den mehr und mehr verödenden Halligen ankauft. Wie schnell diese Verödung fortschreitet, kann man daraus schließen, daß die in Rede stehende Insel im Jahre 1796 noch 600 Einwohner, 1842 aber nur 253 hatte.

Ich hoffe, daß man diese Episode von der Einführung der Mäßigkeitsreform auf einer Westseeinsel *) nicht uninteressant finden wird, und kehre zu meinen simplen Olandern zurück, die nach der Versicherung des dortigen Predigers gar nicht an der Völlerei der Langenäser Theil nehmen, und in deren runden Physiognomieen wir auch in der That keine Spur von denjenigen Gesichtszügen fanden, die Hogarth auf seinem berühmten Branntweinsblatte gezeichnet hat.

Die Leutchen leben auf ihrer Insel fast wie Mönche

*) Auf einer anderen friesischen Insel, auf Sylt, hatte ein dort sehr angesehener Schiffscapitain sich an die Spitze der Mäßigkeitsbewegung gestellt. Er hatte durch seine Bemühung 178 alte Flaschenfreunde in einen Mäßigkeitsverein zusammengebracht und sie der Wohlthaten der Temperance theilhaftig gemacht. Auch hatte er einen besonderen Mäßigkeitsverein für die Frauen seiner Insel gestiftet, die sonst an dem Inhalt der Branntweinflaschen ihrer Männer gern Antheil haben wollten.

und Nonnen in einem Kloster. Die größere Menge von diesen Schafbeschern ist von der ganzen übrigen Welt in eben dem Grade abgeschlossen und nimmt an den Weltneuigkeiten eben so wenig Antheil, wie die Leute, welche nichts als „memento mori!“ sprechen dürfen. — Auch war uns, als wir wieder von ihnen wegfuhren, in der That so zu Muthe, als hätten wir ein Kloster besehen und ein Völkchen Einsiedler besucht. Nur vertragen sie sich, wie es scheint, hier besser als in manchem Kloster, wo oft der eine Mönch mit dem anderen hadert und zankt.

Eine Prügelei, sagte der Prediger, würde gleich so viel Schrecken im ganzen Dorfe verbreiten, wie anderwärts in einem stillen Hause.

Ihr ganzes Leben ist wesentlich ein religiöses und kirchliches. In jedem Hause giebt es eine Bibel und ein Gesangbuch, und dieß ist das Einzige, was sie lesen, was aber auch Alle lesen können. Ein Halligmann von Oland, der später Schiffscapitain geworden war und sich anderswo niedergelassen hatte, sagte mir, er würde nie den Schrecken vergessen, den ihm der erste fluchende Matrose am Bord des Schiffes eingeflößt. Er, der als Knabe bisher nur seine Mutter beten gehört, habe, nach diesem stillen Halligleben schließend, geglaubt, in jenem Matrosen einen leibhaftigen Dämon zu erblicken.

Sowie Gebetbuch und Bibel die Literatur dieser Insulaner vorstellen, so ist die Kirche ihr einziges öffentliches Haus. Sie versammeln sich dort jeden Sonntag alle ohne Ausnahme und hören der Predigt mit der größten Andacht zu. Bei solchen Leuten, die mit ihrem

ganzen Vaterlande den Untergang so zu sagen jeden Augenblick vor Augen haben, ist die Andacht sehr natürlich. Sie gehen gewissermaßen jeden Sonntag, als dem Tode Geweihte, in die Kirche. Sie haben auch sonst keinen anderen Recreationsplatz als die Kirche und nehmen daher stets den innigsten Antheil an der Predigt. „Sie kommen oft", sagte uns der Pastor, „nach der Predigt zu mir, klopfen mir die Hand und streicheln mir den Arm, indem sie sprechen: „Ach Gott, dett war so nett hüte, Herr Pastor!" (Ach Gott, das war so nett heute, Herr Pastor, was Sie da sagten).

Auf dem Festlande schmückt man sich für den Salon oder für die Schenke und den Tanz; hier putzt man sich bloß für die Kirche, und da zeigt Jeder sein Beßtes. Wir Städter haben die Schauspielhäuser, wo wir uns zu Thränen rühren oder sonst leidenschaftlich erschüttern und erregen lassen. Die Halligleute haben dafür nur die Kirche, die traurigen Ereignisse, die dort angekündigt werden, und die heilige alte Geschichte der Bibel.

Der Prediger ist gewissermaßen ihr einziger Acteur, ich meine dieß, wie Jeder sieht, hier im guten Sinne. Er ist ebenso ihr einziger Professor, denn auch die Belehrung, die sie zu haben wünschen, empfangen sie am Sonntage in der Predigt von ihm, wo er oft ein Wort über das fallen läßt, was draußen in der Welt passirt. Die Kirche ist also gewissermaßen ihre Börse, ihr Theater, ihr Gesellschaftszimmer, ihre Akademie, ihr Auditorium, oder vielmehr, dieß Alles ist bei ihnen kirchlicher Natur.

Sie haben daher auch das größte Zutrauen und den beßten Willen gegen ihren Seelenhirten, der außer den bereits angeführten Aemtern bei ihnen auch noch die Stellen eines Schulmeisters und Küsters übernommen hat, denn es giebt keine hierfür besonders angestellte Personen.

Die Gemeinde ist so klein, daß ihr die Lasten der Besoldung des Predigers und der Erhaltung der Kirche und die anderen Kirchenabgaben ungemein beschwerlich fallen. Es kämen, meinte der Geistliche, auf jeden Kopf wohl über dreimal so viel Kirchenabgaben, als alle anderen Abgaben zusammen ausmachten. Nichts desto weniger trügen die Leute diese Last mit der größten Geduld und Frömmigkeit. Die kleinen Ueberreste von Bewohnern müßten aber jetzt ebenso viel tragen, als sonst in der blühenden Zeit, wo ihr Vaterland größer gewesen, die dreimal stärkere Bevölkerung.

Als die letzte Fluth von 1825 die alte Kirche zum Theil zerstört hatte und eine Transportirung derselben nöthig geworden war, hätte man ihnen vorgeschlagen, sich mit einer anderen Gemeinde zu verbinden. Allein sie hätten dieß abgewiesen; sie hätten ihren Stolz darin gesetzt, ihre eigene Kirche und ihren eigenen Prediger zu besitzen. Ja Viele hätten es wohl für hochverrätherisch und gottlos gehalten, ihren Prediger, ihre Kirche und Gott auf ihrer Insel im Stiche zu lassen. Mit der größten Pünctlichkeit bezahlten sie die jetzt kaum erschwinglichen Kirchenabgaben. Als er, der Prediger, hierher gekommen, hätten sie schon seinen Gehalt für ein Vierteljahr im Voraus unter sich zusammengebracht gehabt, um ihrem neuen

Lehrer diesen gleich im Voraus anbieten zu können und damit bei ihm ja kein Zweifel an ihrer Zahlungsfähigkeit und ihrem guten Willen auftauchen möchte.

Ich habe von anderen Halligen viel Aehnliches gehört und frage nun Jeden, der für so etwas Sinn hat, ob nicht diese vom Meere bedrängten Insulaner, die auf diese Weise mit ihrer letzten Anstrengung ihr Gotteshaus aufrecht erhalten, ein rührendes Bild abgeben. Ist es nicht, als ob sie, ihren geschmückten Tempel auf den Armen tragend und dem lieben Gott lobsingend, in den Wellen untergingen?

Die kirchlichen Abgaben werden auf den verschiedenen Halligen nach einem verschiedenen Systeme aufgebracht, auf mehren z. B. nach der Anzahl der Kirchenstühle, die jeder besitzt und für deren jeden er jährlich etwas Gewisses bezahlen muß. Auf unserer Hallige wird jedem Knaben gleich bei seiner Confirmation ein solcher Kirchenstuhl aufgebürdet, und er muß von da an für die Abtragung der darauf haftenden Lasten sorgen. Die Confirmation ist gewöhnlich auch die Zeit, wo sie zuerst als Matrosen oder Schiffsjungen zur See gehen, und es giebt daher manchen Schiffer, der draußen in Grönland oder sonst wo Wallfische und Robben mordet, um sich das nöthige Geld zur Bezahlung seines Kirchenstuhls auf seiner Heimathshallige zu verschaffen. Für die Armen hat man die Kirchenstühle in halbe, Viertels- und Dreiviertelsstühle getheilt, wogegen manchen größeren Bauerhöfen 3, 4 und 5 Kirchenstühle angeschrieben sind.

Ich hörte von ein paar Halligleuten, die zwar schon

seit langen Jahren sich expatriirt und in den Niederlanden niedergelassen und verheirathet hatten, die aber doch noch jährlich gewissenhaft ihren Kirchenbeitrag nach ihrer Hallige, wo dem lieben Gott zuerst für ihr Erscheinen auf der Welt gedankt wurde, schicken. Der Commissionär, durch dessen Hände jährlich dieser Beitrag ging, erzählte mir dieß selbst.

Die Prediger auf den Halligen haben, trotz aller dieser Anstrengungen, welche ihre Pfarrkinder für sie machen, doch nur einen wenig brillanten Gehalt, und die hiesigen Predigerstellen, die mit so vielen Entbehrungen und Gefahren verknüpft sind, werden daher, wie bei den Russen der Dienst im Kaukasus und in Sibirien, mit der Aussicht auf spätere Beförderung zu besseren Aemtern anlockender gemacht.

Natürlich mag wohl die Erwägung, daß dem wissenschaftlich gebildeten Manne bei dem beständigen Leben unter simplen bäuerischen Leuten am Ende selbst seine geistige Regsamkeit verloren gehen müsse, für die Bestimmung entscheidend gewesen sein, daß in der Regel jeder Prediger, der sechs Jahre auf den Halligen aushalte, sich die Anwartschaft auf seine einträgliche Stelle auf dem Festlande verdiene.

Es ist übrigens erklärlich, daß viele solche versetzte Prediger sich wohl später nach ihrem schleswigschen Sibirien zurücksehnen, ja manche gewöhnen sich so an ihre Umgebung, daß sie ihre Halligen gar nicht mehr zu verlassen wünschen.

Einer dieser Halligprediger, der selbst schon etwas von

dem simplen Wesen der Halligbewohner angenommen hatte, beschrieb mir einmal seine Ankunft auf seiner Hallige und den Empfang, den ihm seine Pfarrkinder daselbst hatten zu Theil werden lassen. Beides schien mir für die hier herrschende Stimmung sehr bezeichnend.

„Der Empfang war erstaunlich rührend," sagte mein Pastor, indem er sich noch jetzt kaum der Thränen enthalten konnte. „Wie so denn, Herr Pastor?" fragte ich. „Ja, ach Gott, sehen Sie. Ich kam da mit meiner Frau auf einem ziemlich schwer bepackten Wagen die Geest heruntergefahren, denn wir hatten außer unseren Kleidern noch Manches bei uns, was uns einige gute Freunde hie und da zu unserem Aufenthalte auf der Hallige geschenkt hatten. Die Wege waren sehr schlecht, wir kamen nur ruckweise weiter, und ich sagte zu meiner Frau: „Wenn unseren Schiffern, die uns am Strande erwarten, nur nicht die Zeit lang wird."

„Wir kamen ohnedieß einen Tag später, als wir gewollt hatten. Als wir auf dem Deiche anlangten, sahen wir das Schiff, das sie uns entgegengeschickt hatten, am Ufer liegen. Die guten Leute hatten uns hier schon zwei Tage erwartet und die Zeit über sehr unbequem geschlafen. Sie bewillkommneten uns, wir brachten alle unsere kleinen Sachen an Bord und segelten dann ab. Als wir uns einer wüsten, baumlosen Insel näherten, fragte ich die Schiffer, ob das ihre Hallige sei. Sie nahmen den Hut ab und sagten: „Ja wohl, Herr Pastor." — Und ich sagte zu meiner Frau: „Siehst Du, mein Kind, das ist unsere Insel, wo wir wohnen werden."

„Als wir endlich an's Ufer der Heiligen stiegen, fanden wir dort die ganze Gemeinde versammelt, Weiber, Männer und auch Kinder, und dieß war uns das Rührendste." — „Hielt etwa einer von den Deputirten und Aeltesten eine rührende Anrede an Sie?" fragte ich. — „Ach nein, das nicht!" — „Sangen die Weiber und jungen Mädchen vielleicht Bewillkommnungslieder?" — „Ach nein, diese guten Leutchen können bloß in der Kirche singen. Ich stieg aus und half auch meiner Frau aus dem Boote und sagte ihnen: „Guten Tag, Ihr lieben Kinder; da bringe ich Euch Eueren Pastor und Euere Pastorin! Gott grüße Euch!" — „Die jungen hübschen Mädchen der Insel streuten Ihnen wohl Blumen auf den Weg und brachten Ihnen Kränze dar?" — „Ach nein, sie haben ja keine Blumen. Aber die Männer kamen alle und drückten mir stillschweigend die Hand, und die Weiber liebkosten uns, streichelten mir und meiner Frau die Arme und sagten: „Guter Herr Pastor! liebe Frau Pastorin! das ist gut, daß Sie nun unser Pastor und unsere Frau Pastorin sein wollen." Und dann machten sie sich über unsere Kästchen und Schächtelchen her, und jedes von ihnen bepackte sich mit einem Stücke, und so führten sie mich in meine Wohnung, die sie rein ausgefegt und gelüftet hatten."

„Die Alten flüsterten mir dann ins Ohr, wegen meines Gehaltes sollte mir nur nicht bange sein, sie hätten ihn schon im Voraus in Richtigkeit gebracht und könnten mir die 60 Thaler gleich baar auszahlen."

„Darauf führten sie mich in meinen Garten und in die Kirche, die sie ebenfalls rein gefegt und gelüftet hatten.“ — „Hatten sie dieselbe auch mit Laub ausgeschmückt?“ — „Ach nein, das nicht; sie haben ja kein Laub und keine Bäume. Aber sie hatten oben an dem Dache der Kirche eine Fahne befestigt, die im Winde flatterte, wie sie dieß bei festlichen Gelegenheiten hier zu thun pflegen. Viele von ihnen waren sehr gerührt und weinten, und auch ich und meine Frau, wir konnten uns der Thränen nicht enthalten. Und selbst jetzt muß ich noch mit Rührung daran denken, obgleich es schon viele Jahre her sind.“

Auch unser Islander Geistliche wußte das fromme Benehmen der Leute gegen ihren Prediger nicht genug zu rühmen. Wenn sie ihn und seine Frau im Felde beim Heu arbeiten sähen, so kämen sie oft von fernen Stücken herbeigelaufen und erböten sich freundlich, ihnen zu helfen. Wenn Noth vorhanden sei, so ließen sie ihr eigenes Heu liegen und wollten immer vor allen Dingen erst das ihres Pastors bergen und es ihm in's Haus tragen.

Ebenso brächten sie ihm oft freiwillige Geschenke dar, etwas Käse oder etwas Wolle, einen Topf voll Schafmilch, ein paar Hühner, Eier oder dergleichen, namentlich recht häufig auch die Eier eines Vogels, den sie „Lömmen“ nennen, von dem uns aber der Pastor weder den hochdeutschen, noch den naturhistorischen Namen sagen konnte. Der Vogel ist aber sehr häufig auf der Insel und sieht schwarz und weiß aus.

Es versteht sich von selbst, daß hier der Pastor sowohl seinen Garten und seine Heuwiese, als auch seine zwei Kühe und sein Dutzend Schafe selber bestellen muß, denn er hat nicht Mittel genug, sich einen Knecht und eine Magd zu halten.

Er zeigte uns sein Gärtchen, in dem wir ein paar Beete mit Bohnen und Erbsen, ein paar Blumen und ein paar Stachelbeersträucher bemerkten. Ich trat leider aus Unvorsichtigkeit eine Bohnenpflanze nieder und war darüber untröstlich, obgleich mir großmüthig genug versichert wurde, man mache sich nichts daraus. Die Beete waren mit zusammengeknoteten Stricken, die an kleinen Stäbchen befestigt waren, umzäunt. Diese Stricke hatte man noch vom Festlande mitgebracht, und sie thaten hier nun sehr gute Dienste.

Die Stachelbeerbüsche hatten dieses Jahr zwar keine Blüthen und Früchte angesetzt, aber sie hatten doch wenigstens grüne Blätter, und auch für diese Blätter dankt man auf den Halligen dem Himmel. In der einen Ecke des Gartens zeigte man uns ein großblätteriges Kraut. Diese Pflanze hatten die Leute vom Festlande zwischen ihren Kleidern mitgebracht und hier eingepflanzt. Sie wußten jedoch nicht, wie sie hieß, und wir auch nicht. Aber sie hatte herrliche Blätter, und wir überzeugten uns, daß sie in einem Jahre schon einen Trieb von vier Zoll Länge gemacht hatte. Natürlich führe ich dieß Alles hier nicht an, um die Gärtchen dieser guten Leute lächerlich zu

machen, sondern um die Miniaturzustände auf den Halligen zu schildern.

Wir besahen dann die kleine Kirche der Insel, die, man, wie gesagt, im Jahr 1825 von ihrer alten Stelle, wo sie nicht mehr sicher war, mit vielen Kosten hierher transportiren und neu aufbauen mußte. Sie war ganz reinlich und nett gehalten, und der Kirchenstühle waren ziemlich viele. Es sind, da die Bevölkerung nach und nach ausstirbt, in diesen Halligkirchen immer mehr Kirchenstühle, als die Gemeinde braucht, und selbst der, welcher nur einen halben Stuhl bezahlt, findet daher leicht einen leeren ganzen zum Sitzen.

In der Mitte der Kirche hing statt eines Kronleuchters das Modell eines Seeschiffes. Es ist natürlich, daß eine Schiffernation dieses ihr Nationalemblem auch in die Tempel bringt. Hinter und neben dem Altare standen mehre zwei Zoll dicke, halb abgebrannte Wachskerzen, wie die Leute sie hier bei dem Absterben eines Familiengliedes an die Kirche zu verehren pflegen. Es scheint mir dieß nicht nur eine friesische, sondern eine allgemeine schleswigsche und, ich glaube, auch allgemeine dänische Sitte zu sein. Gewöhnlich hängt an diesen Kerzen eine mit schwarzen Bändern und Flor gezierte Gedächtnißtafel, auf welcher der Name und Todestag des Verstorbenen steht.

Da auf dieser Insel oft das ganze Jahr hindurch Niemand stirbt — nicht weil man dem Tode hier seine Sichel entrungen, sondern weil es so wenig Ernte für ihn giebt — so muß man mit jenen Gedächt-

nächstens recht sparsam umgehen, und wir fanden noch alte Lichtstumpfe, die vor 15 Jahren aufgesetzt worden waren.

Die In- und Aufschriften sowohl in der Kirche, als auf dem Kirchhofe waren alle plattdeutsch; ja ich sah noch einige aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts. Die plattdeutsche Sprache, die Einige für eine Tochter der Friesischen halten, hat also ihre alte Mutter hier nicht verschlingen können, es wird sich zeigen, ob die hochdeutsche dieß vermag.

Eine Orgel gab es natürlich in der Kirche nicht, und ein Reicher, der sich entschließen wollte, ein paar schnell verrauschende und viel bekrittelte Diners und Bälle im Laufe des Winters weniger zu geben und das Geld für eine Orgel zu verwenden, könnte sich ein dauerndes Andenken in dem Herzen dieser ganzen Inselnation von 60 guten Männern und Frauen, Kindern und Greisen stiften. Ihn dürfte dabei nur nicht die Idee abschrecken, daß einst Sonntags seine Orgel schön erklingend in den Wellen ihren letzten Athemzug aushauchen werde.

Von der Kirche gingen wir in die kleine Schule, die sich in der Wohnung des Pastors selbst befand. Er sagte uns, er habe jetzt 12 Schüler. Ein Oländer von mittleren Jahren versicherte uns, daß zu seiner Zeit gerade so viel Kinder in die Schule gegangen wären, als jetzt die ganze Insel Einwohner habe. In dem Schulzimmerchen stand auch das Archiv der Insel, von dem mir der Pastor einen Theil, der eine kurze Geschichte der Insel oder vielmehr der Prediger enthielt, mit nach Hause gab. Auf allen diesen Inseln schreiben

nämlich die Prediger fortlaufende Gedenken über die niederlegen, welche sehr nützlich sein könnten, wenn sie nur besser und gewissenhafter geführet würden; von manchen Predigern ist aber nichts weiter bemerkt, als wie lange sie hier gedienet und wie sie gestorben.

Der Reisende muß indeß fleißig solche alte Chronicken lesen, weil darin wenigstens die kostbaren Stückchen zu finden sind, aus denen er sich im Geiste das Bild von dem Zustande der Länder zusammensetzen kann. Beim Jahre 1717 war z. B. bemerkt, daß die Insulaner in selbigem Jahre einen solchen Mangel an Wasser gelitten hätten, daß Menschen und Vieh schier hätten verschmachten wollen, und daß sie den ganzen Sommer hindurch das Wasser von Föhr und vom Festlande hätten herbeiführen müssen. Diese Inseln gleichen verschlagenen und leck gewordenen Schiffen, aus denen die Schiffer, mitten im größten Ueberflusse von Wasser und beständig mit Pumpen beschäftigt, doch Tantalusqualen erdulden müssen.

Beim Jahre 1706 war bemerkt, daß in selbigem Jahre eine alte Frau, Namens Christine, verstorben sei, welche, da sie doch nur 88 Jahre alt gewesen, bei ihren Lebzeiten 197 Kinder und Kindeskinder gezählt hätte, die leibhaft von ihr herstammten. — Diese Frau muß eine der glücklichsten Personen auf der Welt gewesen sein. Wenn den damals binnen 88 Jahren von einer einzigen Mutter 197 Mander herstammen, so fragt man mit Recht, wie es möglich war, daß eine so productive Nation so weit herunterkommen konnte.

Auch die Wurt, auf welcher die alte Kirche und

der alte Kirchhof stehen, welche von den Wellen weggespült wurden, ist noch zum Theil vorhanden, und sie ist wohl das merkwürdigste Stück der Insel, weil hier den Kirchhof von den Wellen mitten durchgerissen ist und die Särge und Knochen an dem schroffen Ufer in die See hinausragen.

Wir gingen, um dieses merkwürdige Monument, das die Fluth von 1825 sich gesetzt hat, zu besehen, noch kurz vor unserer Abreise dahin. Unser Weg führte uns abermals über die mit Heu machenden Weibern bedeckte Wiese. Wir kamen wieder bei der Mühle vorbei, unter der die Schafe noch immer nach Schatten lechzten. Der Pastor erzählte uns unterwegs, daß er seit einem Jahre noch keinen Besuch bei den Predigern der benachbarten Inseln gemacht und auch von ihnen keine Visite empfangen habe. So nahe sich diese Inseln sind, so schwierig ist doch die Communication zwischen ihnen. Zwar frieren sie im Winter, wenn sich die Schollen in den Meerengen festsetzen, zuweilen alle zu einem einzigen großen Eisklumpen zusammen, aber Niemand hat hier Schlitten und Pferde. Zwar läuft das Wasser alle Tage wenigstens zwischen einigen Inseln zweimal völlig ab und legt das Watt bloß, allein wenn man nicht einen kundigen sogenannten Watt- oder Schlickläufer bei sich hat, so kann man sich, wenn plötzlich Nebel eintritt, leicht auf dem Watt verirren und von der Fluth überrascht werden. Zwar könnte man mit einem Boote hinüberfegeln, allein wenn man dabei Wind und Fluth nicht gehörig abpaßt, so könnten diese Wasserreisen, so kurz sie sind, doch sehr

unpünktlich und risquant werden. Und endlich verliert auch der Mensch, wenn er immer auf einer einsamen Insel lebt, ganz das Bedürfniß nach Gesellschaft; denn dieses Bedürfniß will genährt und gepflegt werden, die Liebe zur Einsamkeit aber nährt sich selbst.

Die Wiesen und Weiden sind auf der Insel größtentheils Gemeingut. Die Weide wird immer von dem Viehe aller Leute benutzt, das Wiesenland aber jedes Jahr von Neuem verloost, nur konnte uns unser Pastor nicht genau sagen, nach welchen Prinzipien. Die Leute machen immer die Loose so, daß die zu vertheilenden Stücke z. B. von einem Schlot zum anderen gehen oder das zwischen zwei kleinen Meeresbuchten liegende Land umfassen. Zuweilen läßt sich ein kleines Stück nicht gut in natürliche Grenzen abtheilen; dann ziehen sie einen Strich durch, und die benachbarten Loosbesitzer theilen nun auch noch dies Stückchen durch's Loos unter sich. Dabei erzählte uns der Pastor wieder einen hübschen Zug von seinen Insulanern.

Häufig nämlich steht auf der einen Seite besseres Gras als auf der anderen. Derjenige nun, welchem das beste Stück durch's Loos zu Theil wird, könnte zwar sein Theil ohne Weiteres ganz behalten; allein gewöhnlich giebt er seinem Nachbar noch die Hälfte von den Grasbündelchen, die er etwa mehr erntete, heraus, indem er auf diese Weise das Unrecht des Schicksals freiwillig ausgleiche. Wenn Einer dies nicht thäte, so würde man sich sehr über ihn mokiren. Wenn doch unsere Banquiers und Spieler an den Rhinozolischen auch so großmüthig wären!

Auf einer anderen Hallige haben die Bewohner ihr ganzes Mäheland ein für alle Mal in gewisse Stücke getheilt, und diese Stücke gehen der Reihe nach in den Händen der Berechtigten herum, so daß der eine dieß Jahr dieses Stück bekommt, das nächste Jahr das folgende und so rund herum. Sie erreichen auf diese Weise denselben Zweck, den die Olander mit ihrem Verloosen der Wiesen erstreben, nämlich den, daß jeder auch die Aussicht auf den Genuß der besonders guten Stücke behalte.

Auch den Mist auf der Weide verloosen sie unter sich auf ähnliche Weise, indem sie die Viehweide ebenso wie die Heuwiese in eine gewisse Anzahl von Theilen bringen und nun Jedem je nach seinem Theile die Aufsammlung des Düngers auf dem ihm zufallenden Stücke gestatten.

Natürlich geht dabei immer Einer etwas besser aus als der Andere. Indeß soviel Zufälligkeiten auch diejenigen Umstände, welche eine Deposition von Dünger auf den Wiesen veranlassen, unterworfen zu sein scheinen, so macht sich doch die allgemein bemerkbare weise und gerechte Vertheilung aller Schätze der Natur auch hier geltend, und im Grunde genommen, trägt Jeder doch eine gleiche Partie „Skolen" — so nennen sie den in Rede stehenden Stoff, wenn er zur Feuerung getrocknet ist — davon.

Auf verschiedenen Theilen der Weide fanden wir die Skolen sorgfältig zusammengetragen und den Sonnenstrahlen, die sowohl die Rosen duftig färben als auch Dünger trocknen, ausgesetzt, sogar diejenigen Skolen, welche von der bewunderungswürdig energischen Verdau-

ungekraft der Schafe herrührten. Denn selbst diese kleinen Miniatur-Wagenproducte läßt man hier nicht verloren gehen, entzieht sie dem Ackerbau, sammelt sie sorgfältig und speist damit den Ofen.

Außer diesem so wichtigen Producte suchen die Insulaner auch noch die Eier vieler Vögel, die auf ihrer Insel nisten, der Kibitze, der wilden Gänse, mehrer Entenarten, der mir unbekannten Bibben, der Möven u. s. w. auf. Dieß Eiersuchen steht Jedem frei. Es ist dabei Sitte, daß, wenn Jemand Eier gefunden hat, die er nicht gleich mitnehmen kann, von denen er aber doch Besitz zu ergreifen wünscht, er nur ein Kreuz mit dem Stocke im Erdreiche zu machen braucht, um sich den Besitz zu sichern. Jeder respectirt dieß Zeichen und läßt die Eier und auch das ganze Nest, wenn etwa noch mehre nachgelegt werden sollten, unangetastet.

Die Olander führen ihr Heu, ihre Wolle, ihre Eier nach Wyk und Husum. Dahin gelangt auch das Bißchen Butter, das sie produciren. Von einigen Halligen kommen nur wenige Tonnen Butter, die dann, von diesen Inseln dürftig herabträufelnd, sich dem großen Fettstrome anschließen, der von diesen Ländern aus nach London und zu anderen großen Welthandelsplätzen hinabfließt.

Dem Statistiker ist es eben so interessant, solche Fetttröpfchen und Waarenpartikelchen zusammenfließen zu sehen, wie dem Naturforscher, die kleinen Quellen im Gebirge zu beobachten, aus denen die Flüsse entstehen.

Wir gelangten endlich zu derjenigen Stelle der Insel, zu der wir hineilten, und von der ein Kenner

derselben, ein fein gebildeter Mann, nicht wenig bedauerte, daß Lord Byron sie nicht gesehen habe, ich meine zu dem mitten durchgerissenen Wurtkirchhofe. — Es war ein 15 bis 20 Fuß hoher Hügel, der, mit Rasen bedeckt, vom Lande sanft aufstieg, gegen das Meer zu aber, wo er von den Wellen angenagt war, schroff absetzte. Auf der weiteren, jetzt weggeschwemmten Fortsetzung dieses Hügels hatte das untergegangene Dorf gestanden. Sonderbar, daß die Wellen das Terrain der Lebendigen völlig weggerissen und nur das der Todten respectirt hatten. — Der Hügel schien eine Anhäufung von Särgen und Gebeinen zu sein; denn da, wo er mitten durchgerissen war, guckten zahlreiche Gerippe und Breter von Särgen aus dem schroff abgeschnittenen Erdreiche hervor.

Die Leichname waren natürlich horizontal über einander geschichtet. Zuweilen blickte ein grinsender Schädel aus dem lehmigen Boden hervor, zuweilen ein bloßes Rückgrat, da die Wellen den Schädel selbst schon abgeschlagen hatten. Einige Schädel hatten Löcher im Kopfe, und wenn die Wellen hoch steigen, so werden sich diese Gefäße, die sonst einen so edlen Stoff, wie es das Menschenhirn ist, einschlossen, mit Seewasserschaum anfüllen. Hier und da ragten bloß die Arm- und Beinknochen spitzig wie Lanzen aus dem Lehme in die See hinaus, indem alles Uebrige weggebrochen war.

Man konnte mit Hilfe dieser Gerippe und Gebeine an der schroffen Wand hinunterklettern, indem man seinen Fuß von einem Schädel zum anderen setzte und die hervorragenden Arm- und Beinknochen der Todten als Handhaben benutzte.

Die Natur ist immer phantastischer als wir; sonst hätte gewiß ein Theaterdecorateur eine solche zerrissene Leichnamwand schon dazu benutzt, um Max und Caspar im Freischützen daran auf die besagte Weise in die Wolfsschlucht hinabklettern zu lassen. . . .

Ich fand einen Sarg, dessen eine Hälfte mit sammt dem Leichname herausgeschlagen war, während das andere Ende desselben noch fest im Lehme saß. Der Pastor erzählte uns, daß im Frühlinge eine wilde Gans in diesem, aus faulen Bretern bestehenden Sargloche genistet habe. Ihre Jungen mochten sich hier, geschützt vor Regen und Seewasser, recht behaglich gefühlt haben. Wäre dieß nicht ein hübsches Bild für Salvator Rosa?

Denkt man sich die eingeschlagenen Schädel, die hervorragenden, zersplitterten Knochen umher, die daran emporleckende Brandung des Meeres, die Jungen im Sarge zirpend, die Alten vor dem Neste kreischend oder auf dem herausragenden Sargbrete, wie Tauben auf ihrem Schlage, sitzend, so kann man den Genius der Zerstörung und die Hoffnung eines stets neuerwachenden Lebens nicht in schrofferen Contrast bringen.

Biernatzki sagt in seinem angeführten Roman, daß auf diesen wunderbaren Halligen schon manche wunderliche Scene sich ereignet haben möchte. So z. B. könnte es bei starken Fluthen schon oft passirt sein, daß ein verschlagenes Schiff in der Nacht quer über die Insel weggesegelt sei, ohne daß es dieß gewußt habe. Es könnte dabei so dicht bei dem Fenster eines mitten im Wasser gelegenen Wurthauses vorbei-

gekommen sein, daß die sich mitten im Meere dünkenden Schiffer plötzlich in das Innere eines freundlich verzierten und beleuchteten Wohnzimmers, wo die Leute ruhig am Theetische zusammengesessen, geblickt hätten und daß die Halligleute über das auf ihren Wiesen dahinrauschende Schiff erschrocken wären.

Dieser Kirchhof läßt wieder andere Vermuthungen zu. Es wäre z. B. möglich, daß ein Schiff hier strandete, daß die dabei aus dem Schiffe geworfenen Leute, von der Brandung gehoben und mit Gewalt gegen das hohe Ufer geschlagen, auf den spitzigen Armen und Beinen gespießt würden. Es ist eine gräßliche Idee, sich einen Lebendigen zu denken, der auf den Knochen eines Gerippes gespießt ist! Man könnte in der That Maler und Dichter vom Geblüte Lord Byron's und Salvator Rosa's ernstlich auffordern, diesen Stoff auszubeuten und die Bemerkungen, die ich hier darbiete, zu benutzen.

Oben auf dem Rasengipfel des Hügels bemerkten wir ein Loch in der Erde, in welchem eine ganze Partie von Schädeln, Schien- und Schlüsselbeinen, Rippen, Backenknochen und Rückgraten gesammelt war. Der Pastor sagte uns, er und seine Leute wären zu arm, um die Leichname alle ausgraben und sie auf einmal nach dem neuen Kirchhofe in ein ehrliches Begräbniß bringen zu können. Sie warteten daher, bis die Wellen einen Knochen nach dem anderen losgerissen und irgendwo an den Strand geworfen hätten; diese sammelten sie alsdann und würfen sie einstweilen in das Loch da oben. Wäre dieses gefüllt, was nach etwa zwei oder drei Jahren der Fall sei, so würde

ein Tag festgesetzt, wo man diese Knochensammlung zusammenpackte und in Procession zu einem Grabe auf dem neuen Kirchhofe brächte, indem Jeder seine Knochenladung auf die Schultern nähme. Eine solche Procession der mit den Knochen ihrer Vorfahren bepackten Friesen muß einen ganz eigenen Anblick gewähren.

Ich sage, diese Insulaner sind zu arm, um die Ruhern ihrer Vorväter alle auf einmal dem wilden Spiele der Wogen zu entreißen. Allein wenn sie auch noch so reich wären, so würden sie doch eher alles Mögliche thun, die Knochen an ihrer jetzigen Stelle zu befestigen, als sie von ihr wegzubringen; denn diese Knochen bilden mit dem sie umgebenden Erdreiche und Hügel ein Vorgebirge, einen Wall, der wenigstens in einer Richtung die Wogen noch ein wenig aufhält. Mit Betrübniß sehen daher die Leute, wie von diesem Leichenvorgebirge ein Knochen nach dem anderen weggeschwemmt und der ganze Hügel allmälig in schmutzigen Schlamm aufgelöst wird.

Ich hoffe, man wird mich nicht anklagen, daß ich hier zu weit in das Detail des Lebens eines so unbedeutenden Völkchens, wie es die Halligenbewohner sind, die alle zusammen höchstens einige Tausend Menschen ausmachen, eingegangen bin. Ich meinerseits wollte nur, ich hätte Gelegenheit gefunden, mich noch mehr mit ihnen einzulassen und mich genauer mit ihrem geistigen und moralischen Zustande bekannt zu machen.

Die moralischen Zustände und Stimmungen sind fast in eben dem Grade verschieden wie die Organisation der Körper der verschiedenen Thierracen und Pflanzen.

Hat es nun nicht Naturforscher gegeben, die, wie z. B. der bekannte Dr. Lionet, ihr ganzes Leben und ihre ganze irdische Existenz bloß der Erforschung der Organisation eines einzigen kleinen Wurmes gewidmet haben? Und sollten nun die Zustände auf den Halligen unter dem Ensemble der großen Masse menschlicher Zustände und Staatsgesellschaften nicht wenigstens ebenso viel Recht haben, wie die Würmer unter der Menge von Elephanten, Vögeln, Fischen und anderen Thieren?

Allein sonderbarer Weise steht die Naturforschung, die sich doch nur mit lauter handgreiflichen und ungeistigen Dingen, wie Sehnen, Muskeln, Nerven, beschäftigt, viel höher als die doch viel edlere Wissenschaft, die sich die Erforschung der verschiedenartigen geistigen Zustände der Menschen zum Zweck gesetzt hat. Dr. Lionet, der Beschreiber und Kenner einer Gattung von Würmern, hat sich eine Unsterblichkeit errungen, die man Jemandem, der sich die Erforschung des Zustandes der Menschen auf den Halligen, oder anderen solchen kleinen entlegenen Inseln zum Lebensziel gesetzt hätte, nie zugestehen würde.

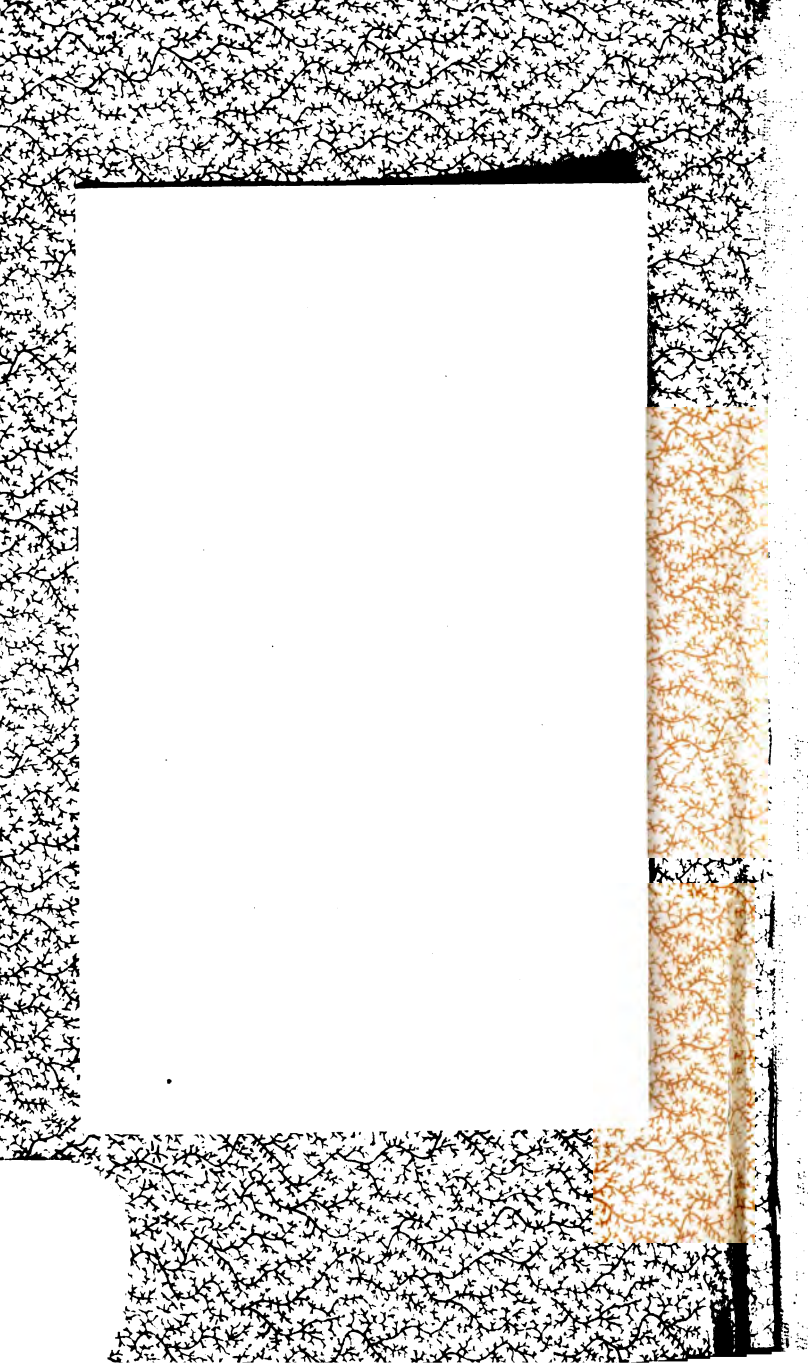
Unser Schiff war nicht weit von dem Vorgebirge, wo die Vorväter der Oländer mit ihren Armen aus den zerbrochenen Särgen in den freien Luftraum hinausgreifen, als wollten sie die Wogen beschwören und ihre Nachkommen mit ihren Gerippen noch schützen, vor Anker gegangen. Wir nahmen von unserem guten Pastor Abschied und segelten davon, indem wir alle die Oländer Hallig-Exemiten im Geiste grüßten, — diese Leute, die Gott alle Jahre straft, denen er ihr Vaterland

raubt, und denen er dafür kein anderes Land gelobt hat, als das, welches er jenseits dieser Welt in seinem himmlischen Paradiese bereit hält.

Ihr kleines, hohes, festungartiges Wurtdorf, in dem sie jetzt noch Alle in liebender Vereinigung beisammen waren, verschwand mehr und mehr vor unseren Augen in dem Nebel des Abends, wie es dereinst in den Wogen des Meeres zu versinken bestimmt ist, wonach denn alle die theueren Bande, welche die Menschen jetzt auf ihrer Wurt zusammenhalten, zerspringen werden, indem die Gemeindeglieder entweder in den Wellen untergehen, oder hierhin und dahin in verschiedene Orte des Festlandes sich zerstreuen werden, um da mit anderen größeren Gemeinden zu verschmelzen. Denn ebenso wie die zernagten Halligen selbst, so werden auch die zerstreuten Bewohner derselben allgemach immer mehr auf das Festland getrieben.

Der Schiffer, welcher uns führte, war auch ein Halligmann. Er hatte aber nur wenige Jahre seiner Kindheit dort zugebracht, sich dann während seines übrigen Lebens in Wyk auf Föhr aufgehalten und von da aus theils Handel nach Husum getrieben, theils den fremden Badegästen mit seinen Schiffen gedient. Er erzählte sehr viel Gutes von den Halligbewohnern und sagte unter Anderem, keiner käme von da aus in die „Sclaverei" (das Zuchthaus), und grobe Verbrechen würden hier nicht begangen. Er sprach fast mit Rührung, und es war, als wollte er seinen Landsleuten auf den Halligen seinen Segen geben.

Wir fragten ihn, ob er wohl wieder dahin zurück

wolle, um dort als Halligmann zu leben. „O Gott, nein", sagte er, „das hielte ich jetzt nicht aus. Ich bin nun in Wyk an ein frisches, thätiges und reges Leben gewöhnt und habe viele Bedürfnisse kennen gelernt. Ich muß unter gebildeten Menschen und dem Leben und Bewegen der Welt näher sein." — Kurz unser Schiffer sprach von Wyk, als wäre es ein kleines Paris. Denen, die Wyks Lebensfrische kennen, mag dieß etwas sonderbar erscheinen, uns aber, die wir nun auch ein Pröbchen von den Halligen gesehen, kam es ganz natürlich vor, und es war, als wenn wir in ein anderes Element kämen, als wir in den Hafen unseres Fleckens einfuhren und die Reihe der illuminirten Häuser unserer kleinen Capitale vor uns liegen sahen.

Druck der Teubner'schen Officin in Dresden.